Biogr. 587 h

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36624676730014

<36624676730014

Bayer. Staatsbibliothek

Biogr. 587 h

47

BC

Prof. Dr. Krug

Krug's Lebensreise

in sechs Stazionen

von ihm selbst beschrieben.

Nebst

Franz Volkmar Reinhard's

Briefen an den Verfasser.

Neue, verbesserte und vermehrte, Ausgabe.

Leipzig,

Baumgärtner's Buchhandlung.

1842.

138. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede zur neuen Auflage.

Als ich im J. 1825 diese Lebensreise zuerst herausgab, hielt ich es nicht für nöthig, derselben eine Vorrede, gleichsam als einen Laufpaß, mit auf den Weg zu geben. Denn ich glaubte, das Buch selbst, besonders die Einleitung, würde dem Leser schon hinreichende Auskunft über das Wie und Warum ertheilen. Aber ich hatte mich geirrt oder, wie man's auch nennt, verrechnet; was uns Menschenkindern überhaupt im Leben oft begegnet. Man bestürmte mich fast mit Fragen über jenes Wie und Warum, sowohl schriftlich und öffentlich als mündlich und unter vier Augen. Um also diesen Fehler wieder gut zu machen, will ich jetzt nachholen, was ich damal, sei's mit Recht oder Unrecht, unterlassen habe, und jene Fragen so kurz wie möglich beantworten.

Man fragte nämlich 1. warum ich auf dem Titel jenes Buches meinen deutschen Namen in den lateinischen Urceus verwandelt hätte, der so häßlich klinge und der, wenn etwa die Pseudonymität eine Maske sein solle, nichts verhülle, sondern vielmehr den wahren Namen gleich verrathe. Daran war aber Einer meiner Lehrer Schuld, der mir durch eine witzige Anspielung auf urceus und amphora ein schmeichelhaftes Kompliment machte; wie auch in der Lebensreise erzählt ist. Den häßlichen Klang hätt' ich freilich leicht vermeiden können, wenn ich

mich, wie späterhin auf dem Titel eines andern Buches, Kantharos genannt hätte. Da aber dieses ursprünglich griechische Wort auch eine Fischart und eine Käferart bezeichnet, und da ich nicht voraussetzen konnte, daß allen Lesern das plautische plenis cantharis bibere oder das horazische modicis cantharis potare gegenwärtig wäre: so hielt ich's für besser, das bekanntere Wort des Lehrers beizubehalten, ohne dabei irgend eine Maskirung zu beabsichtigen. Es war nur eine kleine und leicht verzeihliche Laune, wie sie hundert Andre und besonders Schriftsteller eben auch haben. Um aber jeden Anstoß zu vermeiden, hab' ich jetzt dieser Laune entsagt und mich rein deutsch benannt. So werden die gestrengen Herren wohl zufrieden gestellt sein; denn ich zeige ihnen dadurch offenbar meinen guten Willen, auch nicht einmal ihren zarten Ohren durch ein übeltönendes Wort beschwerlich zu fallen.

Man hat 2. gefragt, warum ich mein Leben in einem scherzhaften Tone beschrieben hätte, da doch das menschliche Leben überhaupt nichts weniger als etwas Scherzhaftes und daher eine solche Darstellung desselben unziemlich sei, besonders für einen Philosophen. Hierauf ist aber die Antwort sehr leicht. Denn einmal ist die Darstellung meines Lebens nicht durchaus scherzhaft, sondern nur hin und wieder, in andern Stellen dagegen sehr ernsthaft. Wie nun im menschlichen Leben Ernst und Scherz mit einander wechseln, so darf ja wohl auch die Darstellung desselben in gleicher Weise abwechseln nach der französischen Regel: Passer du plaisant au sévère, und

umgekehrt. Und was den Philosophen betrifft, so hab' ich einen solchen nimmer leiden mögen, der stets mit einem so gravitätischen Ernst einher schreitet, als hielt' er allen Scherz für Sünde oder wenigstens unter seiner Würde, die bei solchen ernsthaften Bestien (wie Jemand — ich glaube Schlegel — die Menschen überhaupt nannte) meist nur eingebildet ist. Auch wollt' ich, da ich mich eben in einer trüben Stimmung befand, durch Darstellung meines Lebens mich nicht noch trüber stimmen, sondern vielmehr erheitern. Und siehe da! das Mittel schlug an. Denn als ich die letzte Zeile schrieb, befand ich mich in einer ganz andern und viel bessern Stimmung. Mein Geist hatte sich erheitert; und dieser Heiterkeit bedarf gerade der Geist der Gelehrten am meisten, wenn seine Arbeiten gelingen sollen. Ueberdieß könnt' ich auch wohl mit Göthe sagen, ohne dadurch mich ihm gleichstellen zu wollen:

„Wenn ich den Scherz will ernsthaft nehmen,
„So soll mich Niemand darum beschämen;
„Und wenn ich den Ernst will scherzhaft treiben,
„So werd' ich immer derselbe bleiben."

Man hat mich z. gefragt, warum ich mich in der Erzählung als einen Verstorbnen, der sein Leben auf Erden im Himmel für die Erdbewohner beschreibt, dargestellt hätte, und ob diese Fikzion nicht etwas seltsam oder wohl gar widersprechend wäre. — Nun, wenn sie das auch wäre, so ist sie ja ganz unschuldig, da sie keinen Menschen täuschen kann und wird. Ich machte sie nur, um mein ganzes Leben recht unbefangen zu überschauen und zu beurtheilen, indem ich mich als erhaben über jede

irdische Rücksicht auf Personen und Sachen dachte. Ich wollte also gleichsam ein Todtengericht, und zwar ein möglichst unparteiisches, über mich selbst halten. Ist denn das etwas Anstößiges oder Tadelnswerthes?

Aber, fragte man 4. dagegen, ist nicht jede Beschreibung des eignen Lebens etwas Bedenkliches und Unzuverlässiges? Warum hast du nicht lieber ein fremdes Leben, das dich interessirte, da du mit soviel ausgezeichneten Männern in nähere Berührung gekommen, statt des eignen beschrieben und dieses lieber einer fremden Feder überlassen? Hat nicht der Zeuge und Richter in eigner Sache immer einen starken Verdacht der Parteilichkeit gegen sich? — Immerhin mag das der Fall sein. Aber daraus folgt noch lange nicht, daß jede Autobiographie parteiisch und jede Heterobiographie unparteiisch sein müsse. Wenn der Autobiograph nur den festen Willen hat, überall die Wahrheit zu sagen: so kann und wird er auch über sich selbst so unparteiisch als über Andre urtheilen. Und daß ich jenen Willen hatte, kann ich mit gutem Gewissen versichern. Darum hab' ich auch, wo es galt, meine Fehler und Schwachheiten offen dargelegt, ja offner, als es Mancher von meinen nähern Freunden und Bekannten wünschen mochte. Ich wollte also durchaus keinen Panegyrikus statt einer Konfession schreiben, und kann ebendarum, weil überall bona mixta malis sind, auch in dieser Hinsicht mit Göthe sagen:

„Ich bin nun, wie ich bin;
„So nimm mich denn hin!“

Nur darin kann ich dem großen Dichter nicht beistimmen, wenn er nach Eckermann's Gesprächen mit ihm (Th. 2. S. 131.) einen solchen Abscheu vor der Selbkenntniß, die doch aller Weisheit Anfang ist, hatte, daß er sagte: „Ich kenne mich nicht und Gott soll mich davor behüten." Ich gestehe vielmehr, daß ich mich durch diese Autobiographie noch besser als vorher habe kennen lernen, und freue mich darüber so, daß ich nicht begreife, wie G. etwas der Art sagen konnte, wenn er nicht die geniale Eitelkeit hatte, etwas recht Auffallendes oder Außerordentliches sagen zu wollen. Und wenn, wie ich aus sichern Quellen weiß, nicht nur mancher Gelehrte und Geschäftsmann, sondern auch ein regierender, sehr geistreicher, im Umgange mit Göthe, Wieland und Herder gebildeter Fürst — der vormalige Großherzog von Weimar Karl August — meine Lebensreise mit Theilnahme gelesen: so müssen sie doch wenigstens etwas Anziehendes darin gefunden und das Vertrauen gehabt haben, daß meine Erzählung nicht mehr Dichtung als Wahrheit enthalte. Zur Erweckung dieses Vertrauens sollten auch die angehängten Briefe Reinhard's dienen. Denn sie beglaubigen manche Thatsache, die sonst mancher Leser für unglaublich halten könnte. Jener ausgezeichnete und wackere Mann aber hatte sich um mich so verdient gemacht, daß ich schon aus Dankbarkeit verpflichtet war, seinen Briefen als Zeugnissen vor allen andern, die wohl noch von größern Männern herkamen, den Vorzug zu geben. Ohnehin fehlt' es an Platz, auch diese abdrucken zu lassen.

Sind aber durch den Abdruck jener manche Personen kompromittirt worden, so ist das nicht meine Schuld. Auch sprach der Edle seinen Tadel immer mit möglichster Schonung und Milde aus, während andre Briefe zum Theile Fulminazionen enthielten, deren Abdruck ich nicht hätte verantworten können. Also war es besser, sie der Vergessenheit zu übergeben nach dem Spruche: Transeant cum caeteris!

Uebrigens hab' ich mich bestrebt, diese neue Ausgabe der Lebensreise so vollkommen als möglich durch Verbesserungen und Zusätze zu machen. Letztere betreffen vornehmlich die Periode vom 55. bis zum 72. J. meines Lebens, eine Periode, in welche noch manches wichtige Ereigniß fiel, das nicht mit Stillschweigen übergangen werden durfte. Und somit empfehl' ich mich von neuem dem freundlichen Andenken geneigter Leser, da ich nun bald meine irdische Lebensreise wirklich beschließen werde, um eine himmlische anzutreten, die hoffentlich weit besser sein wird, wenn es Gottes gnädiger Wille ist. Meinen innigern Freunden aber sag' ich ein herzliches Lebewohl in folgenden Worten:

Euch, Freunde, die auf dieser Pilgerreise
Mir treu zur Seite gingen, die mich weise
Belehrten, wenn mir drohte hier Gefahr
Zu straucheln, oder, wenn von dort ein Aar
Auf mich sich stürzen wollte ungestüm,
Mit Kraft verscheuchten schnell das Ungethüm;
Die herzlich mit mir theilten alle Freuden
Und süßen Trost mir brachten auch in Leiden —
Euch Allen, Theure, sei dieß Schriftdenkmal geweiht!
Euch Allen Dank und Heil in Zeit und Ewigkeit!

Inhalt.

Einleitung.

1. Stazion.

Die Kinderjahre.
1770—1782.

2. Stazion.

Die Schuljahre.
1782—1788.

3. Stazion.

Die Studentenjahre.
1788—1794.

4. Stazion.

Die akademischen Hungerjahre.
1794—1801.

5. Stazion.

Die preußischen Dienstjahre.
1801—1809.

6. Stazion.

Die sächsischen Dienstjahre.
1809—****

1. Anhang.

Leipziger Freuden und Leiden, besonders im J. 1830.

2. Anhang.

Reinhard's Briefe an den Verfasser.

3. Anhang.

Verzeichniß der Schriften des Verfassers.

Omnibus semper placuisse, res est
Plena fortunae; placuisse paucis,
Plena virtutis; placuisse nulli,
Plena doloris.

Balde.

Zwischen Freunden und Feinden haben Bücher und Menschen ihr Leben zu vollbringen; sie werden die Einen lieben und wegen der Andern sich trösten.

Köppen's vertraute Briefe über Bücher und Welt. Th. 2.

Einleitung.

Als unser Herr Gott die Welt erschaffen, und Adam sein Evchen zum ersten Male geküsst hatte, glaubt' ich freilich nicht, daß ich je würde geboren werden; noch weniger dacht' ich daran, meine Lebensreise zu beschreiben. Denn wiewohl, nach mancher Theologen und Philosophen Meinung, meine Seele, wie alle die andern, gleich im Anfange der Dinge mit erschaffen worden: so wusste sie doch natürlich damal noch nichts davon, daß sie auf dem Welt-Maulwurfs-Hügel, den die Menschen ihre Erde nennen, mit einem menschlichen Leibe würde bekleidet werden. Ebensowenig wusste sie, daß dieß im Jahre der Welt 5754 oder im Jahre Christi 1770 zu Radis bei Wittenberg geschehen würde. Noch weniger aber wusste sie, daß sie nach mancherlei, bald erfreulichen bald traurigen, mitunter auch seltsamen und lächerlichen Schicksalen Professor zu Leipzig werden und endlich ebendaselbst ihren Leib wieder ablegen würde. Denn der geneigte Leser soll wissen, daß ich bereits wieder, wie man's dort unten nennt, gestorben (eigentlich aber erst recht aufgelebt) bin, und daß ich jetzt hier oben im Himmel sitze und schreibe, um das, was ich schreibe, mit der nächsten Eilpost d. h. mit dem nächsten Kometen, der mit seinem Schweife die Erde berühren wird, meinem dortigen Freunde, dem Buchhändler N. N. zu überschicken, damit er es drucken lasse und nach allen vier Weltgegenden hin verbreite.

Da ich nämlich nun einmal auf der Erde geboren worden und solche Schicksale erlebt habe, so will ich sie auch erzählen oder eine Beschreibung von meiner irdischen Lebensreise machen;

und zwar aus mancherlei Gründen, hauptsächlich aber deswegen, weil es wohl gar einem Jemand dort unten einfallen könnte, mein Leben zu beschreiben, wenigstens einen sogenannten Nekrolog von mir in der allgemeinen Zeitung oder sonst wo zu machen; und weil dieser Biograph oder Nekrologist gar leicht mein ganzes Leben — sit venia verbo — verhunzen könnte. Denn ich glaube während meines Lebens dort unten bemerkt zu haben, daß die meisten Schreiber der Art als Heterobiographen aus ihrem Manne ein ganz anderes Ding machen, als er wirklich war. Nun machen es zwar die Autobiographen oft auch nicht besser, indem sie ihr eigenes Leben und folglich auch ihr werthestes Ich mit Hülfe jener Zauberkraft verschönern, die man Phantasie nennt. Diese hält ihnen gleichsam einen magischen Spiegel vor, in welchem sie sich ganz anders anschauen, als sie wirklich waren. Darum geben sie dann „aus ihrem Leben," wo nicht statt Wahrheit lauter Dichtung, so doch „Wahrheit und Dichtung," also jene mit dieser stark versetzt, ja so innig verschmolzen, daß man beide gar nicht mehr unterscheiden kann. Mein Vorsatz aber ist, jene Zauberkraft, die bei mir — außer der Jugendzeit, wo sie alle Menschen behext — nie vorherrschend gewesen, möglichst im Zaume zu halten. Ich sage, möglichst. Denn freilich kann ich nicht dafür stehn, daß nicht denn doch zuweilen jene Kraft sich mit der jedem Menschenkinde natürlichen und leider auch jetzt mir noch etwas anklebenden Eitelkeit verbinden sollte, um mir einen Streich zu spielen. Auch könnt' es wohl sein, daß ich hin und wieder einen kleinen Gedächtnißfehler beginge. Indessen fürcht' ich doch nicht, daß dieß oft der Fall sein werde, da ich eben erst von der Erde abgesegelt bin und mein dortiges Leben noch mit voller Frische und Lebendigkeit in meinem Bewusstsein trage.

Aber — muß ich leider noch mich selbst fragen — ist es denn auch wohl der Mühe werth, daß du dein eignes Leben beschreibst und es so gleichsam noch einmal durchlebst? Und darfst du dabei auf so gutmüthige oder neugierige Leser rech-

nen, daß sie dich auf dieser wieder von vorn' angefangenen Lebensreise werden begleiten wollen? — Auf diese Fragen weiß ich freilich nichts weiter zu antworten, als was man fast bei allen Unternehmungen in der Welt sagen muß: Faciamus periculum! Gelingt der Versuch nicht, langweilt sich der Leser bei meiner Beschreibung: so darf er ja nur das Buch aus der Hand legen. Ich nehm' es ihm wahrlich nicht übel. Denn in dem seligen Dämonenstande, in welchen meine Seele nun zurückgekehrt ist, kümmert sie sich gar nicht mehr um das Thun und Treiben der Menschenkinder. Sollt' es daher auch einem derselben einfallen, meine Selblebensbeschreibung recht scharf zu rezensiren, sagend, daß sie wohl ungeschrieben und ungedruckt hätte bleiben mögen: so wird mich auch das nicht ärgern. Denn ich habe mir schon dort unten nicht viel aus Rezensionen gemacht, ob ich gleich selbst deren wohl einige tausend für die hallische, jenaische, leipziger Literaturzeitungen und andre kritische Blätter geschrieben habe. Wie viel weniger werd' ich mir jetzt daraus machen, da ich, weit erhaben über die Erbärmlichkeiten der untermondlichen Welt, mitten unter den Sternen wandle? — Also faciamus periculum!

Erste Stazion.

Die Kinderjahre.

1770—1782.

> Tempestivum pueris concedere ludum.
>
> *Horat.*

Wie ich zur Welt gekommen, weiß ich ebensowenig als irgend ein andres Menschenkind. Ich glaube nur aus gutem Grunde, daß alles dabei natürlich zugegangen; denn ich bin

nicht so stolz, meine Geburt für etwas Uebernatürliches zu halten. Aber zwei fatale Umstände sollen dabei stattgefunden haben, wie mir späterhin erzählt worden. Ich kam halbtodt zur Welt, so daß die eben angezündete Lebensfackel im nächsten Augenblicke wieder verlöschen zu wollen schien. Mit vieler Mühe unterhielt man jedoch das Flämmchen, wiewohl es eine Zeit lang nur schwach fortglimmte. Die Muhmen und Gevatterinnen prophezeiheten daher, daß ich, wo nicht als Kind sterben, doch kein gesunder und kräftiger Mann werden würde. Glücklicher Weise hat das Schicksal ihre Prophezeihung zu Schanden gemacht. Ich erholte mich bald, wuchs munter heran, und erfreute mich, einige Krankheiten ausgenommen, die dort unten die meisten Menschen quälen, bis zum höhern Lebensalter fast immer einer so guten Gesundheit, daß ich während meines Erdenlebens meinen Geburtstag meist recht heiter gefeiert habe.

Aber in Ansehung dieses Tages selbst fand ein andrer fataler Umstand statt. Ich wurde in der Mitternachtsstunde zwischen dem 21. und 22. Junius geboren. Da erhob sich nun ein großer Meinungszwiespalt. Mein Vater rechnete diese Stunde zum folgenden Tage und behauptete daher, ich sei den 22. geboren. Der Pfarrer des Orts aber rechnete diese Stunde noch zum vorigen Tage und behauptete daher, ich sei den 21. geboren. Auch trug er diesen Tag in's Kirchenbuch ein. Darum ging es mir späterhin wie Buridan's Esel mit den beiden Heubündeln. Ich wusste nicht, welchen Geburtstag ich wählen sollte. In der Jugend, wo man gern etwas älter ist, neigt' ich mich zum 21., im Alter aber, wo man gern etwas jünger ist, neigt' ich mich zum 22. Jetzt, wo ich dieses schreibe, also jene Unterwelt, die man auf der Erde so verkehrter Weise Oberwelt nennt, schon verlassen habe, ist es mir gleichgültig, wie die Herren Gelehrten diese große Streitfrage entscheiden mögen.

Indessen gab diese fatale Geburtsstunde noch zu einer andern Streitfrage Anlaß. Da es gerade die schauerliche

Stunde war, wo die Geister der Verstorbnen aus ihren Gräbern hervorgehn und die Lebendigen ängstigen sollen: so meinten die Einen, ich würde einst ein Geisterseher, ein Schwärmer, ein Phantast oder ein Mystiker werden. Die Andern aber, die etwas von der Astrologie verstanden, meinten das gerade Gegentheil, indem sie sich auf den damaligen Sonnenstand beriefen. Denn da zu jener Zeit — es war eben Sommers Anfang für die nördliche Erdhalbkugel, auf der mein Geburtsort lag — die Sonne den höchsten Punkt am Himmel erreicht hatte und also auch am längsten über dem Horizonte lichtspendend verweilte: so schlossen jene Astrologen aus einer so bedeutungvollen Konstellazion, daß ich ein Freund des Lichts und der Aufklärung, mithin ein Feind aller Geisterseherei, Schwärmerei und Phantasterei, wo nicht gar ein Freigeist oder — was Einige für noch schlimmer halten — ein Razionalist werden würde. Dabei schlugen die vorhin erwähnten Muhmen und Gevatterinnen natürlich ein Kreuz, seufzten ein andächtiges „Gott steh' uns bei!" und wünschten im Stillen, der Himmel möchte doch das schwächliche Kind lieber sogleich wieder zu sich nehmen, eh' er zugäbe, daß daraus ein Teufelsbraten würde. Ich aber will dem Urtheile der Welt hinsichtlich der Frage, welche von den beiden letzten Vorhersagungen eingetroffen, keineswegs vorgreifen.

Statt dessen will ich den Lesern lieber noch etwas von den Aeußerlichkeiten sagen, unter welchen ich geboren wurde — ich meine den Geburtsort und die Familie. Zwar ist von beiden eben nicht viel zu sagen, da sie sehr obskur sind. Indessen hat doch sowohl die Oertlichkeit der Geburt als auch die Familie, aus der man abstammt, immer einen bedeutenden Einfluß auf unser Leben. Folglich dürfen diese Umstände in einer Lebensbeschreibung, die etwas pragmatisch sein soll, nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden.

Den Ort, wo ich den ersten Athemzug that und der erste Lichtstrahl mein Auge traf, hab' ich schon oben in der Einleitung beiläufig genannt. Dieses Radis — sonst ein kurfürst-

lich-sächsisches, jetzt (seit der viel beseufzten Theilung Sachsens) ein königlich-preußisches Dorf — liegt mitten im Walde und war damal fast von aller Welt abgeschlossen. Ein Fremder war daher eine seltne Erscheinung; und wenn einmal der dasige Rittergutsbesitzer, ein Kammerherr von Bodenhausen, der auf einem andern seiner vielen Güter wohnte, nach jenem Dorfe kam: so war es nicht anders, als wenn unser Herr Gott selbst angelangt wäre. Es war aber auch ein stattlicher Herr, groß, stark, und wohlgewachsen, von einer zahlreichen Familie und Dienerschaft umgeben, so daß er allen Dorfbewohnern, alt und jung, einen gewaltigen Respekt einflößte und mir noch jetzt so lebendig vor der Seele steht, als wenn ich ihn eben erst gesehn hätte. Späterhin war das alles ganz anders. Ein lebenslustiger Erbe ließ sich dort nach dem Tode des alten Herrn nieder, sahe viele Fremde zur Gesellschaft bei sich, und lichtete auch zum Theile die umgebenden Waldungen. Ja es geht nun sogar eine große Landstraße, die von Berlin nach Leipzig und Halle, mitten durch das Dorf. Sollt' es daher einmal dem heiligen Vater in Rom einfallen, mich wegen der exemplarischen Frömmigkeit, die ich während meines Erdenlebens bewiesen, zu kanonisiren und meinen Geburtsort in einen Wallfahrtsort zu verwandeln: so dürfen die frommen Pilgrimme, wenn sie in die Gegend von Wittenberg auf dem linken Elbufer kommen, nur achtgeben, in welchem, mit einem ziemlich hohen Kirchthurme geschmückten, Dorfe man die Bauerhöfe und Gärten durchbrochen hat, um eine möglichst gerade Straße zu bekommen. Das ist der Ort, wo sich das merkwürdige Faktum meiner Geburt ereignete.

In der ländlichen Stille dieses heimlichen Oertchens ward ich auch auferzogen. Mein Vater war ein schlichter Landmann, Pachter des dasigen Ritterguts. In seiner Jugend hatt' er wohl Lust zum Studiren gehabt. Da es ihm aber an allen Mitteln dazu fehlte, so hatt' er sich erst der Leinweberei, dann der Landwirthschaft ergeben. Uebrigens ein verständiger, rechtschaffener und frommer Mann, nur zuweilen

etwas herrisch, hitzig und auffahrisch. Meine Mutter (eine Verwandte des bekannten Künstlers Oeser) war ihm in den ersteren Eigenschaften gleich, aber von weit milderem und sanfterem Charakter. Dennoch stand er so ziemlich unter ihrem Pantoffel. Denn sie war zugleich schön — so schön, daß selbst S. D. der damal regierende Fürst oder, wie er späterhin von Napoleon betitelt wurde, Herzog von Dessau, ein großer Kenner und Liebhaber der Schönheit, einmal geruhete, seine fürstlichen Augen mit Wohlgefallen auf sie zu heften; wobei der guten Frau wegen ihrer Schüchternheit und ihrer strengen Grundsätze so angst und bange wurde, daß sie über Hals und Kopf davon lief. Die Schönheit aber weiß gar oft den harten Sinn der Männer zu brechen, ohne andre Waffen, als Blicke und Thränen, oder auch ein wenig Schmollen, wenn jene sanfteren Waffen nicht ausreichen wollen. Daher war meine Mutter, die mich als den jüngsten Sohn besonders lieb hatte, ja mich zuweilen wohl gar etwas verhätschelte, auch oft mein Schutz gegen den Vater, wenn dieser nach der alten Erziehungsmethode wegen eines dummen oder vorwitzigen Streichs, dergleichen ich nicht selten machte, seinen Feldstock etwas unsanft auf meinem Rücken herumtanzen ließ. So erinnr' ich mich noch mit Rührung folgender tragischen Begebenheit aus dieser frühern Periode meines Lebens.

Ich war ein leidenschaftlicher Liebhaber des Reitens. Wo ich daher einen Bauerburschen, der seine Pferde auf die Weide brachte, oder einen unsrer Dienstleute, der mit seinen Pferden arbeitete, ansichtig wurde: bat ich dringend, mich doch ein wenig reiten zu lassen. Das ging mir aber zu langsam; auch ward mein Bitten nicht immer erhört, weil ich nichts zur Unterstützung desselben zu geben hatte. Nun kam zuweilen ein Fleischer zu uns geritten, um Schlachtvieh zu kaufen. Sein Pferd war ein kleiner munterer Polak. Ich ersahe mir also einmal die Gelegenheit, während der Fleischer mit den Eltern in der Stube handelte, das vor der Thüre angebundene Pferd loszubinden, mich darauf zu schwingen und zum Hofe

hinaus zu jagen. Weil ich aber das Pferd nicht zu lenken verstand, oder weil die Bestie etwas hartmäulig war: so ging sie mit mir durch über Stock und Block, und ich stürzte herunter. Zwar nahm ich selbst keinen Schaden; aber das Pferd lief in alle Welt und war nur mit großer Mühe wieder einzufangen. Mein Vater war darüber höchlich ergrimmt und würde mich halbtodt geschlagen haben, wenn nicht die Mutter mich mit ihrem Körper gedeckt und dem Vater endlich den Stock aus den Händen gewunden hätte.

Unter den Familiengliedern aber, welche auf meine Bildung Einfluß hatten, darf ich meine Großmutter nicht mit Stillschweigen übergehn, eine herzensgute Frau, deren Herzensgüte jedoch oft in Schwäche ausartete und daher von uns Kindern häufig gemisbraucht wurde. Auch war sie den äußern Andachtsübungen sehr ergeben, betete oft mit uns bis zum Ueberdrusse, besonders Abends beim Schlafengehn, wo wir vor Müdigkeit kaum noch die Augen offen erhalten konnten und daher meist bloß mechanisch nachlallten, was sie uns vorbetete. Gewiß das sicherste Mittel, Kindern solche Andachtsübungen zu verleiden. Ueberdieß hatte sie die Gewohnheit, wenn sie des Morgens ihre kleinen Geschäfte im Hause besorgte, dabei ein geistliches Lied zu singen. Eines Morgens, als sie ebendieß that, ward ich aufmerksam auf die Melodie des Liedes und brummte sie nach, weil sie mir gefiel. Meine Großmutter betrachtete dieses ganz unabsichtliche Akkompagnement als ein besondres Zeichen meiner Frömmigkeit, liebkoste mich deshalb und beschenkte mich mit einer kleinen Näscherei. Von der Zeit an hatt' ich natürlich früh nichts Angelegentlicheres zu thun, als meine Großmutter bei ihrem Morgengesange mit meiner Stimme zu begleiten. Ich wurde nun gelobt als ein recht frommes Kind, aus dem wohl einst ein großes Kirchenlicht werden könnte; man streichelte mir die Wangen, küsste mich und steckte mir auch etwas Süßes in den Mund. Welches Kind vermöchte solchen Anreizungen zur Frömmigkeit zu widerstehn, wenn auch diese Frömmigkeit nur, halb bewusst-

los, erheuchelt war! Daher macht' ich mir auch kein Gewissen daraus, meiner lieben Großmutter, die mich selbst so schön zum Naschen angeleitet hatte, einmal ein paar Groschen zu entwenden, um mir dafür noch andre Näschereien zu erkaufen. So werden die meisten Eltern, ohne ihren Willen, die Verführer ihrer eignen Kinder; und es ist wahrlich nicht das Verdienst jener, wenn diese nicht so schlecht werden, als sie es unter den gegebnen Umständen wohl hätten werden können.

Mit dem Unterrichte war es daheim nicht viel besser bestellt, als mit der Erziehung. Eine Zeit lang ging ich in die Dorfschule, um Lesen und Schreiben zu lernen und den ersten Religionsunterricht zu empfangen. Das dauerte aber der unbeschreiblichen Schlechtheit wegen nicht lange und nahm ein wahrhaft tragisches Ende. Die Bauerjungen machten mir und meinem Bruder weiß, ein junger Bauer, vor dessen Hof wir vorbei mussten, wenn wir in und aus der Schule gingen, hör' es gern, wenn man ihn Schwerin nenne — ein Name, der damal noch im Munde des Volkes umlief, wie die Namen Keith, Seydlitz, Laudon, Daun u. a. aus dem nicht längst beendigten siebenjährigen Kriege. Wir waren einfältig genug, das zu glauben. Als wir daher vor jenem Hofe vorbei nach Hause gingen und den jungen Bauer seine Pferde eben ausspannen sahen, begrüßten wir ihn mit dem berühmten Namen, der aber für ihn ein Ekel- oder Spitzname geworden; wie und warum? weiß ich nicht mehr. Er hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als hinter uns her zu laufen und zuerst meinen älteren Bruder mit dem Peitschenstocke fast halbtodt zu schlagen. Gleiches Schicksal würde mich unfehlbar betroffen haben, wenn ich nicht ein Zetergeschrei erhoben und dadurch aus unsrem eignen nicht weit entfernten Hofe Hülfe herbeigerufen hätte. Seit der Zeit durften wir nicht mehr in die Dorfschule gehn.

Ich ward nun nebst meinen Geschwistern von besondern Hauslehrern unterrichtet. Unter diesen war eigentlich nur ein guter, Namens Brauer, dem ich viel verdanke. Die übrigen bekamen zwar mehr Gehalt und machten überhaupt mehr An-

sprüche, als jener genügsame, bescheidne, fleißige und wahrhaft fromme Mann, leisteten aber dafür weniger. Er gab mir auch den ersten Unterricht im Lateinischen und Griechischen. Nach der alten, freilich eben nicht zu lobenden, Methode legt' er dort den Cornelius Nepos, hier das neue Testament, und zwar gerade das schwerste Buch desselben, das Evangelium Johannis, zum Grunde. Indessen ersetzte der Fleiß von beiden Seiten, was der Methode fehlte. Auch hatt' er mich ebenso lieb als ich ihn, und diese gegenseitige Liebe förderte den Unterricht noch mehr. Leider behielt ich aber diesen wackern Lehrer nicht sehr lange. Er starb in unsrem Hause an der Auszehrung, aufrichtig beweint von uns allen, sowohl Eltern als Kindern, und selbst von den übrigen Hausgenossen und Dorfbewohnern. Denn sein leutseliges und menschenfreundliches Wesen gewann ihm Aller Herzen, und auch die erbaulichen Predigten, die er von Zeit zu Zeit statt des Pfarrers hielt, fanden viel Beifall bei der Gemeine.

Ich rühmte vorhin seine Frömmigkeit, obwohl dieselbe sich zuweilen auf etwas seltsame Weise äußerte. Noch erinnr' ich mich lebhaft folgender Szene. Ueber der Treppe, die zu seiner Wohnung führte, hatt' ich mit meinem Bruder eine Kaninchenhecke angelegt. Diese Thierchen mochten den Fußboden locker gemacht haben. Ich brach also durch und hing, mich zu beiden Seiten der Oeffnung mit den Händen anklammernd und so gleichsam zwischen Himmel und Erde schwebend, über der Treppe. Mein Angstgeschrei rief den Lehrer herbei. Er stellte sich auf die Treppe gerade unter mich und befahl mir, auf seine Schultern zu springen. Nachdem ich diesen salto mortale glücklich vollzogen hatte — denn im Springen, so wie im Klettern, hatt' ich eine große Fertigkeit — führt' er mich auf seine Stube, ließ mich niederknien, und nachdem er mich wegen meiner Unvorsichtigkeit tüchtig ausgescholten, musst' ich ein Vater-Unser beten, um, wie er sagte, Gott zu danken, daß ich nicht den Hals gebrochen. Nun fiel mir während dieses Gebets ein, daß er uns in einer der

letzten Religionsstunden gesagt hatte, man müsste Gott auch für das Ueble danken, was uns begegne; denn dieß sei ebenfalls eine Wohlthat Gottes. Nach Vollendung des Vater-Unsers fragt' ich ihn also ganz treuherzig, ob ich wohl auch ein Vater-Unser hätte beten müssen, wenn ich den Hals gebrochen. Diese Frage machte ihn so stutzig, daß er mich mit den Worten entließ: „Geh, du bist ein naseweiser Junge!" Vermuthlich hielt er die Frage für etwas ruchlos, was sie doch in meinem Sinne nicht war.

Da nach dem Tode dieses Lehrers nicht sogleich ein andrer zu haben war, so brachte mich mein Vater auf die Stadtschule nach Gräfenhainichen, einem Städtchen in der Nachbarschaft. Hier kam ich gleichsam in eine neue Welt, die mir aber anfangs schlecht behagte. Die Stadtjungen foppten den Dorfjungen, weil sie sich für klüger hielten. In dieser Meinung wurden sie hauptsächlich dadurch bestärkt, daß ich mich nicht sogleich in den hier eingeführten Schematismus finden konnte. Wenn z. B. der Rektor, in dessen Klasse ich kam — wo aber von Gelehrsamkeit nichts weiter getrieben wurde, als Lange's colloquia — fragte; Was ist amabitur? so musste geantwortet werden: Tertia persona singularis indicativi futuri passivi primae conjugationis a verbo amare. Und so in allen andern Fällen. An diesen Schlendrian war ich nie gewöhnt worden. Ich verstummte also anfangs, da ich ohnehin in der neuen Sphäre etwas schüchtern war, wenn sich der Rektor mit solchen Fragen an mich wandte, und staunte selbst die Weisheit der Stadtjungen an, wenn sie in der angezeigten Art antworteten. Weil ich aber doch im Grunde schon mehr Latein verstand, als alle die Jungen zusammengenommen: so eignet' ich mir auch jenen Schematismus bald an, und beantwortete nun die Fragen des Rektors meist noch besser als jene. Darob lobte mich der Rektor und stellte mich seinen übrigen Schülern zum Muster vor. Dieß und einige zu rechter Zeit ausgetheilte Ohrfeigen, wenn man sich an mir reiben wollte, flößten der städtischen Jugend bald einigen Re-

spekt ein, so daß ich nicht weiter geneckt wurde. Und da ich im Ballschlagen, Eislaufen und andern Turnübungen (welche damal die Jugend ohne Anweisung, wie ohne Verdacht politischer Umtriebe und also auch ohne Hinderniß abseiten der Polizei, anstellte) eine nicht geringere Geschicklichkeit als im Latein zeigte: so ward der Dorfjunge auch bald ein willkommner Gast bei den Spielen der Stadtjungen. Kurz, ich lernte mich fühlen und befand mich wohl, ob ich gleich sonst eben nicht sehr an geistiger Bildung wuchs. Denn der Unterricht auf jener Schule (die, wie gewöhnlich zu jener Zeit, halb Bürgerschule, halb Gelehrtenschule sein sollte, aber eigentlich keins von beiden war) war im Ganzen schlecht bestellt.

Indessen nahm sich der Superintend des Orts, Namens Hofmann, ein Freund meines Vaters, meiner an. Da ich bei ihm Wohnung und Tisch hatte, so las er zuweilen mit mir in einem lateinischen Autor. Auch gab er mir den ersten Unterricht im Französischen. Weil aber der Mann eine schwere Zunge hatte und selbst das Deutsche ziemlich hart aussprach, so war dieß noch mehr beim Französischen der Fall. Dadurch gewöhnt' ich mir ebenfalls eine harte Aussprache des Französischen an, und es kostete mir späterhin viel Mühe, mir dieselbe wieder abzugewöhnen. Ja ich muß gestehn, daß es mir damit nie ganz gelungen ist. So viel kommt auf den ersten Unterricht in jeder Sache an. Glücklicher Weise spricht man hier im Himmel nicht französisch, sondern engelisch (angelice, nicht englisch, anglice); und diese Sprache ist so leicht, daß ich sie in einer Stunde nach meiner Ankunft vollkommen inne hatte.

Nachdem ich fast ein Jahr in jenen Verhältnissen gelebt hatte, kehrt' ich in das elterliche Haus zurück, wo ein neuer Lehrer angekommen war. Von nun an wurde fest bestimmt, daß ich studiren sollte. Denn früher war dieß nicht so ausgemacht, wiewohl ich mit meinen beiden ältern Brüdern gleichmäßig im Lateinischen und Griechischen unterrichtet wurde. Allein mein ältester Bruder, der gleich anfangs zum Studiren

bestimmt und daher bald, nachdem er den ersten Unterricht empfangen, auf das Waisenhaus in Halle gebracht worden, schlug gänzlich um und ward ein Kaufmann, starb auch als solcher zu Leipzig, nachdem er bankrott geworden und darüber beinahe den Verstand verloren hatte. Der zweite bezeigte so große Lust zur Landwirthschaft, daß mein Vater, der ohnehin bei zunehmenden Jahren einen Gehülfen brauchte, ihn gern zu einem solchen heranzog, und wurde späterhin Amtsrath zu Klöden bei Wittenberg, auch Ritter des preußischen Adlerordens, indem die preußische Regierung mit seiner Amtsverwaltung sehr zufrieden war. Denn er verbesserte viel und erhöhte dadurch den Ertrag, ohne die Unterthanen zu drücken, denen er vielmehr beistand, wo er wusste und konnte; weshalb auch sein Tod sehr beklagt wurde. Weil nun aber mein Vater in seiner Jugend selbst Neigung zum Studiren gehabt hatte: so wünscht' er, daß wenigstens einer von seinen Söhnen ein Gelehrter werden möchte. Und so ward ich dazu bestimmt, da man an mir sowohl Talent als Neigung dazu bemerkt zu haben glaubte. Denn während mein Bruder den Gänsen und Hühnern nachging, saß ich oft in einem Winkel mit einem Buche in der Hand; ob ich gleich auch gern an manchen landwirthschaftlichen Arbeiten, besonders solchen, die eine stärkere Leibesbewegung foderten und wobei ich reiten oder fahren konnte, wie Ernten und Heumachen, theilnahm. Ich glaube daher, daß ich so gut, wie mein Bruder, ein tüchtiger Oekonom würde geworden sein, wenn man meiner Thätigkeit nicht absichtlich eine andre Richtung gegeben hätte.

Ein besondrer Umstand bestärkte mich noch in dem Vorsatze zu studiren. Ein Verwandter von uns, der in Wittenberg studirte und uns öfters besuchte, schilderte mir das Studentenleben mit sehr reizenden Farben. Einst nahm er mich selbst mit nach Wittenberg zur Zeit der Rektorwahl. Diese wurde dort mit großen Feierlichkeiten in der Schloß- und Universitätskirche vollzogen. Der Rektor im goldgestickten Purpurmantel zog an der Spitze sämmtlicher Professoren unter

Pauken- und Trompetenschall aus einer hintern Arkade durch das Schiff der Kirche nach dem Altare, vor welchem ein großes Katheder aufgestellt war, das er mit seinem Nachfolger bestieg. Hier hielt er eine lateinische Rede und übergab am Schlusse derselben dem neuerwählten Rektor die Insignien seiner Würde, Mantel, Zepter, Statuten, Siegel u. s. w. Der neue Rektor hielt dann eine Gegenrede, nach deren Vollendung beide Rektoren, von den Professoren der theologischen Fakultät begleitet, vor dem Altare niederknieten, während das Te Deum mit voller Orchestermusik gesungen wurde. Diese Feierlichkeit machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf meine jugendliche Phantasie. Etwas Größeres, Herrlicheres, Prachtvolleres hatt' ich noch nie gesehn. So ein Professor oder gar Rektor zu werden, schien mir das höchste Glück der Erde. Ganz besonders ehrwürdig aber erschienen mir diejenigen unter den Professoren, welche schwarze Sammetröcke und weiße Allongeperücken (die damal noch nicht ganz aus der Mode waren) trugen. Ich hätte niederfallen und anbeten mögen. Von der Zeit an war es entschieden, daß ich studiren wollte, ungeachtet ich weit davon entfernt war, nur die Möglichkeit zu denken, daß ich wohl selbst noch einmal ein so großes Thier werden könnte. Von der hinter all dieser Größe verborgenen Kleinheit hatt' ich freilich noch gar keine Ahnung.

Was sollt' ich nun aber studiren? — Das war eine große Frage. Die meisten Stimmen entschieden für Theologie. Auch mein Lehrer, selbst ein Theolog, stimmte dafür. Um mir noch mehr Lust zu machen, da er merkte, daß mir besonders das Predigen gefiel, schnitzt' er von Papier eine Stutzperücke, wie sie zu jener Zeit noch alle unsre Prediger trugen. Diese setzt' ich auf und hielt dann eine Rede von einem Stuhle herab wie von einer Kanzel. Bald darauf aber sprang ich mitsammt der Perücke in eine Pfütze, wo das schöne papierne Lockengebäude zu Grunde ging. Einige meinten jedoch, ich wäre ein zu wilder Junge und hätte kein geistliches Blut. Eher würd' ich zu einem Soldaten taugen, da ich das Soldatenspiel

liebte und bei diesem Spiele, das damalige militarische Prügelsystem nachahmend, gern auf die Jungen losschlug, mit denen ich spielte, wenn sie meinem Kommando nicht gehorchen wollten. Noch Andre meinten, ich würde wohl ein Poet werden. In diesen Verdacht fiel ich unschuldiger Weise durch ein paar Verse, die ich einmal am Vorabende des Pfingstfestes machte und meinem Vater unter die Serviette auf den Teller legte. Sie lauteten so:

Die Pfingsten sind nun da,
Sie sind schon vor der Thüre;
Die Kuchen bäckt Mama,
Die Leute gehn zu Biere.
Drum, lieber Vater, mich zu freun,
Gieb mir doch nur zwei Gröschelein!

Natürlich erhielt ich sie; und dieses kleine Honorar erfreute mich mehr, als irgend eins, das ich später für meine größeren Werke bekommen habe.

Indessen blieb es dabei, daß ich Theologie studiren sollte, da Mutter und Großmutter eine große Vorliebe für den geistlichen Stand hatten und sich schon im Geiste darauf freuten, mich einst auf der Kanzel paradiren zu sehn. Ich fing also nun auch an, hebräisch zu lernen und — gleichsam als Präludium zum künftigen Stande — den Kirchengesang der Gemeine auf der Orgel in unsrer Dorfkirche zu begleiten. Mit diesem Orgelspiele war es freilich nicht weit her, da meine musikalischen Kenntnisse und Fertigkeiten noch sehr beschränkt waren und nicht einmal meine Füße zulangten, das Pedal zu treten. Allein dem letzteren Mangel half mein Lehrer ab, indem er sich an meine Seite auf der Orgelbank setzte und mit seinen Füßen unten das Pedal trat, während ich mit meinen kleinen Händen auf den Tasten herumfingerte. Und was den ersteren Mangel betrifft, so nahmen es die Bauern natürlich nicht so genau, wenn ein falscher Griff mit unterlief; sie hatten vielmehr ihre Freude an dem kleinen Organisten und meinten, Pachters Traugottchen — so hieß ich im Dorfe — könnte wohl auch einst ihr Kantor werden. Denn diesen

Titel führte ihr Schulmeister und dieser war zugleich Organist und Küster.

Mein Vater sahe jedoch wohl ein, daß, wenn ich Theologie studiren sollte, ich nicht in seinem Hause die nöthige Vorbildung zur Universität erhalten konnte. Die Stadtschule in Gräfenhainichen war auch nicht dazu geeignet. Er sahe sich also nach einer höhern Lehranstalt um, auf die er mich bringen könnte. Nach Halle aber, wozu Einige riethen, wollt' er keinen Sohn wieder bringen, weil der älteste dort nichts gelernt hatte. Während er nun darüber in Sorgen war, kam der Kammerherr von Bodenhausen mit seiner Familie zu einem Besuche nach Radis und brachte auch seinen Hauslehrer mit, Namens Döring, der späterhin als Philolog und Direktor des Gymnasiums in Gotha der gelehrten Welt so rühmlich bekannt wurde und mir von jener Zeit an immer seine Freundschaft erhalten hat. Dieser Mann, ein Zögling der Schulpforte, rieth meinem Vater, mich ebendahin zu bringen, zeigte ihm auch Mittel und Wege, dort eine Freistelle für mich zu erhalten, da mein Vater bei seiner zahlreichen Familie auf möglichste Kostenersparniß denken musste. Ich erhielt auch bald eine solche Stelle und verließ im Sommer 1782 das väterliche Haus unter vielen Thränen. Denn da ich hörte, daß Pforte zwei Tagereisen von Radis entfernt sei: so glaubt' ich nicht anders, als daß es am Ende der Welt liege, und zweifelte, ob ich je die geliebte Heimat wieder sehen würde. Es giebt wohl kaum ein schmerzlicheres Gefühl, als dasjenige, welches das erste Losreißen vom Boden, auf dem man gewachsen, und das Fortziehn in eine ferne unbekannte Gegend erregt. Wie aber in der Jugend alles flüchtig ist, so vertrockneten auch jene Thränen sehr bald, als ich nur erst über die Gränzsteine der heimatlichen Fluren hinaus war. Der Reiz der Neuheit aller der Gegenstände, die sich nun in meinen Gesichtskreis drängten, und besonders der Anblick der ersten Berge bei Naumburg an der Saale, fesselten mein Gemüth so sehr, daß nur noch selten jenes leisere Schmerzgefühl auftauchte,

welches unsre Sprache recht treffend mit dem Namen des Heimwehs bezeichnet hat.

Zweite Stazion.

Die Schuljahre.

1782—1788.

Labor improbus omnia vincit.
Virgil.

Ich darf wohl voraussetzen, daß die sonst sächsische jetzt preußische Land= oder Fürstenschule Pforte den meisten meiner Leser, wo nicht durch Anschauung, doch durch Hörensagen bekannt sei. Die Namen Ernesti, Klopstock, Bahrdt, Barth, Schneider, Döring, Böttiger, Mitscherlich, Eichstädt, Sonntag, Fichte, Müllner, Röhr, Spohn, Nobbe, Krehl u. a. haben dieser alten und gediegnen Bildungsanstalt eine mehr als gewöhnliche Berühmtheit gegeben. Nichts also von ihrem Ursprunge aus einem vormaligen Kloster; nichts von ihrer einsamen und romantischen Lage in einem von dräuenden Ritterburgen und lachenden Weinbergen bekrönten Saalthale; auch nichts von ihrer klösterlichen Zucht und Einrichtung, die zu meiner Zeit noch weit strenger war, als jetzt, wo der mildere oder, wie Andre sagen, schlaffere und ungebundnere Geist der Zeit auch in jene Klostermauern und Kreuzgänge gedrungen ist. Alles dieß ist schon genug in Prosa beschrieben und in Versen besungen worden. Also will ich nicht acta agere, sondern gleich zu meiner kleinen Persönlichkeit übergehn.

Kaum hatt' ich das zwölfte Jahr zurückgelegt, als ich mitten im Sommer d. J. 1782 jenes Heiligthum der Musen betrat. Eigentlich sollte der Aufzunehmende 14 oder wenigstens 13 Jahr' alt sein. Man nahm es aber nicht so genau, wenn der junge Ankömmling in der mit ihm vor der Aufnahme anzustellenden Prüfung bestand. Ich bestand aber so gut, daß ich durch den Platz, der mir in der dritten Klasse angewiesen wurde, sogleich mehre zum Theil weit ältere Schüler übersprang. Das war gut und auch nicht gut. Nicht gut, weil die Uebersprungenen meist scheel darüber sahen. Gut aber, weil man, je höher man gleich anfangs kam, desto eher von der fast sklavischen Dienstbarkeit, in welcher die Untern gegen die Obern standen, erlöst zu werden hoffen durfte. Denn jene mussten diese förmlich bedienen, Wasser holen, Stuben fegen, Stiefeln oder Schuhe putzen, Kleider ausklopfen, und sogar Locken und Zöpfe machen, die damal noch allgemein getragen wurden. Wenn ein Primaner rief: „Komm' Einer her!" so musste gleich eine Schaar von Untern herbeieilen, um zu vernehmen, was der gnädige Herr zu befehlen hatte! Kam Einer nicht und wurde bemerkt, so bekam er Ohrfeigen oder Stockschläge und musste dann doch noch obendrein den verlangten Dienst verrichten. Man konnte aber auch um weit geringerer Ursachen willen zu Schlägen kommen. So gab mir einmal ein Oberer, der aber freilich seiner Malise wegen allgemein verhasst war, eine Ohrfeige bloß darum, weil mein zu jener Zeit noch etwas röthliches Haar ihm zu misfallen das Unglück hatte. Solcher Unfug wurde zwar hart bestraft, wenn die Lehrer Kunde davon erhielten. Aber wehe dem, der ihnen diese Kunde zubrachte! Er hieß ein Pfeifjunge und musste fürchten, communia (scil. verbera) zu bekommen. Das Unrecht geduldig ertragen, war das einzige Mittel es zu mildern. An persönlichen Widerstand war nicht zu denken. Das hätte für Rebellion gegen die legitime Gewalt gegolten, ungeachtet diese nur eine usurpirte war. Denn die Obern sollten zwar nach der scholastischen Subordinazion eine gewisse Aufsicht über die Untern

führen, aber dieselben nicht mishandeln. Wie jedoch im Staate oft mächtige Vasallen oder Beamte, trotz den Befehlen des Regenten, ihre Untergebnen drücken und quälen: so geschah' es auch dort in der Schule. Der Mensch hat nun einmal einen so natürlichen Hang zum Despotismus, daß selbst jugendliche Herzen nicht frei davon bleiben.

Indessen ward auch dort zuweilen auf eine exemplarische Weise Rache geübt. Noch steht mir ein Ereigniß dieser Art lebhaft vor Augen, das sich einige Zeit nach meiner Aufnahme zutrug und das ich hier gleich im Vorbeigehn erzählen will, weil es einen sehr berühmten Mann betrifft und zugleich ein anschauliches Bild von dem damaligen Zustande jenes kleinen Schulstaates giebt. Fichte war nicht lange vor meiner Zeit von der Pforte abgegangen und hatte daselbst den Nachruf eines sehr strengen Obern hinterlassen. Nun kam er späterhin als leipziger Student zum Besuche nach Schulpforte. Wir saßen eben bei Tische, als er in den großen Speisesaal hereintrat und dem Lehrer, der die öffentliche Aufsicht hatte, seine Aufwartung machte. Kaum erblickten ihn aber diejenigen Schüler, die er als Oberer etwas streng behandelt haben mochte und die nun selbst Obere geworden: so fingen diese an, mit den Füßen zu scharren und zu trommeln. Diese lärmende Fußbewegung theilte sich wie ein elektrischer Schlag dem ganzen Haufen mit. Es entstand ein Getöse, als wenn die Erde bebte, und das Kreuzgewölbe des Speisesaals einstürzen sollte. Vergebens gebot der Lehrer Stille; vergebens suchte der Fremdling durch eine imposante Stellung dem Sturme Trotz zu bieten, um abzuwarten, bis sich derselbe legen würde. Der Lärm ward immer ärger, und endlich flogen sogar abgenagte Knochen nach dem Fremdlinge, um ihn aus dem Saale zu treiben. Er musste sich folglich doch entschließen zu gehn, und der Lehrer begleitete ihn bis vor die Thüre, um ihn nur gegen das Knochen-Bombardement zu schützen. Als der Lehrer zurückkam, herrschte die tiefste Stille in Erwartung einer tüchtigen Strafpredigt. Der Lehrer aber, der die Ursache des Aufruhrs wohl

gemerkt haben mochte, sagte bloß mit einer halb drohenden halb lächelnden Miene: „Nun, wir hätten's doch nicht so arg machen sollen" — gleich als hätt' er selbst mit gepocht.

In diesen Haufen junger, muthwilliger, zum Theile roher Leute ward ich nun als ein zwölfjähriger Knabe hineingeworfen. Ich fand darunter auch nicht Einen Bekannten; alle waren mir wildfremd. Verlassen und traurig stand ich an einer Ecke des Kreuzgangs, in welchem die Schüler während der Freistunden — wie man's nannte — zu ambuliren pflegten. Denn außer dem Schulhause sich zu ergehn, war damal — mit Ausnahme weniger Sommertage unter Führung eines Lehrers — noch nicht erlaubt; nur die Obern nahmen sich selbst zuweilen die Erlaubniß. Da trat ein gutmüthiger Schüler zu mir, redete mich freundlich an, fasste mich unter den Arm und ambulirte mit mir. Ach wie wohl that das dem gepressten Herzen! Der Freundschaftsbund war auf der Stelle geschlossen. Jener Schüler hieß Homeyer und hat späterhin als preußischer Artilleriehauptmann einige Schriften über die reine Geographie herausgegeben, über welche er auch, da wir uns in Königsberg wieder zusammen fanden, in meinem dasigen Hörsaale Vorlesungen hielt. Wer von uns beiden hätte damal ein solches Wiederzusammenfinden geahnet! Jetzt ist er todt. Aber sein Andenken ist mir noch immer theuer, weil er mir das erste freundliche Gesicht in Pforte zeigte.

Mein guter Genius führte mir auch einen guten Obergesellen zu. So hießen in der dortigen Schulsprache die Obern, welche mit den Untern, die ebendarum ihre Untergesellen hießen, in einer und derselben Zelle zusammen wohnten. Von Mittelgesellen wusste man damal noch nichts. Denn da noch keine besondre Wohnstuben und Schlafsäle vorhanden waren: so wohnten und schliefen in den meist sehr kleinen Zellen nur zwei Schüler, ein Oberer und ein Unterer — eine Einrichtung, die ihr Gutes, aber auch ihr Böses hatte. Denn sie gab auch häufig zu stummen Sünden Anlaß. Der Obere sollte jedoch eigentlich der nächste Aufseher und Lehrer

des Untern sein. Bekam also jemand einen guten Obergesellen, so war dieß ein großes Glück; und dieses Glück wurde mir zu Theil, was ich dem Himmel nicht genug danken kann. Mein Obergeselle hieß Leisner, war ein sehr fleißiger und ordentlicher Mensch, und hat sich späterhin als Schulmann verdient gemacht. Seine Fähigkeiten waren zwar nicht ausgezeichnet; aber sein eiserner Fleiß ersetzte diesen Mangel. Er las mit mir griechische und römische Autoren, ließ mich Ausarbeitungen (sogenannte exercitia styli) machen und weihte mich auch in die Mysterien der lateinischen Poesie oder vielmehr Prosodie ein. Denn lateinische Verse machen war damal eine Hauptbeschäftigung der Portenser. Ich habe daher auch während meines Aufenthalts in Pforte eine Unzahl solcher Verse gemacht. Bin ich gleich dadurch kein Dichter im eigentlichen Sinne geworden, weil ich nicht dazu berufen war: so reut mich doch die darauf verwandte Zeit keineswegs. Denn eigne Versuche in der Dichtkunst lehren uns die Schönheiten dichterischer Werke inniger fühlen und richtiger schätzen, bilden den Geschmack auch in Bezug auf andre Kunstwerke, und geben selbst der prosaischen Darstellung eine größere Gewandtheit, weil man beim Versemachen auf die Auswahl und Stellung der Worte eine ganz besondre Sorgfalt verwenden muß.

Uebrigens war der Schulunterricht in Pforte damal fast ausschließlich der Philologie im engern Sinne, nämlich der altklassischen, gewidmet. In den öffentlichen Lehrstunden sowohl als in den sogenannten Repetirstunden (deren zu jener Zeit viel mehr waren als jetzt, wo man dem Privatfleiße der Schüler — wohl nicht zu ihrem Vortheile — weit weniger überlässt) wurden hauptsächlich nur griechische und römische Klassiker gelesen, erklärt und nachgeahmt. An Geschichte, Erdbeschreibung, Naturkunde und andre sogenannte Realien ward wenig oder gar nicht gedacht. Allerdings war das eine zu große Beschränktheit in der geistigen Bildung der Jugend. Aber da man jenen Mangel nachher auf der Universität wohl ersetzen konnte, wenn man nur auf der Schule einen tüchtigen

Grund gelegt hatte: so war der Schade nicht so groß, als bei der jetzt auf den meisten gelehrten Schulen herrschenden Vieltreiberei, die in Allem etwas, aber im Ganzen nichts leistet.

Die Mathematik machte jedoch eine Ausnahme. Sie war nicht nur ausdrücklich in den Lehrkreis aufgenommen, sondern sie hatte auch in dem M. Schmidt, der dort schlechtweg der Mathematikus oder abgekürzt der Matthes hieß, einen Mann gefunden, der diese unendliche, Raum und Zeit mit Riesenarmen umspannende, Wissenschaft ebenso gründlich als angenehm vorzutragen wusste. Mich zog diese Wissenschaft gewaltig an. Ich hatte bis dahin nur ein wenig rechnen gelernt, und zwar bloß mechanisch, ohne klares Bewusstsein irgend eines Grundes der gegebnen Regeln. Nun hört' ich zuerst, warum man so verfahren müsse. Und das gefiel mir ungemein. Noch mehr aber als die Arithmetik mit ihren Zahlen zog mich die Geometrie mit ihren Figuren an. Das war mir etwas ganz Neues. Ich hatte nicht einmal den Begriff von einer Wissenschaft, welche räumliche Größen, sogar den Erdball und das ganze Sonnensystem, ausmessen lehre. Es wurden jedoch in den öffentlichen Lehrstunden, außer der reinen Mathematik, nur einige Theile der angewandten, als Mechanik, Astronomie und Architektur, vorgetragen, und auch diese nur in den höhern Klassen. Daher vereinigt' ich mich späterhin mit einigen Schülern, die von gleicher Liebe zur Mathematik beseelt waren — unter welchen sich auch Steinhäuser, nachheriger Professor der Mathematik in Wittenberg und Halle, befand — um Privatunterricht in allen Theilen der Mathematik beim M. Schmidt zu nehmen.

Dieser Mann war überhaupt einer der einflussreichsten Lehrer in Bezug auf die Bildung der Jugend, und wurde daher auch von dieser, trotz seinem unansehnlichen Aeußern, seiner übertriebnen Aengstlichkeit und daraus hervorgehenden Strenge, so wie seiner fast in's Lächerliche fallenden Orthodoxie, sehr geachtet und geliebt. Was die letztere betrifft, so mischt' er sie selbst da ein, wo sie gar nicht hingehörte. In

der Geometrie z. B. unterließ er nie, bei der Lehre vom Triangel das Geheimniß der heiligen Dreieinigkeit wenigstens zu erläutern; denn daß es nicht eigentlich begriffen und bewiesen werden könne, musst' er freilich eingestehn, da er es einmal für ein übervernünftiges Geheimniß erklärt hatte. Ebenso pflegt' er in seinen Privatvorträgen über die deutsche Dichtkunst und deren Geschichte Klopstock vorzüglich wegen seiner in der Messiade ausgesprochnen Rechtgläubigkeit zu loben, Lessing aber wegen seiner aus dem Nathan hervorleuchtenden Ungläubigkeit sehr zu tadeln. Zwar ließ er dem Gedichte als solchem alle mögliche Gerechtigkeit widerfahren; aber, setzt' er hinzu, es sei wie von einem bösen Geiste eingegeben. Ich konnte nicht umhin, ein so drolliges Urtheil in folgendes Epigramm zu fassen und dieses meinen Nachbarn in's Ohr zu flüstern:

Der schönste Geist gebar den weisen Nathan,
Empfangen von dem häſslichsten, dem Satan!

Uebrigens waren ebendiese Vorträge höchst anziehend und wurden für Viele von uns ein Anlaß, uns auch in der deutschen Dichtkunst zu versuchen; was sonst eben nicht geschehen, da man in Pforte nur gewohnt war, sich mit der lateinischen und griechischen Poesie zu beschäfftigen. Wir legten diese Versuche oft dem M. Schmidt zur Prüfung vor; und da er selbst einen recht hübschen Vers machte und uns manche seiner Gedichte vorlas: so hatte diese Wechselwirkung, gleichsam ein poetischer Wettkampf zwischen Lehrer und Schülern, einen sehr heilsamen Einfluß auf die Bildung derer, so daran Theil nahmen.

Unter den übrigen Lehrern war der ausgezeichnetste Geißler, der als Rektor an der Spitze des ganzen Schulstaates stand. Ein würdiger Mann, mit Recht gravissimus genannt, wenn er lateinisch angeredet wurde. Schon sein Aeußeres imponirte, so daß, wenn er in die Klasse hereintrat oder in den Speisesaal, der auch als Betsaal und überhaupt als allgemeiner Versammlungsort diente, alles mäuschenstill war. Aber seine Gravität hatte durchaus nichts Pedantisches, nichts Hartes, nichts Zurückstoßendes. Er hatte sich in frühern Le-

bensverhältnissen als Kirchenrath und Direktor des Gymnasiums zu Gotha durch den Umgang mit dem Herzoge Ernst, der ihn sehr hoch schätzte, einen gewissen Weltton angeeignet, und sein edles Herz liebte die Jugend, die seiner väterlichen Leitung anvertraut war. Ich war ihm durch meinen Vater besonders empfohlen oder, wie man's dort nannte, an ihn rekommandirt. Dieß verschaffte mir öfteren Zutritt zu ihm. Er empfing mich immer freundlich, ungeachtet mit seinem Amte eine Menge lästiger Geschäfte verknüpft waren. Nur ein einziges Mal schalt er mich aus, als ich ohne seine Einwilligung Bücher gekauft hatte und, da er mein Geldverleger war, nun die Bezahlung von ihm verlangte. Ich mochte wohl bei diesem Handel weder die Brauchbarkeit noch die Preiswürdigkeit der Bücher berücksichtigt haben. Es verdroß mich aber doch ein wenig, daß ich eben darüber Schelte bekam, weil ich glaubte, das Geld nicht unnütz angewandt zu haben. Indeß verlor sich dieser Verdruß bald wieder; denn ich hatte den Mann ungemein lieb. Groß war daher mein, so wie aller Schüler Schmerz, als dieser Mann die Schule verließ. Der Herzog von Gotha berief ihn nämlich zurück, und ernannte ihn zu seinem Hofrath und Oberbibliothekar. Meine Verbindung mit ihm wurde jedoch späterhin durch Briefe wieder angeknüpft. Auch besucht' ich ihn einmal von Jena aus in Gotha und ward von ihm ganz mit der alten Freundlichkeit empfangen. Er führte mich auf die herzogliche Bibliothek, zeigte mir deren Merkwürdigkeiten, und stellte mich auch dem eben anwesenden Herzoge vor, der aber freilich von einem so jungen Menschen wenig Notiz nahm, und bloß ein paar ganz gewöhnliche Fragen an mich richtete. Da es indeß der erste Fürst war, dem ich so nahe kam: so machte diese Erscheinung einen tiefen Eindruck auf mein junges Gemüth, und das Bild dieses gelehrten und biedern Fürsten steht noch recht lebhaft vor meiner Seele.

An die Stelle jenes würdigen Mannes kam Barth, der vorher Konrektor an derselben Schule war. Es kann wohl nicht leicht zwei Männer geben, die sowohl als Menschen über-

haupt, wie auch als Gelehrte und Schulmänner insonderheit, einen stärkern Kontrast bildeten, als Geißler und Barth. Dieser Kontrast sprach sich schon körperlich recht offen aus. Der erste war lang und hager, der Andre kurz und dick. Jener war blond, dieser braun. Jener hatte ein längliches Gesicht, an welchem Stirn und Nase hervortraten und bloß das Kinn sich zurück zog; dieser hatte ein rundes Gesicht, in welchem Stirn und Nase sich nach innen zogen, das Kinn aber vorsprang. Auch ihre Bewegungen, ihre Sprache und ihre Handschrift bildeten einen solchen Gegensatz. Hier hätte ein Lavater seine physiognomische Kunst erproben können, um aus dem Aeußern das Innere zu entziffern. Denn dieses Innere war nicht minder kontrastirend. Geißler hatte ein ruhiges, gesetztes, sich fast immer gleich bleibendes Gemüth; Barth war leicht beweglich, heftig auffahrend. Jener besaß mehr Welt- und Menschenkenntniß, dieser mehr Schul- und Bücherkenntniß. Jener war mehr Pädagog als Philolog, dieser mehr Philolog als Pädagog, ja ein wahres Sprachgenie; denn er war nicht bloß im Griechischen und Lateinischen jenem weit überlegen, sondern er hatte auch die orientalischen und viele neuere Sprachen so inne, daß er darin Unterricht gab, welchen Unterricht ich auch benutzte, wiewohl seine Aussprache (besonders im Englischen) nicht die beste war. Und während jener im Umgange mit Andern, vornehmlich mit Fremden, welche die Schule häufig besuchten, nichts weniger als pedantisch und submiß war, obwohl höflich und zuvorkommend: fiel dieser oft mit seinem Anstande und seiner Unterwürfigkeit gegen Höhere in's Lächerliche. Wenn z. B. der Schulinspektor oder ein andrer Mann von Bedeutung nach Pforte kam und mit dem Rektor im Kreuzgang oder Speisesaal auf und ab ging: so kehrte Geißler bei der jedesmaligen Wendung ganz ruhig um, ohne auf die rechte oder linke Hand zu achten; Barth aber schlug allemal hinter dem vornehmen Fremden herum einen possirlichen Haken, um ihm die linke Hand abzugewinnen, weil er es für unziemlich hielt, irgend

einmal zur Rechten desselben zu gehn. Mir kam das vornehmlich darum so komisch vor, weil ich bei der Hasenjagd oft gesehen hatte, wie die Hasen solche Haken schlugen, um den Hunden zu entrinnen.

Es war wohl natürlich, daß zwei Männer so verschiedenes Gepräges nicht mit einander einstimmen konnten. So lange daher Geißler Rektor und Barth Konrektor war, gab es immer Mishelligkeit unter ihnen; dieser, seine Ueberlegenheit an gelehrten Kenntnissen fühlend und eifersüchtig auf das Ansehn, welches jener dennoch zu behaupten wusste, wirkte bald insgeheim bald offen dem entgegen, was jener bezweckte. Daß dieser Zwiespalt nachtheilig auf die Schule wirkte, versteht sich von selbst. Es war daher wenigstens in dieser Hinsicht gut, daß Geißler die Schule verließ; denn nun hörte doch die beständige Reibung auf. Indeß hörte Barth nicht auf, seine Eifersüchtelei gegen jenen auch noch späterhin gelegentlich zu äußern. So war es gewöhnlich, daß am Neujahrstage von einem Primaner eine lateinische Rede gehalten wurde, welche der Rektor vorher durchsahe. Nun fiel mir diese Rede an dem ersten Neujahrstage zu, der auf Geißler's Abgang folgte. Mein Herz war so voll von Achtung und Liebe gegen diesen Mann, daß, als ich in der Rede, wie gewöhnlich, die Schulveränderungen des vergangenen Jahres erwähnte, meine ganze Beredtsamkeit sich in Geißler's Lob ergoß und zugleich den großen Verlust beklagte, den die Schule durch dessen Abgang erlitten hätte. Zwar war ich wohl so klug einzusehn, daß dieß seinem Nachfolger nicht gefallen konnte. Indeß glaubt' ich diesem Uebel dadurch abzuhelfen, daß ich hinterher sagte, Gott hätte uns jenen Verlust eben durch den Nachfolger ersetzt, und daß ich nun auch diesem das gebürende Lob spendete. Allein der alte Spruch: Pectus est, quod disertos facit, bewährte sich auch hier. Der Vordersatz war besser gelungen, als der Nachsatz. Als ich daher meine Rede dem Rektor zur Durchsicht brachte, gerieth er ganz außer sich über jene Stelle. Er zerriß das Blatt und warf es mir vor die Füße, sagte, Geißler

habe sich gar nicht so verdient um die Schule gemacht, habe die alte Disziplin verfallen lassen, sei überhaupt kein Schulmann gewesen u. s. w. Ich stand da, wie ein begossener Hund. Endlich wagt' ich die Frage, ob ich denn gar nichts über Geißler's Abgang sagen sollte. Er fühlte nun wohl, daß es ganz unschicklich sein würde, über ein so wichtiges Schulereigniß in der Neujahrsrede gar nichts zu sagen; und noch unschicklicher, wenn ein Schüler seinen abgegangenen Lehrer öffentlich tadeln oder auch nur ganz gleichgültig besprechen wollte. Er erlaubte mir also, doch etwas zum Lobe seines Vorgängers zu sagen, mildert' es aber gar sehr, so wie auch das seinige, um unparteiisch zu scheinen, indem er sagte, man dürfe Niemanden so in's Gesicht loben. Allein mir that diese Verstümmelung meiner Rede ungemein wehe; mein Herz nicht nur fühlte sich gekränkt, sondern auch meine Eitelkeit. Denn die vernichtete Stelle war wirklich die beste, wenigstens die beredteste meiner ganzen Rede. Ich hielt daher auch die Rede mit großem Mismuthe, blieb aber doch nicht stecken, wie ich ebendieses Mismuths wegen befürchtet hatte. Es war dieß übrigens das erste Mal, daß ich in einer öffentlichen und feierlichen Versammlung als Redner auftrat; und das Gelingen dieses ersten oratorischen Aktes würde mir viel Freude gewährt haben, wenn nicht der vorhergegangene korrektorische Akt mir den Genuß so sehr verkümmert hätte.

In andrer Hinsicht hatt' ich jedoch von Seiten jenes Lehrers wohl eine kleine Züchtigung verdient. Er ließ mir nämlich, als er noch Konrektor war, durch seinen abgehenden Famulus die Famulatur bei sich antragen. Ein solcher Antrag ward von allen Schülern für höchst ehrenvoll gehalten; denn er war ein Zeugniß von der guten Meinung, die der Lehrer von dem Schüler hatte. Auch waren kleine Vortheile mit solchen Famulaturen verbunden, außer dem großen, daß man in genauere Verbindung mit dem Lehrer kam, auf seinen Rath, seine Bibliothek und seine Unterstützung in dringenden Fällen nähere Ansprüche machen konnte. Darum ward ein solcher

Antrag nie abgelehnt, vielmehr mit Dank angenommen. Ich aber lehnte ab, unter dem Vorwande, daß ich bald abgehn würde, was aber nicht gegründet war. Die Ursache meiner Ablehnung war jedoch keineswegs Abneigung gegen die Person. Denn wiewohl ich Geißler'n mehr achtete und liebte, so war mir doch Barth nicht zuwider. Seine Gelehrsamkeit war von Allen anerkannt und gebot Achtung; auch war er freundlich gegen die Schüler und dienstfertig, wenn er gleich zuweilen wegen eines Fehlers aufbrauste. Nie hatt' er mich zuvor beleidigt; wenigstens erinnere ich mich keiner Beleidigung, außer der vorhin erzählten, die aber in eine spätere Zeit fiel. Die Ursachen meiner Ablehnung waren ganz andre; fast schäm' ich mich, sie zu gestehn. Da ich aber einmal zu beichten angefangen, so will ich sie nicht verhehlen. Für's Erste misfiel mir der Name Famulus; ich wollte Niemandes Diener heißen; ich hielt das für entehrend. Sodann wollt' ich mich auch nicht gern geniren, was in diesem Verhältnissen immer, mehr oder weniger, geschehen musste. Endlich — und dieser Grund war für mich der stärkste, aber auch der kleinlichste und folglich schlechteste von allen — es konnte zu jener Zeit kein Famulus Tisch-Inspektor werden, also auch nicht in den ersten Platz am Tische aufrücken, wenn er gleich in der Klasse höher saß, als der Tisch-Inspektor. Mir aber war der Gedanke, daß ich am Tische immer nur den zweiten Platz einnehmen sollte, ganz unerträglich. Darum mochte mir der abgehende Famulus vorstellen, was er wollte, um mich zur Annahme der Famulatur zu bewegen, ich beharrte auf meinem Kopfe. Das war allerdings ein dummer Stolz! Ich bereute nachher auch mein einfältiges Benehmen, als ich merkte, daß es der Lehrer übelgenommen, und erinnerte mich wohl desselben bei Gelegenheit der unglücklichen Redeszene. Allein es war nun zu spät. Ich blieb Inspektor und rückte allmählich bis zum ersten Tische auf, ward aber doch nicht Primus Portensis, wonach mein kindischer Ehrgeiz strebte, weil zwei Brüder, die über mir saßen und beiderseit Famulaturen hatten, ihre Schulzeit mit höherer

Erlaubniß um ein Jahr verlängerten. Ich musste mich also drein ergeben, als **Tertius Portensis** abzugehn.

Von meinen übrigen Lehrern ist wenig zu sagen; sie hatten nichts Hervorstechendes. Dem Range nach der zweite war der geistliche Inspektor oder Pastor. Diese Stelle wechselte oft; während meines Aufenthalts in Pforte lösten sich drei Männer in derselben ab, Hand, Eifert und Gehe. Der mittelste war der beste; er predigte wenigstens gut und hatte ein paar hübsche Töchter, was in unsern Augen ein großes Verdienst war. Die andern beiden aber waren schlechte Prediger, und der dritte hatte noch das besondre Unglück, eine Frau zu besitzen, die nicht vergessen konnte, daß sie einmal hübsch gewesen, und die daher sogar mit den Schülern kokettirte. Auch schien er gar nicht zu wissen, was er jeden Schüler fragen sollte. An mich als einen alten Primaner richtet' er einmal die Terzianer-Frage, was ετυφϑη (oder ein andres ähnliches Wort) sei. Der ganze Schülerhaufe brach in ein gellendes Gelächter aus; ich antwortete gar nicht, und als er doch irgend eine Antwort haben wollte, sagt' ich, sie stände in der Grammatik da und da. Wegen dieser naseweisen Antwort verklagt' er mich bei der Synode, dem aus sämmtlichen Lehrern bestehenden Schulgerichte, wo er selbst auch Sitz und Stimme hatte; ich ward aber nicht bestraft, wahrscheinlich weil der Rektor es selbst für eine Beleidigung hielt, einem Schüler seiner Klasse eine solche Frage vorzulegen. — Eigentlich hatte der geistliche Inspektor nur den Religionsunterricht in den obern Klassen zu geben. Jene drei Männer aber lehrten statt Religion meist Dogmatik und kramten bei der Gelegenheit, sehr am unrechten Orte, ihre theologischen Kenntnisse aus. Deshalb gab fast niemand Achtung. Die meisten Schüler lasen, während jene dozirten, einen griechischen oder römischen Autor. Ueberhaupt war es zu meiner Zeit mit der religiosen Ausbildung der jungen Leute in Pforte erbärmlich bestellt. Wir wurden freilich von Morgens bis Abends in den Klassen, bei Tische und in der Kirche (wo alle Nachmittage

Betstunde, Freitags früh auch Predigt war) mit Beten, Singen und Moralisazionen tüchtig abgequält; aber ebendas verleidete uns die Andachtsübungen; es wurde alles nur als opus operatum abgemacht. Die Obern dispensirten sich auch wohl ganz davon, besonders vom kirchlichen Gottesdienste, indem sie entweder sich fortschlichen, wenn wir in die Kirche wie Schafe geführt und paarweise abgezählt wurden, oder in der Kirche selbst verstohlen einen Autor lasen. Die Altvordern mögen recht fromm gewesen sein — wiewohl ich auch das bezweifle, wenn von echter Frömmigkeit die Rede — wie man aber junge Leute, besonders solche, die schon etwas herangewachsen und sich fühlen gelernt, in religioser Hinsicht ausbilden solle, davon haben sie doch wenig oder nichts verstanden.

Der dritte Lehrer oder Terzius, Namens Hildebrand, der nachher Konrektor, späterhin Diakonus wurde, war wohl ein gelehrter Mann, aber seine Gelehrsamkeit diente ihm oft nur zum Paradepferde, das er uns auf eine seltsame Weise vorritt. So sprach er einmal beinahe eine Stunde darüber, ob der Name Perikles in der Mitte lang oder kurz ausgesprochen werden müsse. Von dem großen Manne selbst aber, der diesen weltberühmten Namen getragen, erfuhren wir blutwenig.

Der vierte Lehrer oder Kantor hieß Weiske und war nicht bloß in der Tonkunst, über die er einmal theoretische (auch die Musik der Alten befassende) Vorträge hielt, sondern auch in der Sprachkunde und andern Wissenschaften wohlbewandert. Aber es fehlte ihm leider an Lehrgabe. Seine Vorträge waren daher etwas langweilig; und ebendarum lasen viele Schüler, während er lehrte, andre Bücher. Als er zum Terzius aufrückte, kam an seine Stelle ein leipziger Magister, Namens Fleischmann, ein armer Schächer, höflich und gutmüthig bis zum Uebermaße; er redete sogar alle Schüler mit Sie an, während uns die übrigen Lehrer mit Er oder Ihr oder (wenn sie recht höflich sein wollten) Wir anredeten, woraus oft lächerliche Misverständnisse entstanden. Wenn er jedoch

gereizt wurde, so konnt' er auch (wie das bei solchen Leuten oft der Fall ist) leicht auf's andre Extrem fallen. Was aber seine Kenntnisse und Geschicklichkeiten betraf, so war es nicht weit her damit. Unsre prosodisch gewöhnten Ohren beleidigt' es insonderheit, daß er oft die Worte falsch betonte. Und als er nun gar eine garstige Frau nahm, verlor er vollends allen Kredit bei uns. Wir dumme Jungen *) bildeten uns ein, wenn ein Lehrer heurathete und ein Mann von Verstand und Geschmack wäre: so müßte seine Frau wenigstens eine Aspasia, wo nicht gar eine medizeische Venus sein. Er sollte sie gleichsam mit für uns heurathen, um unsern Schönheitssinn daran zu üben. Da nun jene Frau auch sonst keine geistigen Vorzüge, ja nicht einmal Vermögen hatte und, schon früher von uns gekannt, in gar keiner Achtung stand: so ward diese Heurath allgemein als ein einfältiger Streich angesehn, und der Lehrer war dadurch in der Meinung seiner Schüler unwiederbringlich verloren. Eine kurze Zeit vikarirt' ich für seinen Famulus als Präzentor, weil ich im Chore war. Sonst bin ich mit dem Manne in keine nähere Beziehung gekommen; denn als er nach Pforte kam, war ich schon über seine Klasse hinaus.

Der fünfte Lehrer hieß Liebel und war zugleich Diakonus, weshalb er in der Kirche Sonntags die Nachmittagspredigt und an den Wochentagen die Betstunden hielt, in der Schule aber, außer den Lehrstunden im Griechischen und Lateinischen, auch noch den Religionsunterricht für die untern Klassen zu ertheilen hatte, mithin viel beschäfftigt war. Auch war der Mann nicht ungeschickt, sehr mild, aber zugleich sehr phlegmatisch. Ich habe keinen Lehrer so oft, als ihn, gähnen

---

*) Anmerkung eines Lesers, der zu jener Zeit selbst in Pforte gewesen: Wenn der Verfasser sich selbst so betiteln will, so hab' ich nichts dagegen; wir andern aber verbitten uns solche Ehrentitel †).

---

†) Anmerkung des Verfassers: Sehr wohl! ich werde mich künftig derselben enthalten.

sehn. Daher war auch sein Unterricht etwas trocken; während seiner Nachmittagspredigten aber hielt fast die ganze Versammlung ihre Siesta. Die Schüler achteten ihn nicht besonders — sie nannten ihn scherzweise nur den Stengel, weil er sehr lang war und einen etwas steifen Gang hatte, oder auch den Hahn, weil er beim Doziren oft die Augen zumachte und man sagt, daß der Hahn beim Krähen oder einem andern Werke dasselbe thue, um zu zeigen, daß er es auswendig könne — aber sie waren ihm doch gut, weil er ein Mann ohne Falsch war. Manche Witzlinge spielten zwar auf seinen Namen an, sagend: Liebel liebelt. Aber mit Unrecht. Denn ob er gleich im Zölibate lebte, wie ein katholischer Priester: so hatt' er doch keine hübsche Haushälterin, sondern seine Schwester führte ihm die Wirthschaft, und er selbst führte ein unbescholtenes Leben.

Von dem sechsten Lehrer, dem Mathematikus, ist schon oben die Rede gewesen. Auf ihn folgte der französische Sprachlehrer, der aber damal nicht zu den eigentlichen Lehrern gerechnet, sondern bloß als Sprachmeister angesehn wurde; weshalb er auch schlechtweg der Maître hieß. Er selbst nannte sich Richelieu, boshafte Leute aber wollten behaupten, er habe sich diesen vornehmen Namen bloß aus Eitelkeit, und um für einen gebornen Franzosen zu gelten, gegeben; ursprünglich hab' er Reichel geheißen und sei in Böhmen zur Welt gekommen. Dieß warf ihn in's Lächerliche; und da auch seine Figur und sein Benehmen etwas Komisches hatten, so spielten die Schüler, besonders die obern, zuweilen Teufel mit ihm. Sie sprachen z. B. das Französische absichtlich falsch aus, und die, welche der böhmischen Aussprache kundig waren, ahmten diese auch im Französischen nach; was sich ganz possirlich machte. Ich lachte dann wohl mit — denn das Lachen war unmöglich zu verhalten — aber ich kann versichern, daß ich ihn nie gefoppt habe. Der Mann dauerte mich vielmehr; denn er war alt und schien es oft sehr schmerzlich zu empfinden, daß er zum Kinderspotte geworden.

Noch hatten wir einen Tanzmeister, Namens Möbius. Das war in seiner Art ein recht tüchtiger Mann, der sich auch, trotz dem, daß er nicht mit zu den eigentlichen Lehrern gehörte und eine Kunst trieb, die oft in's Lächerliche fällt, bei den Schülern in großem Respekte zu erhalten wusste. Denn die Jugend ist immer geneigt, jede Art von Tüchtigkeit mit Achtung anzuerkennen. Sein Tanzunterricht war wirklich das, was er sein sollte, eine Schule des Anstandes und der Körperbildung. Daher mussten wir lange Zeit erst stehn und gehn und den Körper tragen und beugen lernen, eh' es zum Tanzen kam; und auch hier mussten wir lange Zeit erst Menuet tanzen, bevor wir zu den übrigen Tänzen übergehn durften. Ebendarum wurden auch die pförtnischen Fastnachtsbälle — die aber mehr Tanzschauspiele waren, bei welchen die Schüler allein agirten, mithin die eingeladnen Damen bloß das, mancher freilich nicht genügende, Vergnügen des Zusehns hatten — von allen Honorazioren der Umgegend besucht. Da funkelten dem Meister die Augen vor Freude, wenn er bemerkte, wie seine Zöglinge und die von ihnen nach seiner Angabe ausgeführten kunstreichen Tänze von den Zuschauern bewundert wurden. Denn der Mann lebte uud webte in seiner Kunst; wie es immer sein muß, wenn jemand etwas Tüchtiges leisten will. Auch war er selbst, obwohl schon bei Jahren, ein Muster gefälliger Bewegung. Wenn er des Sonntags vor den Lehrern und Schülern vorbei nach seinem Kirchenstuhle ging: so macht' er sein Compliment en passant so fließend und grazios — was er selbst von einem solchen Komplimente foderte — daß man ordentlich seine Freude daran sahe. Ueberdieß spielte der Mann auch eine treffliche Geige und machte sich um die musikliebenden Schüler dadurch verdient, daß er sie zu Konzert-Uebungen bei sich vereinigte. Mit großem Vergnügen erinner' ich mich noch dieser genussreichen Uebungen, da ich selbst als Flauto secondo daran theilnahm. Unglücklicher Weise — wie denn jeder Mensch sein Bisschen Hauskreuz oder sonst etwas Verdrüßliches an oder um sich hat,

damit ihm nicht zu wohl werde — hatte auch dieser Mann eine Schwester bei sich, die eine alte Jungfer und noch sehr verliebt war. Sie hieß schlechtweg Tanzgustel oder Tanzchristel — denn bestimmt erinner' ich mich des Beinamens nicht mehr — und gab zu vielen Spöttereien und Neckereien Anlaß. Um ihretwillen bekam ich auch meine erste und einzige Schulstrafe. Mein Zellfenster war dem Fenster jener Schwester gegenüber. Ein Oberer, der sich eben in meiner Zelle befand, erblickte sie am Fenster und neckte sie. Sie oder ihr Bruder verklagte mich deshalb als den Schuldigen beim Rektor. Ich ward vor die Synode gefodert; und da ich den Obern nicht angeben durfte, so bekam ich vor allen Lehrern einen derben Verweis. Aber so geht's in der Welt, wie im Großen so im Kleinen. Der Unschuldige muß leiden, und der Schuldige geht straflos aus, wenn er hoch steht. Ich will jedoch damit nicht sagen, daß ich gar keine Strafe verdient hätte. Ich kletterte z. B. oft über die Schulmauer, um mich im Freien zu ergehn oder im Wirthshause eines benachbarten Ortes Billard zu spielen — was stark verpönt war. Das Strafgesetz ward also doch an mir, wenigstens durch Substituzion, erfüllt.

Wenn ich hier meine sämmtlichen Lehrer in Pforte kritisirt habe, und zum Theil eben nicht vortheilhaft: so wolle man dieß nicht Undank oder Tadelsucht nennen. Ich fühle mich allen verbunden und schätze jeden nach dem Maße seiner Verdienste um mich und um die Schule. Aber ich bin der Meinung, daß Schullehrer, wie Staatsbeamte, das sind, was der Engländer einen publick character nennt, und daß sie folglich auch dem Urtheile der Welt unterliegen. Ich selbst muß mir dieß gefallen lassen und gestatt' es auch gern jedem meiner Schüler, der künftig etwa sein Leben beschreiben und mich darin kritisiren will. Ueberdieß sind alle jene Männer bereits hier oben angelangt, wo ihnen das Urtheil der Unterwelt um so weniger schadet, da ich versichern kann, daß sie nun alle jene kleinen Fehler und Schwächen abgelegt haben. An den

Ausspruch: De mortuis non nisi bene, wird man mich also wohl nicht erinnern wollen. Denn würde dieser buchstäblich genommen, so fiele alles Urtheil über Verstorbne und selbst alle Geschichte über den Haufen. Die Schwächen und Fehler der Vorfahren aber sollen den Nachkommen zur Lehre und Warnung dienen. Ich werde daher auch künftig unbedenklich auf gleiche Weise verfahren, und zwar um so mehr, da ich mich selbst nicht schone.

Bevor ich jedoch diese Stazion meines Lebens verlasse, sei mir erlaubt, noch einen kurzen Bericht von den Freuden und Leiden zu erstatten, die mir auf derselben zugemessen wurden. Denn Freuden und Leiden wirken ja auch mächtig auf unsre Bildung ein, bald fördernd, bald hemmend.

Zu den ersten rechn' ich vorzugsweise die Bergfreuden. Wenn nämlich im Lenze die wiederkehrende Sonne die ersten heitern und warmen Blicke auf unser romantisches Thal herab warf: so wurden wir von Zeit zu Zeit aus unsern düstern Kreuzgängen und hohen Klostermauern herausgelassen, um den mit Laubholz umkränzten Berg zu besteigen, an dessen Fuße die Pforte liegt und der daher auch der Knabenberg heißt. Man kann leicht denken, was uns das für ein Fest war. Wie junge Kälber sprangen wir herum. Mit Gesang begann der Zug, anfangs in ziemlicher Ordnung; nach und nach aber löste sich die Ordnung, wie wir höher und höher stiegen. Auf dem Rücken des Berges, der eine weite Ebne darbot, angelangt, zerstreuten wir uns gänzlich, indem Einige mit dem Aufsicht führenden Lehrer spaziren gingen, Andre spielten, noch Andre ihrem eignen Genius hier oder dorthin folgten, soweit es möglich war. Denn die Lehrer waren bald milder bald strenger, konnten aber doch nicht alles übersehn. Ich setzte mich zuweilen einsam auf dem Abhange des Berges unter eine alte Eiche, verlor mich im Anschauen des Thales und der gegenüber liegenden Weinberge mit ihren freundlichen Weinbergshäuschen — dergleichen ich später auf den Weinbergen am Main und Rhein schmerzlich vermisst habe — überließ mich dann dem träumeri-

schen Zuge meiner Gedanken und Gefühle, und langte wohl auch aus der Tasche ein Schreibtäfelchen hervor, um — Verse zn machen. Diese Verse besangen bald die umherliegenden Gegenstände, bald die pförtnischen Musen — so nannten wir die jüngern Frauen und die erwachsenen Töchter der Lehrer und Schulbeamten — welche dann bald in lateinischer bald in deutscher Sprache gepriesen oder auch durchgehechelt wurden, je nachdem es Neigung oder Laune mit sich brachte.

Von jenen Musen, unter denen sich auch manche Grazie befand, die ein junges Blut von 16 bis 18 Jahren schon in Bewegung setzen konnte, begeisterte mich vornehmlich die Frau eines Lehrers, die ein zwar blasses, aber doch recht anziehendes Gesicht mit einem schwärmerischen Blicke und dabei einen recht hübschen Wuchs hatte. Eine Frau, und noch dazu die Frau eines Lehrers, war für mich etwas so Heiliges, daß ich sie nur von fern anzuschauen wagte, und auch dieß nur da, wo ich mich unbemerkt glaubte. Das war vornehmlich in der Kirche der Fall; Gott verzeihe mir's! Aber bei der oben geschilderten Art und Weise unsrer Andachtsübungen und unsres Gottesdienstes — sagt selbst, gestrenge Richter! — war es da einem jungen Menschen wohl so gar übel zu nehmen, wenn er lieber ein hübsches Gesicht an-sehen, als eine schlechte Predigt an-hören mochte? Und die Andacht, die sich auf dem Gesichte jener Frau und besonders in ihrem schwärmerischen Auge mahlte, versetzte mich selbst in eine wirklich andächtige Stimmung. Ich dachte da gewiß nichts Böses, was auch Lüstlinge sagen mögen, die da meinen, man könne eine Frau nicht mit Wohlgefallen ansehn, ohne ihrer zu begehren. Und was ist's denn am Ende für ein Unterschied, ob man eine würdige Frau oder eine Wissenschaft oder eine Kunst oder die Wahrheit oder die Tugend oder die Vernunft oder die Seele liebt? Diese Dinge sind ja insgesammt weibliches Geschlechts.

Nun begab es sich aber, daß jene Frau plötzlich starb. Ich war darüber tief betrübt. Aber sonderbar! Die ich im Leben nie in der Nähe gesehn, viel weniger berührt hatte, sollte

im Tode auf meinen Schultern ruhn, und mir so eine Art von Liebesgenuß gewähren. Es war nämlich in Pforte Sitte, daß, wenn ein Lehrer oder höherer Schulbeamte oder die Frau eines solchen oder ein Schüler starb, allemal die größten und stärksten Schüler ausgesucht wurden, um den Leichnam zu seiner Ruhestätte zu tragen. Dieses Loos fiel jetzt auch mir zu. Und wie glücklich machte mich das! Ich kann aber unmöglich beschreiben, welche seltsame Gefühlsmischung in mir stattfand. Der Tod dieser verehrten Frau schmerzte mich innig, und doch war ich auch innerlich so vergnügt, als ich ihre Last auf meinen Schultern empfand. Es that mir nur leid, daß ich sie nicht allein tragen konnte.

Indeß sind Schmerz und Vergnügen in jenen Jahren nur flüchtige Erscheinungen. Die Frau war schon ziemlich vergessen mit all den Gefühlen, die sie in mir unbewusst erregt hatte, als ich auf eine schreckliche Weise wieder an sie erinnert wurde. Eh' ich aber dieses Ereigniß erzähle, muß ich bemerken, daß ich in jener Zeit noch an Gespenster glaubte. Es regten sich wohl schon Zweifel dagegen in meinem Verstande; allein die Einbildungskraft schlug wie gewöhnlich alle diese Zweifel zu Boden. Die Gespenster-Erzählungen, die ich in frühern Jahren gehört hatte, die Erscheinung eines sogenannten Knecht-Ruprecht, mit welcher mich als Knaben von 7 bis 8 Jahren ein unbesonnener Oheim am Weihnachtsabende fast bis zum Tod erschreckt hatte, und die Sagen, die auch in Pforte von allerlei Spukereien im Kloster umliefen, erfüllten meine Phantasie mit Bildern, die keinen Zweifelsgrund aufkommen ließen. Die Dunkelheit der Nacht bei völliger Einsamkeit und besonders die Mitternachtsstunde hatte daher für mich immer etwas Unheimliches und Grauenhaftes; und ich gestehe, daß ich diese lebhaften Jugendeindrücke bis zu meinem Tode behalten habe. Jetzt seh' ich allerdings ein, daß ich ein Narr war. Denn ich gehe hier oben mit lauter Verstorbenen um, und das sind insgesammt so vernünftige Leute, daß sie an keinen Spuk auf der Erde denken. Sie sehnen sich auch gar

nicht dahin zurück, da hier alles viel hübscher ist. Das wusst' ich aber freilich in Pforte noch nicht.

Man denke sich also, in welchen Zustand mich folgende Erscheinung versetzen musste. Ich war zu einer Gesellschaft in Naumburg geladen und hatte die Erlaubniß dazu unter der Bedingung erhalten, daß ich Abends vor dem Schlafengehn wieder in Pforte sein sollte. Die Gesellschaft war aber sehr angenehm; es ward gespielt und getanzt; auch gab es guten Wein zu trinken und allerlei zu naschen, selbst baisers (nämlich ungebackne — denn die schöne Kunst, sogar Küsse zu backen, war damal noch nicht erfunden — man musste sie also in natura serviren, was auch viel besser war). Die Zeit verlief also unbemerkt; es kam eilf Uhr heran, eh' ich mich losreißen konnte. Nun lief ich über Hals und Kopf nach Pforte zurück eine halbe Meile Wegs. Es war schwer, so spät noch in's Schulhaus zu kommen; da ich aber alle Schliche und Mittel so ziemlich kannte, mir auch durch weibliche Hand einen Hauptschlüssel zu verschaffen wusste, so gelang es mir doch. Als ich in den großen Kreuzgang trat, tönt' es eben zwölf vom Kirchthurm herab. Jeder Schlag der Uhr und jeder Tritt meiner Füße hallte von den alten Mauern wieder. Schon fing ich an zu beben. Nun musst' ich vor der Thüre vorbei, aus welcher ich den Leichnam jener verehrten Frau herausgetragen hatte. Kaum näher' ich mich der Thüre, so erblick' ich die Frau in ihrem Sterbekleide dastehend und mir mit der Hand zuwinkend. Grausen und Entsetzen ergreift mich; die Haare stehn mir zu Berge. Ich will die Treppe hinaufspringen; es erfasst mich am Rockzipfel und zieht mich zurück. Ich überwinde den Widerstand und erreiche den langen Korridor, der nach dem Schlafsaale führt. Hier empfangen mich neue Schreckgestalten. Seit der Schlafsaal erbaut war, wurden die Korridors, auf welchen sich unsre Wohnzellen befanden, nicht mehr erleuchtet. Es war also ganz dunkel um mich her; nur vom Ende her fiel ein schwaches Mondlicht ein, das die Finsterniß gleichsam noch sichtbarer machte. Ich will nach dem

Schlafsaal eilen. Aber aus allen Zellthüren grinsen mich furchtbare Gesichter mit feurigen Augen und Zungen an. Doch treibt mich die Furcht vor dem, was hinter mir, vorwärts, wie Soldaten in der Schlacht zuweilen durch die Kanonen hinter sich gegen die Kanonen vor sich getrieben werden. Endlich lang' ich athem- und besinnunglos vor der Thüre des Schlafsaals an. Der Wächter tritt mir mit seiner Laterne entgegen. Nun, da ich einen lebenden und bekannten Menschen und Licht sehe, kehrt auch Athem und Besinnung zurück. Ich bitte den Wächter, mich geschwind einzulassen. Nachdem er mich einige Zeit bedenklich angesehn, weil ich vermuthlich ganz verstört aussahe und die Erscheinung eines Schülers vor der Schlafthüre um diese Zeit etwas ganz Ungewöhnliches war: gab er endlich meinen Bitten oder vielmehr einem Geldstücke nach, das ich ihm in die Hand drückte, damit er nichts von meiner späten Ankunft sagen sollte. Ich warf mich schnell in's Bett, konnte aber nicht schlafen. Ein Fieberfrost überfiel mich und alle Schreckgestalten dieser Nacht kehrten zurück, sobald ich die Augen schloß. Erst gegen Morgen ward ich etwas ruhiger und schlummerte ein. Es währte aber nicht lange, so weckte mich schon wieder das Frühglöckchen und der Lärm der aufstehenden Schüler. Ich befand mich noch immer unwohl, kleidete mich aber doch an und ging mit herunter nach dem Betsaale, um nicht vermisst zu werden und Nachfrage zu veranlassen. Meine Freunde fragten mich freilich, als sie mich ansichtig wurden, was mir fehlte, ich sähe so bleich aus. Ich hütete mich aber wohl, ihnen mein Abenteuer zu erzählen. Sie würden mich nur ausgelacht haben. Denn ich merkte nun wohl, daß meine Phantasie, erhitzt durch die Gesellschaft, den Wein und den eiligen Nachtgang, mir einen bösen Streich gespielt hatte. Auch erholt' ich mich bald wieder.

Weit gefährlicher für meine Gesundheit ward ein andrer Zufall. Ich liebte immer starke Körperbewegung und besuchte daher fleißig den Tanzboden, wie ich denn auch noch im höhern Alter, zum großen Anstoß für alle vernünftige und ge-

setzte Leute, gern einen Walzer tanzte, besonders mit einer hübschen Walzerin. Damal aber trieb ich das Ding viel toller. Die heftigsten Sprünge waren mir die liebsten. Dadurch that ich mir Schaden. Ich bekam eine doppelte Hydrokele. Der unwissende Schularzt, ein D. Dresde, hielt es für eine schlechte Krankheit, von der auch nicht die mindeste Spur in meinem Körper war, und verordnete Merkurialien bis zum Speichelflusse. So saß ich sieben Wochen auf der Siechstube. Da ich keine Besserung sahe, vielmehr die Geschwulst immer größer und härter wurde, schrieb ich nach Hause und bat um Abholung. Meine Mutter kam sogleich und führte mich mit vielen Thränen fort; denn ich sah' erbärmlich aus. Der heimatliche Arzt, obwohl kein Doctor, sondern nur ein im Kriege geübter Chirurg, Namens Eckardt, beurtheilte die Krankheit sogleich aus dem richtigen Gesichtspunkte. Um sichrer zu gehn, fuhr er mit mir nach Wittenberg und ließ mich vom D. Böhmer und D. Langguth untersuchen. Beide stimmten ihm bei. Ich musste mich also einer schmerzlichen Operazion unterwerfen; die Kur dauerte über ein Vierteljahr und ich wäre fast darüber zu Grunde gegangen. Die frühere ganz falsche Behandlung hatte meinen Körper angegriffen und die Geschwulst beinahe skirrhos werden lassen. Doch überstand ich alles glücklich und kehrte nach achtzehn Wochen wieder zurück nach Pforte. Viel hatt' ich zwar versäumt, aber doch an Lebenserfahrung gewonnen. Durch Schaden klug geworden, benahm ich mich hinfort vorsichtiger und vollendete meine Schulzeit bei vollkommner Gesundheit.

Nachdem ich nun fünf Jahr' und acht Monat' an der Brust der guten Mutter Pforte gelegen und mancherlei Kenntniß und Fertigkeit eingesogen, verließ ich die Schule. Gern hätt' ich öffentlich valedizirt; denn diese Art des Abgangs war feierlicher und ehrenvoller, und hatte für mich immer etwas Erweckliches und Rührendes gehabt. Aber die Zeit des Examens war so nahe, daß diese Feierlichkeit nicht mehr stattfinden konnte, und bis nach dem Examen konnt' ich nicht warten,

weil mein Vater den Tag der Abholung einmal bestimmt hatte. Ich übergab also eine lateinische Abhandlung (de discrimine poëseos et eloquentiae) und ein lateinisches Abschiedsgedicht im elegischen Versmaße. Als ich diese Sachen dem Rektor Barth einhändigte und um das gewöhnliche Schulzeugniß bat: fürchtet' ich, die frühern Mishelligkeiten möchten einen nachtheiligen Einfluß darauf gehabt haben. Allein ich muß es dem Manne zum Ruhme nachsagen, er war sehr freundlich und stellte mir ein treffliches Zeugniß aus, in elegantem Latein abgefasst und sehr zierlich in Patentform vom Schreibmeister geschrieben. Auf meinen Namen anspielend sagte der Rektor darin, es begegne zwar oft den Lehrern, daß, während sie aus dem überlieferten Thon ein Gefäß zu Ehren bilden wollten, ein Gefäß zu Unehren daraus entstehe, und daß man daher mit Horaz fragen müsse:

Amphora coepit
Institui; currente rota cur urceus exit?

Allein bei mir finde der umgekehrte Fall Statt; aus dem kleinen Urceus, der nach Pforte gekommen, sei eine tüchtige Amphora geworden. Das war mehr, als ich erwartet hatte. Ich dankte mit Rührung, nahm wehmüthig von den übrigen Lehrern, von den Freunden und der ganzen lieben Pforte Abschied, und reiste über Leipzig nach Hause. Hier war ich sehr verwundert, alles, was mir früher groß geschienen, nun klein zu finden. Besonders kam mir der Kirchthurm wie eingesunken und die Kirche selbst wie zusammengeschrumpft vor. Mein Blick hatte sich erweitert; die Welt hatte sich mir aufgethan, zwar nur noch in einem beschränkten Kreise; aber ich hatte doch einen größern Maßstab für Menschen und Dinge kennen gelernt.

4*

Dritte Stazion.

Die Studentenjahre.

1788—1794.

O mihi praeteritos referat si Juppiter annos!
Virgil.

Als die Frage war, wo ich nun meine Studien fortsetzen sollte, um die zu einer künftigen Anstellung nöthige Ausbildung zu gewinnen, war bald für Wittenberg entschieden. Diese Universität war meiner Heimat die nächste, und darum mir die liebste. Denn ich hing immer noch an dieser Heimat mit ganzer Seele, ob mir gleich die Häuser, die Gärten, die Teiche, die Felder und Wiesen jetzt viel kleiner vorkamen als sonst. Der Fleck, wo man geboren und erzogen ist, bleibt Einem doch immer der liebste auf der Welt. Sonne und Mond scheinen da viel heller, der blaue Himmel lächelt da viel freundlicher, und die Menschen reden da eine ganz andre, weit mehr zum Herzen dringende Sprache. Ueberdieß hatt' ich in Wittenberg das akademische Leben zuerst in seinem höchsten Glanze gesehn; und dieser Eindruck auf mein kindliches Gemüth war noch nicht erloschen. Die Männer, die ich bei jener Rektorwahl, von der ich oben erzählte, nur von weitem gesehen hatte, wollt' ich nun näher kennen lernen; ich wollte sie auch hören, wiewohl einige davon schon abgegangen und andre an deren Stelle getreten waren.

Wittenberg erfreute sich aber damal einiger recht tüchtiger und berühmter Männer. Die Namen Reinhard, Tittmann, Geißler, Wiesand, Böhmer, Leonhardi, Schröckh, Ebert u. a. verbreiteten einen gewissen Glanz über diese Universität und zogen eine Menge junger Leute an. Besonders strahlte Reinhard als Stern erster Größe. Er lehrte

nicht bloß Theologie, sondern auch Philosophie, und war überdieß ein Kanzelredner, der seines Gleichen suchte. Es studirten daher zu jener Zeit über sechshundert junge Leute in Wittenberg, so daß der kleine Ort von Studenten wimmelte und mit mancher weit größern Universitätsstadt, selbst mit Leipzig, wetteiferte. Ach, wer hätte damal gedacht, daß diese blühende Universität, die bald darauf ihr dreihundertjähriges Jubelfest mit großer Pracht und mit den schönsten Hoffnungen drei Tage lang feierte, es zum letzten Male feiern und in kurzem ganz aus der Reihe der deutschen Universitäten verschwinden würde! Wer hätte gedacht, daß auf den Wällen, wo zu jener Zeit sächsische studirende Jünglinge Arm in Arm lustwandelten, nach Verlauf einer kurzen Frist erst französische, dann preußische Kanoniere ihr Wesen treiben würden! Ja, wer hätte gedacht, daß die alte Cathedra Lutheri im Universitätsgebäude, wo zu jener Zeit noch so fleißig disputirt und perorirt wurde, so bald verstummen und durch *ein* neues Monumentum Lutheri auf dem Marktplaze, wo es nur über den Untergang der Universität zu trauern scheint, ersetzt werden würde! — Aber so ist's in allen menschlichen Dingen. Wenn sie eben in der höchsten Blüthe zu sein scheinen, nagt schon der Todeswurm an ihnen.

Bevor ich die Universität bezog, wohnt' ich noch einem Hochzeitsfeste bei, wo ein Mädchen, mit dem ich als Knabe viel umgegangen war und das ich daher recht lieb gewonnen hatte, einem Pastor angetraut wurde. Es kam mir dabei ganz widerwärtig vor, daß ich eine Person, die ich immer gedutzt und schlechtweg Minchen genannt hatte, nun auf einmal Sie und Frau Pastorin nennen sollte. Indessen musst' ich mich doch darein finden, und ich merkte jetzt zum ersten Mal auf eine recht fühlbare Weise, daß mit den Jahren auch unsre Lebensverhältnisse sich bedeutend ändern. Uebrigens ließ ich mich durch diese Bemerkung nicht weiter in meinem Vergnügen stören; ich konnte doch tanzen und dabei meine pförtnischen Tanzkünste zeigen; und da der Herr Pastor nicht tanzte, so vertrat ich als Tänzer seine Stelle bei der jungen Frau Pasto-

rin, die auch damit nicht unzufrieden schien. Sie hat mir sogar noch hier oben die Hand dafür gedrückt, als ich sie zum ersten Mal wiedersahe. Denn hier gehen die Leute viel offner und ungenirter mit einander um, als da unten. Sie lachen sogar über ihre vormaligen Eifersüchteleien. Der Herr Pastor nimmt es daher gar nicht übel, wenn ich zu seiner Frau sage: „Komm, Minchen, wir wollen mit einander spaziren gehn!“

Als der Hochzeitrausch ausgeschlafen war, ging es fort nach Wittenberg, wo die Vorlesungen erst nach Pfingsten anfingen. Denn die Osterferien dauerten dort sehr lange; was aber nichts schadete. Man war nachher in der Regel desto fleißiger im Lesen und Hören. Da ich mich für das Studium der Theologie entschieden hatte, so freut' ich mich besonders auf Reinhard's Vorlesungen. Allein dieser sonst so treffliche Lehrer hatte die üble Gewohnheit, seine Vorlesungen entsetzlich lang auszudehnen. Dieß rührte zum Theile von der sonderbaren Methode her, deren er sich beim Vortrage bediente. Er diktirte sehr viel, sprach aber zwischen jedem Satze, den er diktirte, auch viel zur Erläuterung, so daß Diktiren und Sprechen immerfort wechselten. Das raubte viel Zeit, und so geschah' es, daß er fast kein Kollegium in Jahresfrist beendigte. Ueber die Philosophie las er sogar zwei volle Jahre. Als ich daher seine Vorlesungen besuchen wollte, traf es sich unglücklicher Weise, daß er in lauter Fortsetzungen begriffen war. Ich konnte folglich, wenn ich nicht verkehrter Weise in der Mitte der Wissenschaft beginnen wollte, das erste Jahr nichts bei ihm hören. Statt seiner hört' ich also bei Tittmann Exegese, bei Schröckh allgemeine Welt- und christliche Kirchengeschichte, bei Ebert höhere Mathematik*) und bei Jehnichen

*) In diesem Collegium, ob es gleich ein sog. publicum war, fanden sich nur 3 Zuhörer ein, nämlich außer mir der oberwähnte Steinhäuser und ein Herr von Leyßer, den ich später als General und nachher als Präsidenten der zweiten Kammer der Ständeversammlung in Dresden wieder sahe. Er bezeigte sich daher auch immer freundlich gegen mich. [N. A.]

Philosophie. Dieser Letztere war ein junger Dozent, der aber bereits Aufmerksamkeit zu erregen und selbst mit Reinhard zu wetteifern anfing. Er war zwar noch etwas schüchtern; allein die jungfräuliche Schüchternheit eines angehenden Dozenten gefällt oft den Studirenden weit besser, als die kecke Dreistigkeit, mit der mancher junge Mann seine akademische Lehrbahn beginnt, gleich als hätt' er schon die Meisterschaft errungen. Jehnichen fand daher Beifall, indem es ihm weder an Kopf, noch an Kenntniß, noch an Lehrgabe fehlte. Er würde auch Ruhm erlangt haben, wenn er nicht vor der Zeit gestorben wäre. Durch zu große Anstrengung schwächt' er seinen Körper und starb an der Auszehrung. Außer ihm befand sich unter den jüngern Lehrern der Universität auch noch Schulze, der späterhin als Verfasser des Aenesidemus und andrer philosophischer Schriften so berühmt geworden. Allein sonderbarer Weise ward er zu jener Zeit gar nicht beachtet; die Studenten beschuldigten ihn sogar der Unwissenheit, weil er ein Buch herausgegeben, das ein bloßer Abdruck von Reinhard's philosophischen Vorlesungen sein sollte, so wie der Unhöflichkeit, weil er vielleicht nicht so zuvorkommend gegen sie war, wie Reinhard und Jehnichen. Deshalb nannten sie ihn schlechtweg den Groben. Dieses Vorurtheil gegen ihn würde sich aber gewiß mit der Zeit verloren haben, wenn er nicht bald durch Reinhard's und Henke's Vermittelung einen Ruf nach Helmstädt bekommen hätte.

Mein erstes Studienjahr verfloß übrigens — wie ich leider gestehen muß — ohne daß ich eben viel gelernt hätte, weil ich nicht fleißig war. Zwei Ursachen waren daran Schuld. Erstlich ging es mir wie vielen jungen Leuten, die etwas von der Schule mitbringen und sich fühlen. Sie meinen, daß sie nur noch wenig zu lernen brauchen, und daß dazu das letzte akademische Jahr schon hinreiche. Zweitens war der Absprung von dem klösterlichen Schulzwang in Pforte zur akademischen Freiheit in Wittenberg zu jähe. Ich wollte nun diese Freiheit auch genießen, nachdem ich so lange eingesperrt gewesen, und

ging, statt in's Kollegium, in's Kaffeehaus, um Billard zu spielen, welches Spiel ich ungemein liebte, oder machte ein Rittchen, um mich auf dem Lande zu ergötzen. Der Vater gab mir freilich dazu kein Geld; aber Mutter und Großmutter steckten mir oft — wenn das liebe Goldsöhnchen nach Hause kam und dann wieder einen rührenden Abschied nahm — einige Moneten zu, die ich dann nicht besser, als auf die angezeigte Weise, glaubte verwenden zu können.

Kaum war das erste Studienjahr so verflossen, und ein neues angegangen: so ward ich krank und brachte beinahe das ganze Sommerhalbjahr 1789 zu Hause zu. Ich hatte zwar nur ein gewöhnliches kaltes Fieber, konnt' es aber nicht los werden; es kam immer nach acht bis vierzehn Tagen wieder, vermuthlich, weil ich nicht genug Diät hielt. Endlich vertrieb ich mir's durch eine Desperazionskur von meiner eignen Erfindung. Ich aß zwei Heringe, trank zwei Flaschen Merseburger (ein starkes und sehr bitteres Bier) dazu, und lief dann so lange und so weit, bis ich vor Hitze und Mattigkeit niedersank. Ich fiel nun in einen tiefen und langen Schlaf, und als ich wieder aufwachte, war ich gesund wie ein Fisch im Wasser. Das Fieber hatte mich verlassen und kam nie wieder. Jedoch will ich diese heroische Fieberkur hiedurch niemanden empfohlen haben. Denn ein Arzt, dem ich sie mittheilte, meinte, ich hätte wohl auch statt des kalten ein hitziges Fieber bekommen und daran sterben können. Doch war das vielleicht ein unwissender Mensch. Er merkte nicht, daß ich mich eigentlich homöopathisch kurirt hatte. Diese Kurmethode war freilich damal noch nicht erfunden. Aber es geht ebendaraus hervor, daß die Ehre dieser herrlichen Erfindung nicht dem D. Hahnemann, sondern mir gebürt.

Nachdem nun drei akademische Halbjahre auf diese Weise beinahe verloren waren, ging ich in mich. Es ist endlich Zeit, dacht' ich, etwas Ordentliches zu lernen und zu treiben. Ich besuchte von nun an Reinhard's Vorlesungen über Philosophie, Dogmatik und Moral; und da mich diese Vorlesungen

ungemein anzogen, so versäumt' ich keine derselben. Ebenso fleißig besucht' ich Reinhard's Disputatorium und Predigerkollegium, die mir fast noch nützlicher als jene Vorlesungen waren. Denn hier zeigte sich der Geist des Mannes in seiner vollen Stärke. Witz und Scharfsinn schlugen überall Funken hervor. Auch war an Tittmann's Stelle, als dieser nach Dresden abgegangen, ein neuer Lehrer der Theologie gekommen, dessen Vorlesungen über Pastoraltheologie, Homiletik und Liturgik mich sehr anzogen. Das war der wackere Nitzsch, der mich späterhin auch seines nähern Umgangs würdigte.

Mit jenen Vorlesungen verband ich anhaltenden Privatfleiß, oft bis spät in die Nacht hinein. Und da ich einmal im Zuge der Thätigkeit war, so fing ich nun auch an zu predigen, sowohl in der Stadt für Reinhard und Nitzsch an den Wochentagen, wo sie von Amts wegen zu predigen hatten, aber diese Predigten durch die Mitglieder ihrer Predigerkollegien halten ließen, als auch auf dem Lande an Sonn- und Festtagen. Dieses Predigen machte mir großes Vergnügen, trotz dem, daß das Memoriren mir etwas schwer wurde. Auch bin ich nie ganz aus dem Konzepte gekommen; denn wenn ich auch einmal herauskam, so fand ich mich doch mittels einiger Stegreif-Sätze bald wieder hinein. Nur einmal begegnete mir ein großes Unglück auf der Kanzel. Ich hatte anfangs die Gewohnheit, mein Konzept auf das Kanzelpult zu legen, nicht um die Predigt abzulesen — dessen hätt' ich mich geschämt — sondern nur für den Nothfall. Nun gerieth ich einmal sehr in's rhetorische Feuer und fing an, so stark zu gestikuliren, daß ich das Konzept herunter warf. Ich denke, mich rührt der Schlag, und verstumme im schönsten Redeflusse. Zum Glücke war das Konzept nicht außerhalb, sondern innerhalb der Kanzel heruntergefallen. Ich bücke mich also ganz gelassen, heb' es auf, thue einen Blick hinein, und so bring' ich die Rede glücklich zu Ende. Seit der Zeit steckt' ich das Konzept bloß in die Tasche, um nur durch das Bewusstsein seiner Gegenwart ein stärkeres Gefühl der Sicherheit zu er-

halten; und ich rathe jedem Kandidaten, es auch so zu machen, damit er nicht in gleiche Verlegenheit gerathe. Kann er aber das Konzept ganz entbehren, nun, so ist es besser. Später hab' ich's auch so gemacht.

Kurz vor dem Schlusse meines Aufenthalts in Wittenberg ward ich noch in eine Schlägerei verwickelt. Es war die erste und glücklicher Weise auch die letzte während meiner ganzen akademischen Studienzeit. Auch war ich nicht Urheber derselben, sondern nur Theilnehmer aus Freundschaft. Ich war nämlich mit mehren akademischen Freunden nach dem sog. Luthersbrunnen — einem gewöhnlichen Vergnügungsorte der Studirenden — gegangen, um dort erst in der nicht weit vorbeifließenden Elbe zu baden und dann ein ländliches Abendbrot zu genießen. Ein nachkommender Freund aber war von drei Bauerburschen, wie er sagte, insultirt worden. Natürlich ward diese Beleidigung sehr hoch aufgenommen, ohne daß weiter nach Recht oder Unrecht des einen oder andern Theils gefragt wurde. Nach hergebrachter Studentenjustiz musste also auf der Stelle Rache genommen werden. Unglücklicher Weise kamen uns jene drei Bursche von selbst in den Wurf, als wir nach Hause gingen. Da wir sechs Mann stark waren, so zeigten Alle großen Muth. Allein jene drei, unsern Angriff ahnend, riefen nach Hülfe, die auch gleich bei der Hand war, indem von einem benachbarten Weideplatze noch drei Bursche herzueilten. Jetzt war die Zahl gleich. Als nun eben der Kampf beginnen sollte, lief einer der Unsrigen, der vorher die tapfersten Reden geführt hatte, davon und ließ uns Andere schimpflicher Weise im Stiche. Indessen ließen wir uns dadurch nicht entmuthigen, sondern machten unsern Angriff nun um so rascher und ungestümer. Der Hauptgegner fiel auch bald im Kampfe, indem der Stärkste unter uns mit seinem dicken Knotenstocke ihm einen solchen Streich über den Kopf versetzte, daß er blutend zu Boden stürzte. Nun sank auch den Uebrigen der Muth. Wir zogen daher als Sieger vom

Kampfplatze, und überließen den Besiegten die Sorge für ihren schwer verwundeten Kampfgenossen, der sich wahrscheinlich bald wieder erholt hat; denn die Sache hatte weiter keine Folgen. Der Feige, der uns treulos verlassen hatte, wurde bloß (trotz seiner Entschuldigung, das kalte Fieber, das er kürzlich gehabt, habe seine Kraft gelähmt) auf so lange in B...... gethan, bis er durch eine mannhafte That seinen Fehler wieder gut gemacht haben würde.

Als ich nun beinahe vier Jahre in Wittenberg studirt, das Magisterium erlangt und mich sowohl in der Prediger-wissenschaft als in der Predigerkunst hinlänglich umgesehn und geübt hatte: wollt' ich mich, wie gewöhnlich, in Dresden zum Kandidaten-Examen stellen. Da Reinhard um diese Zeit von Wittenberg nach Dresden als Oberhofprediger, Kirchen- und Oberkonsistorialrath ging: so meldet' ich mich vorläufig bei ihm und empfahl mich seiner hohen Protekzion. Reinhard aber entgegnete: „Warum wollen Sie sich nicht lieber „bei der Universiät habilitiren?" — Ich erschrak über diese Frage. Daran hatt' ich nie gedacht. Ich hatte nur auf das Predigtamt studirt und mein höchstes Ziel war eine Superintendur. Ich sagte das gerade heraus, mit dem Bemerken, daß mir nicht nur die Mittel der Subsistenz zum akademischen Leben, sondern auch die Fähigkeiten und Kenntnisse dazu fehlten. „Ei was!" — sagte Reinhard — „audaces fortuna juvat. „Was jene Mittel anlangt, dafür will ich sorgen; was aber „Ihre Fähigkeiten und Kenntnisse betrifft, so haben Sie ja so „eben eine schöne Probe davon abgelegt." — Ich hatte nämlich zu Reinhard's Abgang im Namen seines Disputatoriums eine lateinische Glückwünschungsschrift herausgegeben (principium, cui religionis christianae auctor doctrinam de moribus superstruxit, ad tempora ejus atque consilia aptissime et maxime accommodate constitutum. Viteb. 1792. 4. — meine erste Druckschrift; denn früher hatt' ich nur einmal ein Gelegenheitsgedicht drucken las-

sen.)*) Als ich ferner ablehnte, versetzte Reinhard unwillig: „Ja freilich, wenn Sie sich nicht anstrengen, sondern nur aus-„ruhen wollen, muß ich schweigen." — Das wirkte wie ein Zugpflaster. Ich sagte zu, und er versprach mir von neuem seine Unterstützung. So schieden wir als die besten Freunde.

Mir ward indessen doch bange wegen meiner Zusage. Ich fühlte nun erst, wie viel mir noch fehlte, welche Lücken noch auszufüllen waren. Daher fasst' ich den Entschluß, noch einige Zeit auf eine auswärtige Universität zu gehn, um mich dort auf meinen künftigen Beruf mehr vorzubereiten; und ich entschied mich in dieser Hinsicht für Jena, das damal in großem Rufe stand. Döderlein, Griesbach, Paulus, Schütz, Reinhold u. A. verherrlichten durch ihre Namen den seinigen. Vornehmlich war es der letzte Name, der meine Aufmerksamkeit an sich zog. Die kantische Philosophie machte damal Epoche; sie galt für ein Evangelium und Reinhold für den ersten Apostel desselben. Bei Reinhard hatt' ich nur eine eklektische Philosophie vernommen, deren Grundton die wolfische war. Zwar hatt' er uns noch im letzten Halbjahre vor seinem Abgange nach Dresden Vorlesungen über die kantische Philosophie gehalten; allein das war nur ein dürftiger Abriß. Man merkt' es, daß Reinhard eben erst selbst angefangen hatte, kantische Philosophie zu studiren, daß er noch auf der Schwelle stand, aber nicht in's Heiligthum eingedrungen war. Er befriedigte die Wissbegierde nicht; und da er nicht ganz unbefangen an das Studium jener Philosophie gegangen war, so erregt' er mehr Bedenklichkeiten, als daß er Aufschlüsse gab. Auch trat er späterhin als erklärter Gegner, ja fast als Verketzerer derselben auf. Denn in der bekannten Vorrede zur neuen Auflage seiner Moral fehlte nicht viel, daß er jene Phi-

*) Sie ist auch die erste Abhandl. in meinen Commentatt. acadd. und es erwuchsen daraus die später erschienenen Briefe über die Perfektibilität der geoffenbarten Religion. [N. A.]

losophie für Atheismus erklärte, weil sie gestand, das Dasein Gottes nicht beweisen zu können. Ich sehnte mich aber nach Aufschluß und Befriedigung. Denn die Kritik der reinen Vernunft war mir noch ein verschlossenes Buch; sie erhöhte nur meine Sehnsucht. Reinhold aber, dessen Briefe über die kantische Philosophie so großen Beifall fanden und von mir mit einer Art von Heißhunger verschlungen wurden, schien ganz der Mann zu sein, der mich in's Heiligthum einführen könnte. Also wollt' ich nach Jena. Um jedoch ohne Reinhard's Vorwissen keinen so wichtigen Schritt zu thun, schrieb ich an ihn und bat um seinen Rath. Er antwortete ganz als väterlicher Freund und billigte meinen Entschluß. (S. Dess. 1. Br. im 2. Anh.).

Ich wanderte also im Herbste des Jahres 1792 nach Jena. Allein hier ging es mir anfangs schlecht. Durch eine frühere bittre Erfahrung noch nicht genug gewitzigt, hatt' ich mich vor meinem Abgange nach Jena auf einer Hochzeit wieder im Tanzen übernommen und mir ein hartnäckiges Hüftweh zugezogen. Ich litt sehr dabei und ward erst nach vielen vergeblichen Versuchen andrer Aerzte durch den geheimen Hofrath Gruner in Jena davon befreit. Dieser berühmte Arzt hatte zwar zu jener Zeit schon die Praxis aufgegeben. Er lebte wie ein Eremit in seinem Hause und war fast allen Hülfesuchenden unzugänglich, weil seine Frau, früher seine Magd — eine Art von Megäre mit langen schwarzen fliegenden Haaren — wie ein Drache den Zugang zu ihm bewachte und jeden, der sich melden ließ, ausfragte, was er wollte. Allein ich drang doch durch, weil ich mit einem dringenden Empfehlungsschreiben von Geißler, dem alten Freunde und Lehrer Gruner's versehen war. Er nahm sich daher meiner an und erlöste mich von einem Uebel, das mich beinahe lahm machte und schon den Charakter einer chronischen Krankheit angenomme hatte.

Aber ein noch größeres Uebel lauerte auf mich, die Hypochondrie. Zu dieser schrecklichsten aller Krankheiten schien ich gar keine Anlage zu haben und ich ergoß daher oft meine

satyrische Laune über alle Hypochondristen. Allein wer da stehet, sehe zu, daß er nicht falle! Schon in der letzten Zeit meines Aufenthalts in Wittenberg hatten anstrengende Arbeiten einige Unterleibsbeschwerden und mit denselben allerlei trübe Vorstellungen in mir hervorgerufen. Ich hatte erst zu wenig, dann zu viel gearbeitet; ich hatte, wie die Peripatetiker sagten, erst in defectu, dann in excessu gefehlt, mithin nicht jenes weise Mittelmaß gehalten, worin nach Aristoteles die Tugend besteht.*) In Jena arbeitete ich, trotz dem Hüftweh, das mich anfangs plagte, mit noch größerer Anstrengung. Ich hörte nicht nur während meines dortigen Aufenthals viele Vorlesungen — bei Döderlein über Dogmatik, bei Griesbach über Einleitung in's N. T., bei Paulus über Einleitung in's A. T. und über die arabische Sprache, die ich mit großem Eifer trieb, bei Voigt über Experimentalphysik, bei Schütz über Enzyklopädie der Wissenschaften, Literaturgeschichte und griechische Autoren, und bei Reinhold über Philosophie und deren Geschichte — sondern ich las auch noch viele Schriften und fing selbst an, eine solche zu entwerfen, nämlich die „Briefe über die Perfektibilität der geoffenbarten Religion,“ die mir nachher soviel Kummer machten. Natürlich musst' ich mir die Zeit zu so vielen und vielerlei Arbeiten am Schlafe und an der Verdauung abbrechen; und ebenso natürlich litt mein Körper unter der Last dieses Uebermaßes von geistiger Nahrung und Thätigkeit. Ich ward wirklich hypochondrisch. Nun klagt' ich Reinhard meine Noth. Dieser warnte mich väterlich vor jenem Uebermaße und bat dringend, vor allen Dingen an die Herstellung meiner Gesundheit zu denken. (S. Dess. 2. Br. im 2. Anh.).

Ich folgte seinen Mahnungen, riß mich mit Gewalt von den Büchern los, kletterte fleißig auf den Bergen bei Jena

---

*) Das juste milieu ist also weit älter, als Louis Philippe. Aber auch der Stagirit hat es nicht erfunden. Denn schon einer von den sieben Weisen sagte: *Μηδεν αγαν!* [N. A.]

herum, machte in den Ferien eine Fußreise über Weimar, Erfurt, Gotha, durch einen Theil von Thüringen, und gewann dadurch ebensowohl an Körperkraft als an Geistesheiterkeit. Als ich dieß Reinhard meldete, war er sehr erfreut darüber, mahnte mich aber auch nun dringend an die Rükkehr in's Vaterland und an die Ausführung des Entschlusses, mich in Wittenberg zu habilitiren. (S. Deß. 3. Br.)

Allein noch hatt' ich keine Lust dazu. Ich genügte mir immer noch nicht; immer fand ich noch dieses und jenes, was mir fehlte, was ich mir erst aneignen musste. Besonders quält' es mich, daß ich in der Philosophie es noch zu gar keiner festen Ueberzeugung gebracht hatte. Zweifel legte sich an Zweifel; eine Ungewissheit folgte der andern. Ach, es war ein grausamer Zustand! Vergebens war ich der fleißigste und aufmerksamste Zuhörer Reinhold's; vergebens bat ich ihn selbst um Aufschluß, da ich freien Zutritt zu ihm hatte. So lang' ich ihn sprechen hörte, war mir's wohl, als wär' ich überzeugt; kam ich aber nach Hause und dachte weiter darüber nach — weg war die Ueberzeugung. Nicht einmal die Dunkelheiten und Widersprüche, die ich in Kant's Schriften fand, konnte mir Reinhold völlig auflösen. Ich dachte also: Du musst an die Quelle selbst gehn! Nach Königsberg musst du! Dort thront der erste Weltweise deiner Zeit; zu dessen Füßen musst du dich setzen!

Dieser Gedanke ergriff mich mit solcher Lebendigkeit, daß ich gleich an meinen Vater schrieb, anfragend, ob er wohl die Kosten zur Ausführung hergeben könne und wolle. Mein Vater war nach und nach in bessere Umstände gekommen; er hatte den kleinern Pacht mit einem größern vertauscht; er war Rentamtmann in Gräfenhainchen und Kammergutspachter in Strohwalde (nahe bei jenem Städtchen) geworden. Daß ich so fleißig studirte, war ihm eine große Freude; eine noch größere, daß ich nicht bloß ein Pastor, sondern sogar ein Professor werden wollte; denn ein Professor war in seinen Augen etwas Großes. Er antwortete daher sogleich bejahend.

Nun war noch eine Schwierigkeit zu überwinden. Auch Reinhard musste einwilligen. Diese Einwilligung war aber nicht so leicht zu erhalten. Er hatte mich immer gedrängt, so bald als möglich zurück zu kehren. (S. die beiden vorigen Briefe). Ich sahe voraus, daß es ihm unlieb sein würde, wenn ich länger zögerte; ja ich fürchtete, er möchte unwillig und mistrauisch werden, möchte mein Zögern für Rücktritt, meine so weite Entfernung für einen Versuch halten, der eingegangenen Verbindlichkeit mich zu entziehen. Auch wusst' ich schon, daß er eben kein Freund der kritischen Philosophie war. Ich schrieb ihm also, daß ich zur völligen Herstellung meiner Gesundheit noch eine etwas weitere literarische Reise machen wollte, bevor ich mich habilitirte; und um nicht mit der Thür' in's Haus zu fallen, stellt' ich die Frage so: Ob ich nach Göttingen oder nach Königsberg gehen sollte? Reinhard mochte jedoch den Zweck dieser Alternative wohl durchschauen. Er entschied für Göttingen und seine Gründe waren so triftig, daß ich ihnen nachgeben musste. (S. Dess. 4. Br.).

Nachdem ich also anderthalb Jahre in Jena zugebracht und daselbst einzig den Wissenschaften gelebt, auch die oberwähnten Briefe über die Perfektibilität rc. bis zum Druck ausgearbeitet hatte, ging ich zu Ostern 1794 nach Göttingen. Wiewohl nun dort zu jener Zeit noch alle die berühmten Männer glänzten, welche die Georgia Augusta so verherrlicht haben — Heyne, Eichhorn, Kästner, Lichtenberg, Schlözer, Blumenbach, Meiners, Feder, Mitscherlich u. A. — so hört' ich doch nur die beiden Ersten; denn ich war des Hörens in Jena übersättigt worden. Bei Heyne hört' ich nämlich jene kunstalterthümlichen Vorlesungen, die er in einem Saale der Universitäts-Bibliothek hielt, und wobei er alle Schätze dieser und seiner eignen Bibliothek vorlegte; wofür er sich aber auch nicht weniger als drei Pistolen (so nannte man dort die Louisd'or) nebst einem Dukaten für seinen Famulus bezahlen ließ. Bei Eichhorn aber hört' ich alttestamentliche Exegese und ein Kollegium über das Syrisch-Chal-

däische, dessen Studium ich mit dem des Arabischen zu verbinden anfing, um mich zu einem recht gründlichen Lehrer der Theologie zu bilden. Denn Theologie und Philosophie waren die beiden Erkenntnißfelder, die ich wie Reinhard vorzugsweise bearbeiten wollte, gleichsam die wissenschaftlichen Pole, um die sich mein Geist drehete. Jene beiden Männer würdigten mich auch ihres Privatumgangs, unterstützten mich durch ihre Bibliotheken — die ich zugleich mit der öffentlichen benutzte — und blieben auch späterhin durch Briefwechsel mit mir in Verbindung.

In Göttingen fördert' ich auch meine Briefe über die Perfektibilität ꝛc. zum Drucke. Ich wollte sie anfangs beim Buchhändler Hahn in Hannover drucken lassen, erhielt aber die Handschrift mit der Bemerkung zurück, daß die geistliche Zensurbehörde großen Anstoß daran genommen. Das war ein böses Omen. Es verkündete mir schon von fern das Ungewitter, das wegen jener Briefe bald über mich hereinbrechen sollte. Ich ließ mich aber nicht abschrecken, sondern schickte die Handschrift nach Jena, wo sie ohne alles Hinderniß abgedruckt wurde. Der vorsichtige Verleger (Voigt, Inhaber des akademischen Leseinstituts) hatte erst bei Griesbach sich ein Urtheil darüber ausgebeten. Ungeachtet dieses Responsum sehr vortheilhaft war, gab mir der Mann doch nicht mehr als 24 (sage vier und zwanzig) Thaler Honorar, so daß gerade ein Thaler auf einen Bogen kam! Indessen macht' ich mir nichts daraus; ich war seelenfroh, daß das Ding nur gedruckt war und dachte nicht daran, daß sich meine Freude bald in Traurigkeit verkehren könnte.

Nachdem ich noch von Göttingen aus eine Fußreise gemacht hatte, theils nach Kassel, theils nach dem Harze, wo ich beim Besteigen des Brockens fast in einem Sumpfloche umgekommen wäre, weil ich dem Führer nicht folgen, sondern meinen eignen Weg gehen wollte: so kehrt' ich endlich im Herbste 1794 in's Vaterland zurück und beschloß somit jene akademischen Lehr- und Wanderjahre, die man das Studentenleben

zu nennen pflegt. Ach, es war doch im Ganzen eine schöne Zeit! So frei, so sorglos, so voll von schönen Strebungen und Hoffnungen war kein früherer und kein späterer Theil meines irdischen Daseins und Wirkens. Noch jetzt also, hier in der Oberwelt, seh' ich auf diesen Punkt meiner Erdenbahn mit Wohlgefallen herab. Und wenn irgend etwas mich reizen könnte, wieder auf die Unterwelt herabzusteigen: so wär' es nur die Aussicht, noch einmal Student zu werden. Doch ich höre so eben von einem ankommenden Erdlinge, daß es auf den dortigen Universitäten wegen allerlei Umtriebe nicht geheuer sein soll. Also will ich nur hier oben, in der Universitas mundi, bleiben. Denn hier denkt keine Seele an solche Kindereien; wenigstens fürchtet man sich nicht davor. Die Oberwelt zeigt uns dagegen ganz andre Umtriebe; Umtriebe der Monden um die Planeten, Umtriebe der Planeten und Kometen um die Sonnen, Umtriebe der Sonnen um einander, ja Umtriebe ganzer Sonnensysteme um den unsichtbaren Mittelpunkt des Weltalls. Ha, das sind Umtriebe, werth des Forschens und Redens! Aber ihr armen Menschenkinder da unten habt kaum eine schwache Ahnung davon. Nun, nur Geduld! Ihr werdet auch heraufkommen; und dann werdet ihr lachen über die kleinlichen Umtriebe, mit denen ihr euch dort so ernstlich beschäfftigt habt.

Vierte Stazion.

Die akademischen Hungerjahre.

1794—1801.

Perfer et obdura! sudor hic tibi proderit olim.
Ovid.

Nach einem kurzen Aufenthalt im elterlichen Hause, wo alles über den glücklich zurückgekehrten Sohn und Bruder Freude

und Leben war, ging ich nun wieder nach Wittenberg, zwar nicht mit Golde beladen, aber doch nicht ohne Schätze andrer Art. Ich merkte bald, daß mir eine Art von Ruf vorausgegangen war, obwohl eigentlich durch nichts begründet. Denn meine frühere Glückwünschungsschrift an Reinhard war wohl schon vergessen, und von meinen Briefen über die Perfektibilität wusste man noch nichts; sie waren anonym erschienen, und Reinhard nur war im Geheimnisse. Allein das günstige Vorurtheil, welches dieser ausgezeichnete Mann für mich hegte, mochte mir wohl schon Bahn gebrochen haben. Denn seine Freunde in Wittenberg, besonders Schröckh und Nitzsch, nahmen mich mit der zuvorkommendsten Güte auf. Wenn mich dieß einerseit erfreute und ermuthigte, so war es doch anderseit auch peinlich für mich. Gespannte Erwartungen sind immer schwer zu erfüllen. Wie? — dacht' ich — wenn du dahinter zurückbliebest! Auch wusst' ich sehr wohl, daß die Laufbahn eines jungen akademischen Lehrers mehr mit Dornen als mit Rosen bestreut ist. Academia vult expectari, ist ein altes Sprüchwort. Es ist aber nicht bloß das Warten, was diese Laufbahn dornig macht; sondern Neid, Eifersucht, Ränke, und der alles beherrschende Zufall, den man Glück und Unglück nennt, treiben auch hier, wie anderwärts, ihr loses Spiel. Ich kam also nicht ohne bange Ahnung in diese neue Sphäre.

Indessen konnt' ich nicht zurück; also musst' ich vorwärts. Nach dem akademischen Brauche musst' ich vor allen Dingen eine lateinische Probeschrift auf dem philosophischen Katheder öffentlich vertheidigen. Diese Probeschrift bracht' ich schon fertig von Göttingen mit, ob ich sie gleich erst in Wittenberg drucken ließ. Sie betraf den Frieden in der philosophischen Welt (de pace inter philosophos utrum speranda et optanda) — einen Gegenstand, der zu jener Zeit um so mehr besprochen wurde, je heftiger man sich über philosophische Dinge stritt. Reinhold hatte diese Idee vornehmlich angeregt; er wollte der philosophische Friedensstifter sein; er ward aber auch

am stärksten bekämpft, selbst von seinem Nachfolger in Jena, Fichte, der sich statt Reinhold's auf den philosophischen Herrscherthron setzen und, um den lieben Frieden in seinem Reiche zu erhalten, sogar einen seiner Kollegen, Karl Christian Ehrhard Schmid, annihiliren wollte, wie er selbst sagte. Ich nahm mich der Idee Reinhold's an, ob ich gleich deren volle Verwirklichung bezweifelte. Darüber ward nun eben wieder im philosophischen Hörsale, wo ich disputirte, gestritten. Wie gewöhnlich bei solchen Spiegelfechtereien, blieb mir als Respondenten der Sieg, ob ihn gleich ein paar von der Fakultät als Opponenten abgeordnete junge Lehrer lange streitig machten. Ich war aber zu jener Zeit im Disputiren so geübt und fand ein solches Vergnügen daran, daß ich für ein animal disputax gelten konnte. Es hieß, ich hätte mich gut vertheidigt; und da die öffentlichen Disputazionen in Wittenberg noch in Ehren gehalten wurden, so erweckte auch meine Vertheidigung ein günstiges Vorurtheil.

Die Habilitazionsschrift selbst hatt' ich Reinhard und Reinhold gewidmet aus Dankbarkeit für ihre Verdienste um mich, die sie durch fortwährende Belehrungen, Rathschläge und Ermunterungen in Briefen noch vermehrten. Es ist ein sonderbares Spiel des Zufalls, daß selbst in den Namen dieser beiden Männer etwas Bezeichnendes für ihr Inneres lag. Beide waren reines Gemüths, echte Biedermänner; aber der Erste war etwas härter oder strenger als der Zweite; dieser holder oder milder als jener. Darum war jener mehr achtungswürdig, dieser mehr liebenswürdig. Man hätte also auf Beide zugleich das schönste Worträthsel machen können, wenn nicht unglücklicher Weise Reinhard sich hinten weich statt hart geschrieben hätte. Indessen hätte sich auch daraus eine schöne Wendung nehmen lassen. Denn das härtere Wesen in jenem Manne war doch durch seine Humanität so erweicht, daß es nur den armen Kandidaten recht fühlbar wurde, wenn sie auf seine verfänglichen Fragen nichts zu antworten wussten oder etwas Einfältiges antworteten. Es schien da wirklich, als

hätt' er seine Freude daran, sie sein Uebergewicht fühlen zu lassen und durch seinen Witz immer mehr in Verlegenheit zu setzen. Es schien aber auch nur so. Er meint' es gar nicht so bös; es war ihm nur Bedürfniß, seinen Witz spielen zu lassen, um sich zu erheitern und Andre zu unterhalten. So schrieb er mir einmal von einem Manne, welcher Professor der Dichtkunst geworden, aber früher gemüthskrank gewesen war: „Furorem hat er, ob poeticum, weiß ich nicht.“ (S. den 37. Br.). Das klang äußerst hart, war es aber nicht in seinem Sinne. Doch ward er oft deshalb verkannt; und deswegen glaubt' ich ihm hier diese kleine Apologie schuldig zu sein.

Als ich Reinhard meine Ankunft in Wittenberg meldete und ihm zugleich die Habilitazionsschrift überschickte, antwortet' er mir mit einer Art von Triumphe. Er bot mir auch gleich ein hohes (vornehmlich für Privatdozenten bestimmtes) kurfürstliches Stipendium an. (S. den 5. Br.). Nur eins mißfiel mir in diesem Briefe, der „gehorsame Diener" am Ende. Alle Briefe, die Reinhard früher an mich als Studenten geschrieben, schlossen sich mit „ganz der Ihrige" oder schlechtweg „Ihr." Nun ward er auf einmal mein gehorsamer Diener. Das klang mir entsetzlich kalt. Allein es war nur Laune. Die frühere herzlichere Unterschrift kehrte bald wieder zurück. Auch erhielt ich sehr bald das versprochene Stipendium; und ob es gleich nur 90 Fl. (sage neunzig meißnische Gulden — 1 Fl. = $\frac{7}{8}$ Thlr. oder 21 Gr.) betrug, so war es doch immer etwas zum Anfange. Dankbar nahm ich es daher an und betrachtet' es gleichsam als ein Angeld für die Zukunft, ward aber freilich sehr in meinen Hoffnungen betrogen.

Bald nachdem ich mich als Magister legens habilitirt hatte, ward ich auch Adjunkt der philosophischen Fakultät. Diese der Universität eigenthümliche Würde war nichts weiter, als eine höhere akademische Stufe; es waren damit keine Einkünfte, Vortheile oder Rechte verknüpft, das einzige ausgenommen, daß die älteren Adjunkten auch Dechanten

werden konnten. Sie wechselten dann mit den ordentlichen Professoren so, daß, wenn drei von diesen das Dekanat verwaltet hatten, ein Adjunkt an die Reihe kam. Er konnte dann auch Magistros artium oder Doctores philosophiae machen, hatte aber seltsamer Weise nicht Sitz und Stimme im Collegio decanali, sondern ward hier vom Erdechanten vertreten. Daher entgingen ihm auch manche mit dem Dekanate verbundene Einnahmen, welche die alten Herren sich klüglich vorbehalten hatten. Es war übrigens, um Adjunkt zu werden, nichts weiter nöthig, als daß man noch einmal disputirte, wie es hieß, pro loco inter Adjunctos Fac. Philos., nachdem man pro venia legendi disputirt und eine Zeit lang gelesen hatte. Das that ich, indem ich eine Abhandlung über die Allgemeingültigkeit des Sittengesetzes vertheidigte (lex moralis utrum et quatenus omni naturae ratione praeditae scribenda sit)*).

Was nun aber meine Vorlesungen, als den eigentlichen Zweck meiner Rükkehr nach Wittenberg, betrifft: so begann ich dieselben mit einem wirklich glänzenden Erfolge. Der Hörsaal, in welchem ich lesen wollte, fasste die Zuhörer nicht; ich konnte gleich die erste Vorlesung nicht darin halten, sondern musste mitsammt den Studenten, die sich dazu eingefunden, über die Straße nach einem andern Hörsaale ziehn. Auch hier war das Gedränge so groß, daß die Studenten mir, so zu sagen, auf dem Leibe standen; denn ich las nicht stehend auf einem Katheder, sondern sitzend an einem Tischchen. Das war im höchsten Grade ängstlich. Ich überwand indeß die Angst und vollendete meine Antrittsvorlesung glücklich. Es war in einer Abendstunde; denn die frühern Stunden waren schon alle von andern Lehrern in Beschlag genommen, und ich wollte nicht gleich anfangs mit diesen in Reibung wegen der Stunden gerathen, aus Furcht, dann keine Zuhörer zu bekommen. Nach

---

*) Diese und die vorerwähnte Abh. finden sich beide in meinen Commentt. acadd. Nr. II. u. III. [N. A.]

der Vorlesung begleiteten mich die Zuhörer nach Hause und brachten mir auf der Stelle ein Vivat. Dieses ganz unverabredete und unvorbereitete Zeichen des Beifalls erfreute und rührte mich bis zu Thränen. Kein späteres Vivat, obwohl glänzender durch Musik und Fackeln, woran es bei jenem natürlich fehlte, hat solchen Eindruck anf mich gemacht *).

Es war ein enzyklopädisches Kollegium, womit ich begann. An ein eigentlich philosophisches wagt' ich mich noch nicht. Ich hatte noch zuviel philosophische Skrupel. Auch hatte sich nach Reinhard's Abgang ein Mann des philosophischen Katheders bemächtigt, der bei den Studenten in großem Ansehn stand, der außerordentliche Professor der Philosophie, Klotzsch. Mit diesem sogleich zusammenzutreffen hielt ich über meine Kräfte. Indessen ermuthigte mich jener glückliche Anfang. Im folgenden Halbjahre begann ich auch einen philosophischen Kursus, und Klotzsch verlor fast alle Zuhörer. Als er zu derselben Zeit seinen Kursus wieder anfing, fanden sich nicht mehr als fünf Zuhörer ein. Das zog sich der Mann so zu Gemüthe, daß er bald nachher schwermüthig wurde, wiewohl man sagte, daß auch eine unglückliche Liebe an dieser Schwermuth Schuld sei. Gewiß war es nicht meine Geschicklichkeit, die ihm jenes Schicksal zuzog. Es war der Reiz der Neuheit, ein günstiges Vorurtheil für das, was aus der Fremde gekommen — Dinge, die gar oft über den akademischen Beifall entscheiden; weshalb Niemand auf diesen Beifall stolz sein und mit Zuversicht rechnen sollte. Es ist der allgemeine Weltlauf, daß das Aeltere vom Jüngern verdrängt wird. Jeder muß darauf gefasst sein und, wenn seine Blüthezeit vorüber ist, sich mit philosophischer Fassung in sein Schicksal ergeben. Müssen es doch auch die Frauen thun, wenn nach verstrichner

*) Eins muß ich jedoch ausnehmen, das in eine weit spätere Zeit fiel und, eben so improvisirt, mir in der Universitätskirche zu Leipzig gebracht wurde. S. den ersten Anhang. [N. A.]

Blüthezeit die Anbeter sich verlieren und weder Schminke noch Buffanten mehr aushelfen wollen, die Ungetreuen zurückzuführen. — Späterhin hielt ich auch Vorlesungen über morgenländische Sprachen, gab sie aber bald wieder auf, da ich einsahe, daß man nicht seine Kraft zu sehr zersplittern dürfe, wenn man etwas Tüchtiges in irgend einem Fache leisten wolle.

Während in Bezug auf mein neues Lehramt alles nach Wunsche ging, zog sich über meinem Haupte ein schweres Ungewitter zusammen. Es wurde nach und nach bekannt, daß ich Verfasser der Briefe über die Perfektibilität sei. Sie erregten besonders in der höchsten Sphäre großen Anstoß. Es ward eine förmliche Untersuchung darüber angestellt. Das akademische Gericht musste mich amtlich befragen, ob ich Verfasser sei; und da ich dieß nicht leugnen konnte und wollte, so wurde mir die Haltung aller theologischen Vorlesungen (die ich bereits angekündigt hatte) und die Wiederauflage meines Buches untersagt. An das letztere Verbot kehrten sich freilich die Nachdrucker nicht, die über das Buch um so gieriger herfielen, je mehr Aufsehn es machte. Sie hatten also allein den Vortheil, ich den Schaden, und das Publikum auch, das die Briefe nun in keiner verbesserten, sondern vielmehr in einer verschlechterten Gestalt erhielt. Das war aber nicht genug. Auch alle meine Gesuche um eine außerordentliche Professur und eine Pension waren vergeblich. Das Letztere war mir besonders empfindlich. Denn das Stipendium von 90 Fl. langte bei weitem nicht zu; die Vorlesungen wurden in Wittenberg ganz erbärmlich honorirt; meinem Vater wollt' ich nicht mehr zur Last fallen, da er schon so viel für mich aufgewendet hatte und die Zeitumstände ihm nicht mehr so günstig waren. Ich gerieth daher oft in große Verlegenheit. Aber je größer diese ward, desto werther ward mir die Quelle derselben. Man bewirkte also durch die Härte, mit der man mich behandelte, das gerade Gegentheil von dem, was man bewirken wollte. Man bestärkte mich in meiner Ueberzeugung. Man begriff nicht, wie theuer die Wahrheit demjenigen wird, der um ihrer

willen leiden muß, wie sie sich im Gemüthe festsetzt, wenn man sie ihm mit Gewalt entreißen will *).

Es waren aber hauptsächlich zwei Männer, welche mir entgegen wirkten, die Herren von Wurmb und von Burgsdorf, damal kurfürstlich-sächsische Konferenzminister und Geheime Räthe. Beide sind schon lange todt; ein Urtheil über sie als öffentliche Charaktere ist daher wohl erlaubt, um so mehr, da dieß Urtheil im Ganzen nicht zu ihrem Nachtheil ausfallen kann. Sie haben dem Staate redlich gedient; sie waren in ihrer Art geschickte und einsichtvolle Männer. Aber in wissenschaftlicher und besonders in theologischer Hinsicht waren sie durch gewisse Ansichten beschränkt, welche ihnen nicht erlaubten, eine freie wissenschaftliche Untersuchung über religiose Gegenstände mit voller Unbefangenheit des Geistes zu würdigen. Sie meinten, es sei ihre Pflicht, in eine solche Untersuchung werkthätig einzugreifen, wenn das Ergebniß derselben nicht mit ihrer persönlichen Ueberzeugung einstimmte. Sie handelten also in Bezug auf mich, wenn auch nicht nach strenger Gerechtigkeit (welche gebietet, dem wissenschaftlichen Untersuchungsgeiste keine Fesseln anzulegen und keine Meinung zu bestrafen, so lange sie nicht in rechtswidrige Handlungen ausschlägt) so doch in gutem Glauben (bona fide). Wenigstens war dieß beim Zweiten der Fall; ob auch beim Ersten, darüber bin ich etwas zweifelhaft geworden, weil er mir einmal durch eine vertraute Person sagen ließ, ich möchte glauben, was ich wollte, wenn ich nur lehrte, was ich sollte. Es scheint

*) Wie richtig sagt doch der berühmte Bischof Gregoire in seiner Histoire des confesseurs gegen das Ende: „La vérité ici-bas est rare„ment impunie. Mais“ — setzt er ebenso richtig hinzu — „celui qui refu„seroit de souffrir pour elle, ne seroit pas digne de la connoître, ni „de la défendre.“ Wie haben sich aber in Sachsen die Zeiten geändert! Als der Oberhofprediger Ammon in seiner „Fortbildung des Christen„thums zur Weltreligion“ (Leipz. 1833 ff. 8.) dieselbe Perfektibilität behauptete: ließ man ihn nicht nur ruhig gewähren, sondern machte ihn auch noch zum Geheimen Kirchenrath und Vizepräsidenten des Landes-Konsistoriums. [N. A.]

daher weniger ein inneres als ein äußeres Interesse ihn bestimmt zu haben, gegen mich zu wirken. Indessen machte diese Gegenwirkung damal einen sehr schlimmen Eindruck auf mein Gemüth; sie erbitterte mich. Ich war mir bewusst, mit dem redlichsten Eifer geforscht zu haben; es kam mir nicht in den Sinn, dem Christenthume zu nahe treten zu wollen; vielmehr glaubt' ich das Ansehn desselben durch meine Theorie gegen alle Einwürfe, auf welche die fortschreitende Bildung des menschlichen Geistes nothwendig führen musste, gerettet zu haben. Ich konnte also wohl irren; ich konnte mich auch wohl hin und wieder zu allgemein, zu entscheidend, zu absprechend — wie das jungen Schriftstellern oft begegnet — ausgedrückt haben. Aber straffällig war ich darum nicht; ich verdiente nicht, daß man mir gleich im Beginne meiner akademischen Wirksamkeit, wo ich vielmehr der Aufmunterung bedurfte, so hemmend entgegentrat. Die natürliche Wirkung davon konnte nicht ausbleiben. Ich bekam eine Antipathie gegen alles Minister-Wesen, die ich erst späterhin durch vernünftige Ueberlegung bekämpfen lernte, wiewohl ich es auf meiner irdischen Laufbahn nie bis zur Sympathie bringen konnte. Erst hier in der Oberwelt, als ich die Minister der höhern Weltordnung kennen lernte, hab' ich mich ganz mit dem Minister-Wesen ausgesöhnt.

Wer am meisten bei jener verdrüßlichen Geschichte litt, das war der gute Reinhard. Er hatte mich auf diesen schlüpfrigen Boden gesetzt; er hielt es also für seine Pflicht, mich nicht fallen zu lassen. Er bot alles auf, was in seinen Kräften stand, dem Aegernisse vorzubeugen und mir zu helfen. Aber alles umsonst. Er schrieb darüber sehr theilnehmende, aber auch sehr lamentable Briefe; denn es griff ihn sogar körperlich an, da sein Körper ohnehin sehr schwächlich war. (S. den 6. bis 14. Br.). Er dauerte mich herzlich; ich konnte jedoch nichts in der Sache ändern; denn widerrufen, was man wünschte, konnt' und wollt' ich nicht; Reinhard selbst fand dieß auch nicht thunlich. (S. den 13. Br.). Was mir aber dabei besonders auffiel, war Reinhard's Widerspruch gegen

die Sache selbst. (S. den 6. Br.). Ich hatte in meiner Schrift über die Perfektibilität der geoffenbarten Religion im Grunde nichts andres gethan, als dasjenige weiter ausgeführt und deutlicher ausgesprochen, was ich früher in der ihm selbst gewidmeten und von ihm selbst so sehr gelobten Glückwünschungsschrift über das christliche Moralprinzip gesagt hatte. Vermuthlich aber machte die spätere Schrift einen so misfälligen Eindruck auf ihn, weil darin soviel von der kritischen Philosophie eingemischt war, gegen die er nun einmal einen solchen Widerwillen hatte, daß er sie sogar einmal eine **tetrica sophia** nannte. (S. den 15. Br.). Er hielt nun meine Schrift für eine Frucht dieser abscheulichen Lehre, was sie doch gar nicht war; denn als ich die frühere Glückwünschungsschrift abfasste, wusst' ich noch nichts von der kritischen Philosophie. Nur seine eigne hatt' ich im Kopfe. Außerdem mochten ihm wohl auch einige zu kühne Folgerungen, die ich aus meinen Vordersätzen gezogen hatte, anstößig sein. Er hatte uns aber hundertmal in seinen Vorlesungen gesagt, man müsse vor keiner Konsequenz erschrecken, wenn sie nur richtig aus richtigen Prämissen gezogen sei. Dieser Widerspruch **Reinhard's** mit sich selbst ist mir immer ein Räthsel gewesen. Als ich ihn daher in dieser Oberwelt wiedersahe, fragt' ich ihn, warum er denn gegen die Perfektibilität geeifert. Er drückte mir aber lächelnd die Hand und sagte zur Erde hinweisend: „Mein theurer „Freund! dort unten hält man gar vieles für imperfektibel, „was es doch gar nicht ist. Lassen wir jene Erdlichkeiten und „befassen uns nur mit den Wundern des Himmels!"

Mein Unstern führte mich aber in Wittenberg immer tiefer in's Labyrinth. Die unglückseligen Perfektibilitäts-Briefe erregten mir nicht bloß in den höhern Kreisen der Gesellschaft Widersacher, sondern auch in der gelehrten Welt. Es war, als hätt' ich in ein Wespennest gestochen. Kurz hinter einander erschienen drei Gegenschriften, eine vom alten Superint. **de Marées** in Dessau, die andre von Einem, der sich **Alethophilus** nannte, die dritte von einem Ungenannten. Späterhin

traten auch Fessler, Flatt u. A. als Gegner auf. Von allen diesen Angriffen schmerzte mich keiner so tief, als der von Alethophilus. Dieser verkappte Ritter war ein Landprediger in der Nähe meiner Heimat, Namens Sommer, ein genauer Freund meines elterlichen Hauses, der sich in Folge dieses Verhältnisses immer auch gegen mich freundschaftlich benommen hatte. Hier aber zeigt' er sich als den erbittertsten Gegner, häufte Schmähung auf Schmähung, und suchte mich besonders wegen gefährlicher Grundsätze — das ewige Klagelied aller Ketzermacher, auf welches hin Jesus, wie Sokrates, verurtheilt wurde — verdächtig zu machen. Wie viel davon auf seine Rechnung kam, weiß ich nicht. Denn, wie ich später erfuhr, hatt' er seine Schrift vor dem Drucke an seinen ehemaligen Lehrer, den Domherrn und Professor D. Burscher in Leipzig, zur Durchsicht geschickt. Dieser hochmüthige Prälat — der mich einst bei einem Besuch in Leipzig, als ich ihm auf Beygang's Museum unter die Augen trat, mit einem wahren Vernichtungsblicke durchbohrte — hatte wahrscheinlich allerlei giftige Zusätze gemacht, eh' er die Handschrift zum Drucke beförderte. Davon wusst' ich aber nichts. Ich übergoß also in einem siebzehnten und letzten Briefe über die Perfektibilität ꝛc. den armen Alethophilus mit einer scharfen, fast ätzenden Lauge. Darüber entstand ein neuer Lärm. Ich galt nun für einen verstockten Sünder und bekam einen tüchtigen Verweis. (S. Reinhard's 11. und 12. Br.). Selbst meine Freunde waren unzufrieden. Sie verlangten von dem jungen reizbaren Schriftsteller die Kaltblütigkeit eines Veteranen. Ich hätte doch, meinten sie, den alten Landprediger, der in der ganzen Gegend zum Gespötte wurde, mehr schonen sollen, ungeachtet ich selbst nicht im mindesten von ihm geschont war. So bekommt der angegriffene Theil oft Unrecht, wenn er sich wehrt, wär' es auch Nothwehr *).

---

*) Der Superint. Hofmann in Gräfenhainichen, der, wie oben erzählt, eine Zeit lang mein Erzieher gewesen war, zeigte sich auch hier billi=

So viel Verdruß, in Verbindung mit anstrengender Geistesarbeit, warf mich auf's Krankenlager. Zuerst entzündeten sich meine Augen. Es war dieß keine gewöhnliche Augenentzündung. Das ganze Organ litt innerlich, vielleicht das ganze Nervensystem, dessen Leiden bloß im Auge hervortrat. Anfangs zeigten sich nur einige schwarze Punkte vor den Augen; bald aber wurden sie zahlreicher und größer. Das rechte Auge ward ganz dunkel, und auch das linke verdunkelte sich immer mehr. Es hieß, der schwarze Staar sei im Anzuge. Die Kunst erschöpfte sich in ihren Mitteln, der gänzlichen Erblindung vorzubeugen. In dieser traurigen Lage war die Musik mein einziger Trost; denn lesen und schreiben konnt' ich nicht; auch hatt' ich Niemanden, der mir vorlesen oder dem ich diktiren konnte, wenigstens nicht für längere Zeit. Ich komponirte also allerlei Klaviersachen, Variationen, Sonaten, Arien; alles im Kopfe, weil ich keine Note niederschreiben konnte. Erst später schrieb ich einiges davon nieder. Diese Beschäfftigung hielt aber doch nicht vor; denn die Krankheit dauerte über ein Vierteljahr. Ich ging mit schrecklichen Gedanken um, weil ich wirklich blind zu werden fürchtete. Da kam der würdige Nitzsch zu mir, wie ein tröstender und stärkender Engel vom Himmel. Er schien meine selbmörderische Stimmung zu bemerken und rief mir daher den alten Vers zu:

Nunc animis opus est — nunc pectore firmo.

Dieser Vers wirkte wie ein elektrischer Schlag auf mein Gemüth. Ich fasste Muth, und dieser Muth, in Verbindung mit Chinarinde, die ich nach Verordnung meines Arztes (des D. Kreysig, welcher damal noch Professor in Wittenberg war, später Hofrath und Leibarzt in Dresden wurde) in großen Gaben nebst andern Kraftmitteln verschluckte, rettete mein Gesicht — ein Beweis, daß die Krankheit nervos war.

ger. Er fand meine Nothwehr gerecht, ob er gleich sonst andrer Meinung war, und freute sich sogar, daß ich dem sog. Alethophilus selbst die Wahrheit in Bezug auf seine falsche Angriffsart gesagt hätte; wiewohl er übrigens mit jenem Konfrater in freundlichen Ephoral-Verhältnissen stand. [N. A.]

Da aber die Ursachen fortdauerten, stellte sich auch die Wirkung wieder ein, obwohl unter andrer Gestalt. Ein hitziges Nervenfieber überfiel mich. Ich lag ohne Bewusstsein. Schon zeigten sich die Vorboten der Auflösung des Körpers, die Peteschen und ein anhaltender Schlucken. Böhmer und Kreysig vereinigten ihre Bemühungen, obgleich der Erste mir das Prognostikon des Todes gestellt hatte. Allein die Natur, unterstützt von der Kunst, siegte. Reinhard wünschte mir in einem herzlich theilnehmenden Briefe Glück, ermahnte mich aber zur Mäßigung im Arbeiten und zur (wenigstens einstweiligen) Verlassung der tetrica sophia, und bot mir zugleich freundschaftlich seine Börse an, wenn ich in Geldverlegenheit wäre. (S. den 15. Br.). Darin befand ich mich allerdings. Aber ich schämte mich, von dem Gönner Geld zu borgen, fürchtend, er möcht' es für Bettelei halten. Nur einmal, in der höchsten Noth, nahm ich meine Zuflucht zu ihm und borgte funfzig Thaler, die ich ihm erst lange nachher wieder zustellen konnte. (S. den 37. Br.).

Das Maß der Leiden war aber noch nicht voll. Ich bekam einen Rückfall, der mich wieder an den Rand des Grabes brachte. Meine gute Natur siegte zwar wieder. Allein meine Geduld war erschöpft. Ich schrieb an Reinhard, daß ich nicht länger in Wittenberg aushalten könnte. Er entwarf daher mit dem Herrn von Zedtwitz, damaligem Präsidenten des Kirchenraths und des Oberkonsistoriums, einen neuen Plan, mir zu helfen. (S. den 16. Br.).

Bevor ich aber von dem kläglichen Ausgange dieses, übrigens gut angelegten, Plans Nachricht gebe, muß ich ein paar Worte über den zuletzt genannten Mann sagen. Herr von Zedtwitz war ein aufgeklärter und freisinniger Staatsmann. Er war früher Kanzler des Stiftes Naumburg-Zeitz und, als solcher, Schulinspektor von Pforte; später ward er Minister. Schon in Pforte hatt' er mich kennen gelernt und mir Beweise seines Wohlwollens gegeben. Als Präsident that er es nicht minder. Bei einer Revision der Universität Wittenberg besucht'

er als kurfürstlicher Kommissar auch meine Vorlesungen. Da ich wusste, daß er der höchsten Behörde über alles, was er in Wittenberg gesehn und gehört, ausführlichen Bericht zu erstatten hatte: so nahm ich in der Vorlesung, die er besuchte, Anlaß, einige Vorwürfe zu beseitigen, die man der kritischen Philosophie gemacht hatte (auch Reinhard in der bekannten Vorrede zu seiner Moral). Als ich den Präsidenten nach Hause begleitete, nahm er mich mit auf sein Zimmer, sprach ermunternd und zutraulich zu mir, und sagte unter andern: „Ich bin beauftragt, über Sie und Ihre Vorlesungen ganz „besonders Bericht zu erstatten. Was Sie eben in der Stunde „gesagt haben, hat meinen Beifall. Ich bin kein Feind der „kritischen Philosophie, vielmehr schätz' ich sie. Geben Sie „mir einen kurzen Auszug aus dem, was Sie in der Vor„lesung zur Beseitigung einiger Hauptvorwürfe gegen diese „Philosophie gesagt haben. Ich werde davon in meinem Be„richte den besten Gebrauch machen."

Bald darauf bracht' ich ihm den Auszug. Er las ihn durch und war damit zufrieden, setzte aber hinzu: „Wollen „Sie diese Gedanken nicht in einer besondern Schrift weiter „ausführen? Das würde vielleicht noch bessere Wirkung thun." — Ich versprach's und die Schrift war bald fertig. Sie führte den Titel: Ueber das Verhältniß der kritischen Philosophie zur moralischen, politischen und religiosen Kultur des Menschen. Obwohl mit großer Mäßigung und Vorsicht abgefasst, misfiel die Schrift doch in den höhern Kreisen; man betrachtete sie als eine Fortsetzung der verhassten Briefe. Selbst Reinhard war, wie ich hörte, unzufrieden damit, weil er sie für eine Widerlegung seiner Vorrede hielt; was sie freilich im Grunde war, ungeachtet ich weder ihn selbst noch seine Vorrede genannt, sondern bloß im Allgemeinen gesprochen hatte.

Was nun den oberwähnten Plan betrifft, so bestand er darin, daß die Universität Wittenberg in corpore durch einen freiwilligen Bericht für mich in Dresden interzediren sollte.

Die Maßregel war außerordentlich; man kannte kein früheres Beispiel der Art. Indessen ging sie durch, obwohl nicht ohne Widerspruch, da ich auch in Wittenberg einige Gegner hatte. Der Interzessionsbericht war höchst vortheilhaft für mich; es war alles gesagt, was zu meiner Empfehlung dienen konnte; und da zu jener Zeit gerade einige Pensionen erledigt waren — unter andern eine von zweihundert Thalern, welche D. Kohlschütter, bevor er von Wittenberg nach Dresden als Geheimer Kabinetsrath berufen wurde, genossen hatte — so bat man, nächst einer außerordentlichen Professur der Philosophie, auch um eine Pension für mich, mit dringender Darstellung meines Bedürfnisses und mit besondrer Beziehung auf die oberwähnten Krankheitsfälle. Eine Pension von 200 Thlrn. hätte mich damal glücklich gemacht; reich wie ein König wär' ich mir vorgekommen. Ich erhielt keinen Heller. Doch nein. Reinhard schoß mir 50 Thlr. vor. Der Kirchenrath schenkte mir ein für allemal ebensoviel, und prolongirte mir zugleich das große Stipendium von 90 Fl. Voilà tout! Denn aus der Professur, die doch ohne Pension nur ein leerer Titel gewesen wäre, wurde auch nichts. (S. Reinhard's 17—20. Br.).

Jetzt blieb mir nichts andres übrig, als einen Weg in's Ausland zu suchen. Reinhard selbst sahe dieß ein. (S. den 20. Br.). Nun zeigte sich auch bald eine glückliche Aussicht. Ich ward in Rostock, ohne mein Ansuchen, zu einer ordentlichen Professur der Philosophie denominirt. Da aber auch Beck in Halle mit denominirt war und dieser als der beste, selbst von Fichte gerühmte, Ausleger der kritischen Philosophie mehr Ruf hatte, als ich: so ward er mir vorgezogen. Nun wollt' ich nach Dorpat, wohin damal viele Gelehrte aus Deutschland gingen. Dieß widerrieth Reinhard in den stärksten Ausdrücken und wollte mich lieber zum Rektor an der Klosterschule zu Roßleben machen. (S. den 21. Br.). Ich ließ mir das gefallen, um nur aus meiner peinlichen Lage herauszukommen. Allein es ward nichts daraus, so gut die Sache auch von Reinhard eingeleitet war. (S. den 22. Br.).

Eigentlich war aber der französische General Moreau daran Schuld. Denn seltsam hangen in der Welt die Schicksale der Menschen zusammen. Der Konrektor Wilhelm in Rossleben hatte nämlich seiner Verdienste wegen die nächste Anwartschaft auf das Rektorat. Weil aber in seiner Vaterstadt Augsburg das Direktorat am Gymnasium erledigt war, so wollt' er lieber dorthin gehn; und auf diesen Fall war mir das Rektorat in Rossleben vom Heerrn von Witzleben als Patron der Stelle zugesagt. Nun ging Moreau damal auf Oestreich los und besetzte Augsburg. Deshalb dankte Wilhelm für das dortige Direktorat und blieb in Rossleben. So musst' ich natürlich zurückstehn.

Es eröffneten sich mir wieder Aussichten theils nach Jena theils nach Freiberg, wo an der Bergakademie eine neue Lehrstelle unter dem Titel einer Professur der schönen Wissenschaften errichtet und diese mir zu Theil werden sollte. Der für mich unermüdlich thätige Reinhard bot alles auf, was in seinen Kräften stand, um mir diese Stelle zu verschaffen. Ich war ganz allein dazu vom geheimen Finanzkollegium in Vorschlag gebracht und auf das Nachdrücklichste empfohlen. Aber es war, als wenn ein böser Dämon über mein Geschick waltete. Es zerschlug sich alles wider Erwarten. (S. den 23—31. Br.). Für alle die Herrlichkeiten, die mir im Prospekte gezeigt waren, bekam ich bloß noch einmal das hohe Stipendium von 90 Fl. (S. den 32. Br.). So ward ich leider völlig überzeugt, daß im Vaterlande gar nichts mehr für mich zu hoffen, und daß es sündhaft gewesen wäre, den guten Reinhard noch länger für mich zu bemühen. Du willst nun, dacht' ich, für dich selbst und allein handeln. Vielleicht gelingt es so besser. — Und es gelang. Die Stunde der Erlösung hatte geschlagen.

Ich setzte mich auf die ordinäre Post und reiste nach Berlin, ohne alle Empfehlung, ohne alle Anregung von außen, ohne irgend einen bestimmten Anlaß, als meine Verzweiflung am Vaterlande. In Berlin macht' ich Bekanntschaft mit den Männern, die damal so viel galten und später wegen ihrer

Aufklärung so verschrieen wurden: Teller, Zöllner, Gedike, Biester, Nikolai u. A. Sie nahmen mich mit Herzlichkeit auf. Ich bat aber um nichts, und sie versprachen nichts. Ich wollte nur erst Bekanntschaften anknüpfen. Es währte jedoch nicht lange, so erhielt ich eine Einladung, wieder nach Berlin zu kommen. Es hatte nämlich der Oberschulrath Steinbart, der zugleich Professor der Theologie und Philosophie in Frankfurt an der Oder war, seines Alters wegen um einen Gehülfen bei seinem akademischen Lehramte gebeten. Diese Bitte war vom Herrn von Massow, damaligem Minister des Schul- und Kirchenwesens in Preußen, genehmigt worden. Der Gehülfe sollte als außerordentlicher Professor der Philosophie mit einem vorläufigen Gehalte von hundert und sechzig Thalern angestellt werden, aber nicht bloß philosophische, sondern auch theologische Vorlesungen halten. Als solcher ward ich ihm vorgeschlagen. Er meldete mir dieß selbst und bat mich, nach Berlin zu kommen, wo er sich eben dieser Sache wegen aufhielt. Es war noch kein förmlicher Antrag oder Ruf. Steinbart schrieb bloß, der Minister wollte mich gern persönlich kennen lernen; er war aber ein schlauer Fuchs; er selbst wollte mich erst kennen lernen, eh' er sich in ein Versprechen einließe. Denn, wie ich nachher erfuhr, hatt' er eine Gehaltszulage gesucht und erhalten, jedoch unter der Bedingung, daß er einen akademischen Amtsgehülfen annähme und diesem von jener Zulage 160 Thlr. abgäbe. Er wollte also erst sehn, ob ich der Mann nach seinem Sinne wäre. Einen andern Grund dieser vorläufigen Beschauung lernt' ich erst späterhin kennen, als ich in Frankfurt selbst ankam. Es war eine verwaiste Verwandte im Hause, für die es einen Mann geben konnte, wenn die jungen Leute sich gefielen. Davon ahnet' ich natürlich nichts; und hätt' ich auch Ahnung gehabt, so wär' ich doch gegangen, da ich immer freie Wahl behielt und nur erst aus der trüben Atmosphäre von Wittenberg herauswollte. Ich ließ mir also die Bedingungen, so wenig glänzend sie auch waren, gefallen. Und da Massow ebensowohl als Steinbart

auf baldigen Antritt des übernommenen Amtes drang: so versprach ich, nach Frankfurt zu kommen, sobald ich meine Angelegenheiten in Wittenberg geordnet hätte.

Diese Sache war so schnell und so geheim betrieben worden, daß (außer Nitzsch, an den Steinbart geschrieben, um Erkundigung über mich einzuziehn) niemand in Wittenberg und Dresden etwas davon wusste. An Reinhard schrieb ich sogleich, als ich Gewissheit hatte. Er antwortete mit seiner gewohnten Herzlichkeit und Güte, beklagend und beglückwünschend. (S. den 33. Br.). In Wittenberg war groß Lamento auf der einen und doch auch wieder große Freude auf der andern Seite. Man bedauerte den Verlust, gönnte mir aber das Glück. Die Studenten brachten mir ein glänzendes Abschieds-Vivat; ich aber — trauerte.

Das menschliche Herz ist ein wunderseltsames Ding. Vergnügen und Schmerz, Freude und Traurigkeit liegen einander so nahe, daß oft derselbe Gegenstand, der uns erfreut, uns auch traurig macht, ja daß wir uns oft im Besitz eines lang' ersehnten Gutes doch nicht glücklich fühlen. Was konnte mir erwünschter sein, als diese Anstellung? Ich hatte ja so lange nach einer solchen gerungen. Sie gewährte mir auch einen Triumph über meine Feinde, die durch ihren, am Ende doch vergeblichen, Widerstand nur meine Kraft gespannt und so mir vielleicht noch mehr genützt hatten, als meine Freunde. Und doch fühlt' ich mich nicht glücklich! — Wohl hatt' ich in Wittenberg viel erduldet und entbehrt; aber ich hatte auch dort die erfolg- und genussreichste Thätigkeit geübt. Es war die volle Kraft des Jünglings-Mannes, mit der ich wirkte; es war, so zu sagen, die erste inbrünstige Liebe, mit der ich die Wissenschaft lehrend umfing. Selbst daß ich auf der einen Seite den Studirenden näher stand, halb und halb ihres Gleichen war, auf der andern aber zu dem geweihten Priesterchore gehörte, welcher die studirende Jugend in das Heiligthum des Musentempels einführen sollte, gab meinem akademischen Leben in Wittenberg einen eigenthümlichen Reiz. So konnt' es an-

derwärts nicht wiederkommen; das fühlt' ich allzuwohl; ja ich sah' es klar ein. Denn ich trat mit dem ein und dreißigsten Jahre in eine mir ganz fremde Welt, wo ich mich erst allmählich zurechtfinden und anbauen musste, wo ich außer dem alten Steinbart, der mir doch eigentlich selbst noch fremd war, keine lebendige Seele kannte; während ich, als ich von Göttingen nach Wittenberg zurükkehrte, von lauter offnen Freundesarmen umfangen wurde und in dem Hause des Professors D. Klügel, wo ich meinen Wohnsitz aufschlug, eine Familie fand, die mich wie ein Glied derselben behandelte. Darum trauerte meine Seele, als ich diesen schönen Wirkungskreis nach sieben Jahren wieder verlassen sollte. Es waren freilich Hungerjahre gewesen — gleichsam die sieben magern Kühe in Pharao's Traum — aber der Hunger und mit ihm aller übrige Kummer war vergessen, als ich nun scheiden sollte. Nur das Schöne und Gute, was ich genossen und gewirkt hatte, stand lebendig vor meiner Seele und verschwand nun aus der Wirklichkeit, wie die Sonne nach einem heißen und doch schönen Tage unter dem Horizonte verschwindet. Darum trauerte meine Seele.

Indessen — wenn ich es offen gestehn soll — hatte freilich diese Traurigkeit noch einen andern tiefer liegenden Grund in meinem Herzen. Es war bezaubert. Bevor ich aber von diesem Zauber Rechenschaft geben kann, muß ich noch von meiner literarischen Thätigkeit in Wittenberg einen kurzen Bericht erstatten. Denn viel, sehr viel hab' ich in Wittenberg geschriftstellert. Außer den schon früher beiläufig erwähnten Schriften gab ich noch folgende heraus:

1. Versuch einer systematischen Enzyklopädie der Wissenschaften. In 2 Theilen, wozu späterhin noch ein dritter literarischer in mehren Heften kam. Der erste Verleger betrog mich dabei um eine ganze Auflage, indem er die erste Auflage des ersten Theils doppelt so stark machte, als ausbedungen war. Deswegen nahm ich für den zweiten Theil einen andern Verleger, und da dieser auch nicht Wort hielt, für den

dritten Theil wieder einen andern. Diese Verlags-Zerstückelung hat dem Absatze mehr geschadet, als ich damal aus Unerfahrenheit im Bücherverkehre glaubte.

2. Ueber Herder's Metakritik und deren Einführung in's Publikum durch den Hermes Psychopompos (Wieland's deutschen Merkur). Herder und Wieland wollten bekanntlich die kantische Philosophie bald nach deren Geburt mit Einem Schlage vernichten. Ich war aber damal noch ein so enthusiastischer Anbeter der Verfolgten, daß ich für sie in die Schranken trat. Weil jedoch ihre Feinde so stattliche Ritter waren, wagt' ich nicht, mit offnem Visir in die Schranken zu treten. Die Schrift erschien daher anonym und ward ebendadurch weniger bekannt.

3. Bruchstücke aus meiner Lebensphilosophie. In zwei Sammlungen. Nikolai verlegte sie und wollte mir dadurch einen Beweis geben, daß er, wiewohl der Sache (nämlich der kritischen Philosophie) Feind, doch der Person Freund sein könne. Der reiche, in einem beinahe fürstlichen Palaste wohnende, Mann honorirte mir aber diese Schrift nur mit vier Thalern für den Bogen. Ein Rezensent, der mir sehr freundschaftliche Briefe schrieb, machte sie hinter meinem Rücken sehr schlecht in einer Literaturzeitung — ich glaub' es war die, welche damal in Erlangen erschien — und behauptete sogar, der Verfasser würde wohl überhaupt nichts Tüchtiges leisten. Ich ließ mich aber dadurch nicht abschrecken, sondern gab vielmehr eine Art Fortsetzung heraus unter dem Titel:

4. Philosophie der Ehe. Ein Beitrag zur Philosophie des Lebens für beide Geschlechter. (Anonym). Diese Schrift war eigentlich ein Surrogat der Ehe. Weil ich aus Armuth nicht heurathen konnte, wollt' ich wenigstens über das Heurathen philosophiren. Ich zeichnete also ein Ideal der Ehe. Dieses war freilich rein a priori konstruirt. Denn ich hatte mich bisher in Ansehung des schönen Geschlechts mit der reinen Anschauung begnügt. Die Empiriker in der Liebe, welche das bekannte Quid juvat adspectus etc. im Munde

zu führen pflegen, werden das freilich nicht glauben wollen, besonders wenn sie hören, daß ich auf drei Universitäten studirt hatte. Allein es ist doch wahr. Indessen gefiel mein so rein a priori konstruirtes Ehe-Ideal. Sogar das Modejournal pries es, und ließ einen ganzen Abschnitt aus der Schrift abdrucken. Ich glaube, er handelte vom Trauringe, worüber ich viel Herzbrechendes gesagt hatte.

5. Briefe über die Wissenschaftslehre. Gegen Fichte, der mich dagegen nach seiner Art in der Schrift gegen Nikolai beiläufig mit annihilirte, weil dieser meine Lebensphilosophie verlegt hatte.

6. Briefe über den neuesten Idealismus. Gegen Schelling, der mich dagegen in seinem, mit Hegel herausgegebnen, philosophischen Journale auf dieselbe unphilosophische Weise behandelte.

7. Entwurf eines neuen Organons der Philosophie oder Versuch über die Prinzipien der philosophischen Erkenntniß. Diese Schrift ist der Vorläufer meines später herausgegebnen Systems. Die kantische Philosophie genügte mir nicht mehr. Die Grundpfeiler des alten Hauses wankten; ich verließ es also und baute mir ein neues. Man hat mir vorgeworfen, daß ich doch allerlei Materialien aus dem alten mit herübergenommen. Das mag wahr sein, ist aber kein Fehler. Wär' es denn nicht unvernünftig, ein brauchbares Material wegzuwerfen, bloß weil es alt ist? Und habt ihr, die ihr angeblich ganz neue Gebäude aufführen wolltet, nicht gar manchen Baustoff aus jenen Palästen entlehnt, die Pythagoras und Plato, Xenophanes und Spinoza, lange vor euch errichtet hatten? Ja, habt ihr nicht sogar aus Jakob Böhme's Lehmhütte manchen Brocken in eure Gebäude herübergetragen? — Ueberhaupt, wenn man von der Summe der Gedanken jedes einzelen Denkers alle die Gedanken abziehn könnte, die von außen angeregt wurden, wie wenig würden übrig bleiben! Es ist in der Welt nichts lächerlicher als jener Weisheitsdünkel, der alles aus sich selbst gesogen

haben, alles nur sich selbst und allein verdanken will. Da müsste ja jeder Einzele von vorn anfangen, und die Arbeiten der Vorgänger wären rein verloren. Es kann aber der Einzele immer nur einen geringen Beitrag liefern zu dem geistigen Besitzthume, das sich, gleich dem körperlichen, von Geschlecht zu Geschlecht unter mancherlei Umwandlungen vererbt. — Uebrigens vergesse man nicht, daß ich nie eine eigentliche Schule stiften wollte. Ich fürchtete, die Nachtreter möchten noch beschränkter werden, als der Vorgänger. Denn dieser bewegt sich doch frei, während jene meist nur seinen Fußtapfen folgen. Die Herrschaft der Schulweisheit geht überhaupt zu Ende, weil die Philosophie ein Gemeingut geworden. Selbst Plato und Aristoteles würden jetzt nicht mehr so herrschen, wie sonst, wenn sie auch wiederauflebten. Darum haben die von Kant, Reinhold, Fichte, Schelling u. A. gestifteten Schulen ihre Urheber nicht überlebt; manche sind sogar noch vor ihren Stiftern zu Grabe gegangen. Und das ist recht gut. Denn die Schulweisheit ist immer ein Beschränktes, dessen Schranken fortwährend durchbrochen werden sollen.*)

Außer den genannten Schriften hab' ich zwar noch manche andre von kleinerem Umfange und geringerer Bedeutung während dieses Zeitraums meiner literarischen Thätigkeit drucken lassen. Allein ich übergehe sie mit Stillschweigen. Denn es ist nichts langweiliger als lange Bücherverzeichnisse, ob sie gleich Bibliothekaren und andern Literaturfreunden, wenn eben ein Gebrauch von ihnen zu machen, eine sehr willkommne Sache sind.**)

*) Von Hegel's Schule war, als ich Obiges schrieb, noch nicht viel die Rede. Erst später gelangte sie zu größerem Ansehn, überlebte auch ihren Stifter. Auf wie lange, fragt sich noch. Denn Viele sind schon von ihr abgefallen, und in Berlin ist ihr Glanz sehr verblichen. S. des Verf. philos. Wörterb. im Artikel: Hegel. [N. A.]

**) Darum hab' ich auch im 3. Anhange noch ein möglichst vollständiges Verzeichniß meiner Schriften beigefügt, nicht aber um mit Polygraphie zu prunken. Denn diese könnte vielmehr getadelt werden, nach dem Spruche: „Viel und gut ist nicht beisammen.“ [N. A.]

Nur folgende allgemeine Bemerkung sei mir noch erlaubt. Allerdings waren jene Geisteserzeugnisse zum Theile Kinder der Noth. Ich musste schriftstellern, um leben zu können. Denn wenn auch ein harter französischer Minister zu einem Hülfesuchenden, der auch meinte leben zu müssen, sagen mochte: **Je n'en vois pas la nécessité**, so hat doch jeder Mensch das Recht und selbst die Pflicht zu leben, wenn er einmal da ist. Und ich begreife nicht, warum das Leben durch Schriftstellerei minder ehrenvoll sein soll, als das Leben durch Handel und Wandel, durch Staatsdienst oder Hofdienst oder Kriegsdienst. Daß die Kinder der Noth nicht immer die bessern sind, ist wahr. Aber die Noth hat oft auch Gutes erzeugt. Sie hat durch ihren scharfen Stachel oft die schlummernde Kraft geweckt und gestärkt.

Es war aber auch keineswegs die bloße Noth, die mich zur Schriftstellerei trieb. Ich fühlte ein dringendes Bedürfniß, mich mitzutheilen, nicht bloß mündlich im engern, sondern auch schriftlich im weitern Kreise, um mich ebendadurch selbst zu belehren. Denn das **Docendo discimus** gilt auch vom Schreiben. Man wird seiner Gedanken nicht eher ganz mächtig, man erkennt einen Gegenstand nicht eher recht klar und deutlich, als bis man sich darüber mündlich oder schriftlich ausgesprochen. Ich fühle das in diesem Augenblicke an mir selbst bestätigt, indem mein vergangenes Leben noch nie so klar und deutlich vor mein Bewusstsein getreten ist, als während dieser Beschreibung. Darum muß man auch jene Gelehrte nicht so hart tadeln, welche immer wieder neue Konmpendien schreiben, ohne die Wissenschaft selbst zu vervollkommnen. Sie gewinnen doch an eigner Erkenntniß derselben; sie werden ihrer Wissenschaft mächtiger und lernen sie ebendadurch auch besser vortragen. Die Unzahl der Bücher wird freilich dadurch vermehrt; aber unter allen den Uebeln, welche die Welt drücken, ist gewiß die Menge der Bücher eins der kleinern, ungeachtet schon der weise S a l o m o darüber geklagt hat. Die Welt wird dadurch ebensowenig zu Grunde gehn, als durch die

Menge der Blüthen, die keine Früchte tragen, oder die Menge der Kinder, die nicht einmal zur Mündigkeit gelangen, geschweige daß sie der Welt irgend einen Dienst leisten sollten. Die Natur liebt einmal den Ueberfluß, damit es nicht am Nöthigen fehle.

Es kam jedoch noch ein Drittes hinzu, was mich zu einem fruchtbaren Schriftsteller machte. Dieses war — darf ich's wohl ohne Erröthen gestehn? — die Liebe. Doch hier in der Oberwelt wird man nicht mehr roth, weil die ätherischen Körper kein Blut haben, wenigstens kein rothes. Das Quasi-Blut dieser Körper ist nur eine feine, weiße, äußerst flüchtige Flüssigkeit, ungefähr so, wie sie die Alten ihren Göttern beilegten. Darum sprechen wir auch hier oben von unsern irdischen Schwachheiten, die meistens ihren Sitz in dem fatalen rothen Blute hatten, ohne Rückhalt. Wir lachen und scherzen darüber, als über Dinge, die uns nichts mehr angehn, über die wir so weit erhaben sind, wie die Sterne über die Erde. Daher will ich die Sache meinen irdischen Lesern ebenso unbefangen schriftlich berichten, als ich sie hier einigen meiner himmlischen Freunde, mit denen ich mich zuweilen über frühere Lebensverhältnisse unterhalte, mündlich erzählt habe.

„Ihr wisst, lieben Freunde" — sagt' ich zu ihnen — „daß jeder Planeten- und also auch jeder Erdbewohner mancherlei Affekten und Leidenschaften unterworfen ist, und daß „daher für jeden wenigstens einmal in seinem planetarischen „Leben die Stunde schlägt, wo sein Herz von einer stärkern „Leidenschaft ergriffen wird. So ging es auch mir während „meiner irdischen Wanderschaft. Die Leidenschaft aber, die „mich am stärksten ergriff, war jenes wunderbare, zwischen „Wohl- und Wehesein schwebende Gefühl, woraus seit dem „Ursprunge der Dinge soviel Gutes und Böses entstanden ist, „und worüber Philosophen und Nichtphilosophen sich bis heute „die Köpfe zerbrochen haben, ohn' es je völlig zu ergründen „— ich meine die Liebe. Es dauerte jedoch ziemlich lange, „bevor es dahin mit mir kam, nämlich bis zum Anfange des

„zweiten Vierteljahrhunderts meines Erdenlebens. Vorher „hatt' ich wohl so einige Zuneigungen verspürt. Aber sie „waren nur flüchtig. Ich war überhaupt etwas schüchtern, „ja sogar blöde gegen die Weiber. Ich schaute sie immer nur „in einer ehrerbietigen Entfernung an. Kam ich ja Einer et= „was näher, so war es nur bei Spiel und Tanz; und auch „da wagt' ich nicht, ihr so recht tief in's Auge zu sehn. Wer „kann aber seinem Schicksal entgehn! Das meinige brachte „mich, als ich noch in der Stadt lebte, die unser Freund Lu= „ther so verherrlicht hat, ohne mein Zuthun in die Nähe eines „weiblichen Wesens, das mir vor allen als liebenswürdig er= „schien, das aber schon viele Verehrer hatte und unglücklicher „Weise in bürgerlicher Hinsicht weit höher stand, als ein arm= „seliger Adjunkt der philosophischen Fakultät in Wittenberg. „Durch Rang, Vermögen und andre Aeußerlichkeiten, welche „sonst wohl auch die Herzen der irdischen Weiber bestechen, „war meinerseit bei jenem liebenswürdigen Wesen nichts aus= „zurichten. Selbst die Gestalt — das gewöhnliche Fuhrwerk, „auf welchem sich die Liebe in die Herzen der Menschen schleicht „— kam mir nicht zu Hülfe. Denn ob ich gleich als Erdbür= „ger kein Monstrum war, sondern, Gott sei Dank! einem Men= „schen so ziemlich ähnlich sahe: so war ich doch nichts weniger „als das, was die dortigen Weiber einen hübschen Jungen „oder Mann nennen und woran sie so gern ihre Augen wei= „den. Indessen wusst' ich schon aus Erfahrung, daß nicht „alle Weiber, und gerade die bessern am wenigsten, auf die „Gestalt sehen, ja daß eine sehr geistreiche Frau in Frankreich „gesagt hatte, die Männer hätten das Privilegium, hässlich zu „sein. Mit einem so herrlichen Privilegium in der Tasche, „braucht' ich also nicht an meinem Glücke zu verzweifeln. Ich „dürfte nur — dacht' ich — recht beharrlich sein in meinem „Streben und mich durch keine Schwierigkeit schrecken lassen; „ich dürfte mich nur vor Andern auszeichnen, um erst Auf= „merksamkeit, dann Werthschätzung, dann Wohlgefallen, und „wie die Abstufungen des Hinneigens der Gemüther zu ein=

„ander weiter heißen, zu erregen. Zu dem Ende strebt' ich „auch nach literarischem Ruhme; denn ich merkte, daß meine „Geliebte Sinn dafür hatte, weil sie manchen gefeierten Schrift„stellernamen mit einer Art von Enthusiasmus aussprach. „Auch wusst' ich, daß das weibliche Herz, wenn es nur erst zu „bewundern anfängt, vom Lieben nicht mehr weit entfernt ist. „Hatte doch Bürger bloß durch seinen Dichterruhm eine „Frau gewonnen, ob er gleich hinterher den Gewinn nicht „sehr hoch anschlug oder vielmehr bereuete. Das Letztere konnt' „ich mir nun hier gar nicht als möglich denken. Denn wer „hält nicht, wenn er wahrhaft liebt, seine Geliebte für das „Ideal aller weiblichen Vortrefflichkeit! Und was das Erstere „betrifft, so musst' ich zwar auf Dichterruhm verzichten; allein „ich merkte bald, daß meine Geliebte nicht bloß Dichter be„wunderte, sondern auch andre berühmte Gelehrte, wie z. B. „unsern Reinhard, der mir immer als ein Muster der Nach„eiferung erschienen war. Also eifert' ich ihm nun um so „mehr nach. Das Motiv war allerdings, sittlich gewogen, „nicht rein. Allein es wirkte doch Gutes; es nöthigte mich „auch, nach geselligen Tugenden zu streben, die mir bis dahin, „vermöge meiner frühern Erziehungs- und Bildungsweise, „ziemlich fremd geblieben waren. Und wie viel Gutes in der „Welt geht nicht aus ähnlichen Motiven hervor! Oder wie „wenig Gutes würde an den armen Menschenkindern übrig „bleiben, wenn man alles bös nennen wollte, was nicht durch„aus von sittlichen Triebfedern abhangt! Der Himmel selbst „scheint hier den schwachen Sterblichen gleichsam unter die „Arme zu greifen, indem er ihre Leidenschaften als Hülfsan„triebe zum Guten benutzt."

Hier hielt ich in meiner Erzählung etwas inne; und einer meiner Freunde, der noch viel Irdisches an sich hatte, meinte, daß auch wohl auf der Oberwelt die Leidenschaften nicht ganz aus dem Spiele blieben. Darüber entstand ein kleiner Streit, der aber, wie sich schon von selbst versteht, in den Gränzen der höchsten Mäßigung blieb. Ein andrer Freund leugnete

nämlich jene Behauptung gänzlich; ein dritter aber, der gleichsam als Vermittler zwischen jenen beiden auftrat, meinte, frei von allen Leidenschaften könnte man die Himmelsbewohner wohl nicht nennen; aber diese Leidenschaften wären von ganz andrer Art, viel edler und reiner als die irdischen. Nachdem hierüber eine Weile hin und her gesprochen worden und es schien, als wenn man sich sobald noch nicht einigen würde, sagte der, welcher mich zuerst unterbrochen und von seiner irdischen Natur auch noch ein wenig Ungeduld beibehalten hatte: „Lasst uns doch diesen Gegenstand ein andermal vollends „durchsprechen! Jetzt mag uns unser Freund seine Geschichte „auserzählen." — Die Andern stimmten bei, und darum fuhr ich in folgender Art fort:

„Ihr werdet hoffentlich nicht erwarten, lieben Freunde, „daß ich euch eine förmliche Liebesgeschichte erzähle. Solcher „Geschichten habt ihr ja genug auf der Erde gehört und gele„sen. Und da sie sich alle so ziemlich ähnlich sehn, so will ich „euch nicht mit der meinigen langweilen. Also kurz und gut, „ich ward glücklich, überglücklich. Alles Herzeleid, was mir „fortan sonst begegnen mochte, verlor darüber seinen Stachel. „Das Schicksal war hierin gütiger gegen mich, als die Men„schen. Es gab mir Ersatz für alle Entbehrungen und Lei„den; es träufelte gleichsam einen schmerzstillenden Balsam „in alle die Wunden, die mir feindselige Menschen schlugen. „— Nun könnt ihr aber wohl denken, daß mir ebendarum „der Abschied von Wittenberg um so schwerer werden musste. „Ich weinte wie ein Kind, das von der Mutterbrust gerissen „wird, bevor es seinen Durst gestillt, und kam erst auf der „nächsten Stazion wieder etwas in's Gleichewicht."

„Aber" — fiel hier wieder der noch etwas ungeduldige Himmelsfreund ein — „warum nahmst du denn deine Ge„liebte nicht mit?" — Da sahen mich die Andern alle neugierig an. Ich aber versetzte: „Lieben Freunde, warum drängt „ihr mich so? Es ging nun einmal nicht. Ich hätte sie ent„führen müssen; und das Entführen war mir immer zuwider.

„Es schien mir so gemein, mit einem Weibe durchzugehn, wie „das unbändige Roß mit dem Reiter. Darum wollt' ich lieber warten, bis sich ein paar schwache Augen zuthäten, die „meinen Wünschen entgegen waren. Aber diese Augen blieben noch lange offen. Mittlerweile veränderten sich die Lebensverhältnisse gewaltig. Und ihr wisst wohl, alles irdische „Feuer ist von der Art, daß es schwächer und schwächer lodert, „wenn es nicht immerfort neuen Nahrungsstoff erhält. Nun „erlosch zwar das meinige nicht ganz; aber es veränderte gleichsam seine Natur; es ward — doch wozu soll ich mit euch in „Bildern reden? Ihr merkt ja wohl von selbst, daß sich die „Liebe in Freundschaft verwandelte."

Als ich dieß gesagt, verließen mich die himmlischen Freunde. Ich aber will jetzt meinen irdischen Lesern weiter berichten, wie es mir auf der folgenden Stazion erging.

Fünfte Stazion.

Die preußischen Dienstjahre.

1801—1809.

Terret ubique aquila.

Anonym.

Als ich in Frankfurt an der Oder ankam, war eben Messe. Diese Messe war ziemlich bedeutend, weil sie vorzüglich von polnischen Juden besucht wurde. Mir war das etwas Neues; denn ich war noch auf keiner leipziger Messe gewesen, so nahe mir auch Leipzig vorher war. Wiewohl ich nun nicht des Handels wegen nach Frankfurt kam: so war doch jener in's

Große gehende und durch Stromschiffahrt belebte Verkehr, zum ersten Male wahrgenommen, für mich sehr anziehend. Es gab mir auch eine heilsame Zerstreuung, da ich mit einem sehr gepressten Herzen nach Frankfurt kam. Meine Gefühle erlitten dadurch eine Art von Diversion. Ebendieß bewirkten eine Menge von neuen Bekanntschaften, die ich theils mit meinen Kollegen, theils mit andern ausgezeichneten Personen der Stadt schon der Höflichkeit wegen als ankommender Fremdling machen musste.

Unter andern spielte das Militär in Frankfurt eine bedeutende Rolle. Es lag ein ganzes Regiment in der Stadt, dessen Chef der Generalmajor von Zenge war, ein Kriegsmann aus des alten Friedrich's Schule, der noch den ganzen siebenjährigen Krieg mitgemacht und sich während desselben bei verschiednen Gelegenheiten ausgezeichnet oder, wie man unter Napoleon's Fahnen sagte, mit Ruhm bedeckt hatte. Er hatte eine zahlreiche Familie und machte das erste (vielleicht auch das beste) Haus in der Stadt. Ich ward hier bald zu einem Balle eingeladen, wo ich auf einmal die ganze vornehme und schöne Welt von Frankfurt in ihrem Glanze versammelt fand. Indessen war mein Herz noch zu befangen, als daß irgend ein Gegenstand hätte einen besondern Eindruck auf mich machen sollen. Ich tanzte nicht einmal, so sehr ich auch sonst den Tanz liebte. Ich setzte mich an den Spieltisch und verlor mein Geld. Denn es ward hoch gespielt und ich spielte ebenso unachtsam als unglücklich. Dieß war mir eine heilsame Warnung. Denn als ich mich nun auch in die sogenannte Militär-Ressource, an der aber auch viele Zivilisten theilnahmen und wo ebenfalls stark gespielt wurde, aufnehmen ließ: mied ich das Spiel gänzlich und begnügte mich an der allgemeinen Unterhaltung oder nahm am Tanze Theil, wenn, was öfter geschahe, hier oder anderwärts getanzt wurde. Es war übrigens das erste Mal in meinem Leben, daß ich mit Personen vom Kriegsstande in nähere Berührung kam. Früher hatt' ich den Umgang mit denselben aus einer Art von Abneigung

vermieden; die Anmaßungen, deren sich zu jener Zeit viele Offiziere schuldig machten, schreckten mich zurück. In Frankfurt aber war der Umgang mit ihnen unvermeidlich, wenn man sich nicht ganz von der größern Gesellschaft ausschließen wollte; und da der Regiments-Chef den übrigen Offizieren mit einem guten Beispiele voranging, so war jener Umgang nicht unangenehm.

Was die Universität betraf, so gehörte sie nicht zu den größern und blühendern. Es befanden sich nur zwischen drei- und vierhundert Studenten dort, worunter viele Polen. Auch waren sie nicht so fleißig und so gut durch Schulstudien vorbereitet, als die zu Wittenberg. Unter den Lehrern gab es einige recht tüchtige Männer, aber wenige von ausgebreitetem Rufe. Steinbart, Elsner, Muzel, Madihn, Reitemeier, Meister, Otto, Behrends, Wünsch, Schneider, Hut unter den ältern, Hüllmann und Merkel (von dem ich späterhin noch Einiges sagen werde) unter den jüngern, waren die bedeutendern, die ich dort antraf. Doch gehörte zu den Letzteren auch noch der Doct. med. Immanuel Meyer, der später bei Verlegung der Universität Frankfurt nach Breslau als außerordentlicher Professor der Arzneikunde daselbst angestellt wurde und mehre mit Beifall aufgenommene Schriften herausgegeben hat. Es ist derselbe, der an meinem enzyklopädischen Handbuche der wissenschaftlichen Literatur, als Verfasser des 7. Heftes, welches die medizinische Literatur enthält, Mitarbeiter war. Von Geburt war er Jude aus der Familie Itzig; er ließ sich aber nachher taufen und erbat mich dabei zum Gevatter. Dieser talentvolle Mann würde wahrscheinlich den Wissenschaften noch mehr genützt haben, wenn er nicht im blühenden Mannesalter gestorben wäre. Seiner Freundschaft verdankt' ich manche Erleichterung meines anfänglichen Aufenthalts in Frankfurt. Bald nach meiner Ankunft ward auch Weber (der Kameralist — später mit jenem nach Breslau versetzt) von Leipzig aus dorthin berufen, mit dem ich, schon durch Landsmannschaft verbunden, nun in noch

Bayerische Staatsbibliothek München

engere und angenehmere Verhältnisse kam. Da Wünsch und Schneider gleichfalls geborne Sachsen waren, so gab das kleine Sachsen dem großen Preußen zu gleicher Zeit nicht weniger als vier Lehrer an einer Universität. Es befanden sich aber auch in Königsberg, als ich dorthin kam, und auf den übrigen preußischen Universitäten, sowie auf vielen preußischen Gymnasien und Lyzeen, zu jener Zeit mehre Lehrer, die aus Sachsen gebürtig waren und daselbst ihre Bildung empfangen hatten. Und dieß ist noch immer der Fall, während man auf den sächsischen Lehranstalten äußerst wenig geborne Preußen antrifft. Wie mag dieß Verhältniß wohl zu erklären sein? Und ist diese geistige Wohlthat immer recht anerkannt und gewürdigt worden?

Da ich nun mit Steinbart in die erste und genaueste Verbindung kam, so will ich hier von diesem Manne etwas mehr sagen. Er war gleichsam der Repräsentant der ganzen lutherisch-theologischen Fakultät in Frankfurt. Denn da die Universität ursprünglich der reformirten Kirche zugewandt war: so waren erst späterhin für die Studirenden, welche sich dem Dienste der lutherischen Kirche widmen wollten, außerordentlicher Weise einzele Lehrer der lutherischen Theologie angestellt worden. Ein solcher war Steinbart. Neben ihm stand zwar noch ein Lehrer dieser Art, Namens Hermann; dieser war jedoch so unbedeutend, daß er gar nicht in Betracht kam. St. war aber zugleich ordentlicher Professor der Philosophie und als solcher hatt' er auch Sitz und Stimme im akademischen Senate, da bei den übrigen Fakultäten auf den Unterschied des Religionsbekenntnisses gar nicht mehr gesehen wurde. Als Theolog huldigte er dem jetzt sogenannten Razionalismus, ob dem ausschließlichen, den man auch Naturalismus nennt, oder demjenigen, der mit dem Supernaturalismus eine Art von Abkommen trifft, hab' ich nie erfahren können; denn der Mann äußerte sich aus Klugheit über solche Dinge nicht. Als Philosoph war er dem Empirismus und Eudämonismus ergeben, und zwar letzterem nicht bloß theoretisch, sondern auch

praktisch; denn sein Wohlbefinden ging ihm über alles. Sonst aber war er sehr duldsam, gefällig, freundlich, auch angenehm im geselligen Umgange. Bevor ich nach Frankfurt kam, hatt' er auch zuweilen gepredigt; man erzählte mir aber von seinen Predigten manches Sonderbare. So sollt' er in einer Predigt über die Vaterlandsliebe unter andern gesagt haben, man müsse den preußischen Staat auch darum lieben, weil man sein Geld in der Bank so sicher unterbringen könne. Uebrigens war er zugleich Oberaufseher des Waisenhauses in Züllichau, das eigentlich eine Stiftung seiner Familie war; weshalb er auch oft Reisen dahin machte. Sein Wirkungskreis war daher ziemlich umfassend; und da er im höhern Alter einige Erleichterung suchte, so hatt' er ebendeswegen mich zu seinem akademischen Amtsgehülfen angenommen.

Als ich nun bei ihm anlangte, nahm er mich äußerst freundlich auf. Er bot mir gleich Wohnung in seinem Hause und Kost an seinem Tische an, jedoch unter der Bedingung, daß ich dafür auf den Gehalt von 160 Thl., den er an mich von der erhaltenen Zulage abzugeben hatte, verzichten sollte. Mein guter Genius flüsterte mir aber zu, daß ich diese Bedingung nicht eingehen möchte; sie hätte mich in zu große Abhängigkeit versetzt, ja vielleicht mir meine ganze Freiheit geraubt. Ich dankte also höflichst für seine Güte, bat mir das Geld aus, und nahm bloß die Wohnung für einen bestimmten Miethzins an, da ich eben keine bessere wusste, vertauschte sie aber bald mit einer andern, die mir mehr behagte und mir einen freiern Spielraum gewährte. Auf die oberwähnte Verwandte im Hause reflektirt' ich nicht, da sie mir nicht gefiel. Sie war zwar gar nicht hässlich und unfreundlich, hatte aber zu große und zu stark hervortretende, sogenannte Glotz-Augen, die ich nie habe leiden können, weil sie dem Gesicht ein geistloses Ansehn geben. Auch starb sie bald nachher. Wegen der Amtsarbeiten kamen wir dahin überein, daß ich in theologischer Hinsicht die exegetischen Vorlesungen ausschließlich und die Kandidaten-Prüfungen mit St. gemeinschaftlich überneh-

Bayerische Staatsbibliothek München

men, in philosophischer Hinsicht aber die Logik mit ihm wechselsweise und die übrigen philosophischen Wissenschaften ausschließlich vortragen sollte.

Es war dieß allerdings eine seltsame Verabredung, die keinen Bestand haben konnte. Ich sahe das voraus, wollte aber nicht sogleich mit der Thür' in's Haus fallen und alle Anträge ablehnen. Auch sah' ich erst später den wahren Grund dieser Anträge ein. Die Exegese war St.'s schwache Seite; darum sucht' er sich die Vorträge darüber ganz vom Halse zu schaffen. Ich hatte zwar noch gar keine exegetischen Vorlesungen gehalten, weil ich in Wittenberg keine halten durfte, wenigstens keine biblischen, mich aber doch früher viel mit biblischer (sowohl alt- als neutestamentlicher) Exegese beschäfftigt. Ich fand mich also bald wieder hinein und trieb die Sache mit Eifer, da sie sich mir jetzt wieder durch den Reiz der Neuheit empfahl. Ich las daher auch, außer der eigentlichen Exegese, noch Einleitung in's neue Testament. Die Logik aber wollte St. darum wechselsweise mit mir vortragen, weil sie vermöge eines alten akademischen Vorurtheils unter allen philosophischen Wissenschaften am meisten gehört wird und in Frankfurt sogar vorschriftmäßig gehört werden musste. Jeder Studirende, der sich examiniren ließ, brauchte ein Zeugniß, daß er wenigstens Logik gehört habe. Nach den übrigen philosophischen Wissenschaften wurde nicht gefragt; weshalb auch das Studium der Philosophie dort nicht recht gedeihen wollte. Die logischen Vorlesungen waren und blieben immer die besuchtesten. St. berechnete also, daß er sich durch wechselsweisen Vortrag der Logik mindestens die Hälfte des Honorars für diese Vorlesungen erhalten würde. Allein der sonst so kluge Mann verrechnete sich hier doch. Als er die Logik vortrug, fanden sich nur wenig Zuhörer ein. Man wollte sie lieber beim neuen als beim alten Lehrer hören. Das machte ihn verdrüßlich. Er ließ sich nun ein in meinen Vorlesungeu nachgeschriebnes Heft von einem Studenten geben. Darin mocht' er, wie es mit solchen Heften nicht selten der Fall ist, allerlei

Bayerische Staatsbibliothek München

auffallende Sätze gefunden haben. Er nahm sich daher die Freiheit, mich darüber zur Rede zu stellen. Ich sagte ihm, daß ich theils diese Sätze nicht so ausgesprochen hätte, theils aber auch beim Vortrage der Philosophie nur meiner Ueberzeugung folgen, mithin nicht danach fragen könnte, ob Andern die Sätze falsch schienen. Das machte ihn noch verdrüßlicher. Endlich muthet' er mir sogar zu, daß ich, wenn er nach Züllichau reiste, seine Vorlesungen während seiner Abwesenheit fortsetzen sollte. Als ich ihm voll Verwunderung sagte, daß ich die Möglichkeit einer solchen Fortsetzung nicht begriffe, weil man ja in die Wissenschaft eingeweiht sein müsse, die man vortragen wolle, antwortet' er ganz naiv: „Ich gebe Ihnen meine Hefte; da steht „alles drin, was Sie den jungen Leuten vorzutragen haben." — Ich erwiederte trotzig, daß ich nicht gewohnt sei, dergleichen Hefte abzulesen, am wenigsten fremde; er möchte dieß Geschäft lieber dem Famulus übertragen. (Man hatte mir nämlich gesagt, daß dieß schon früher geschehen). Da verließ ihn sein gewöhnlicher Gleichmuth. Er sagte mir gerade heraus, ich sei bloß zu seiner Unterstützung nach Frankfurt berufen; und wenn ich das nicht wollte, so werd' er mir auch nicht den ausbedungenen Gehalt zahlen.

Daß ich mir in solch einem Verhältnisse nicht gefallen konnte, war natürlich. Auch misfiel mir das strengere Regierungswesen, das ich im Preußischen wahrzunehmen glaubte, weil ich nicht daran gewöhnt war. Selbst das überall sichtbare Emblem des preußischen Adlers schien mir etwas Schreckbares an sich zu haben, wenn ich es mit der sächsischen Raute verglich und dabei an Ovid's acuentes lumina rutas und an die übrigen Eigenschaften dachte, welche ein obskurer lateinischer Dichter (Macer de viribus herbarum) der Raute beilegt, indem er sagt:

> Utilis est valde stomacho, si saepe bibatur;
> Obstat pota mero, vel cruda comesta venenis.

Alles das erweckte in mir eine Art von Heimweh. Nun wurde mir um jene Zeit von Wittenberg gemeldet, daß Meer-

heim, Professor der Dichtkunst, gestorben sei, und zugleich der Wunsch geäußert, daß ich bei der dortigen Universität, die das Recht des Vorschlags zu erledigten Lehrstellen (jus denominandi) hatte, um Denominazion anhalten möchte; ich würde dann auf jeden Fall mit denominirt werden; man könnte nicht wissen, ob meine Freunde in Dresden es nicht durchsetzen möchten, daß ich dort erwählt würde, da die Professur der Dichtkunst in theologischer Hinsicht so unschuldig wäre; nebenbei könnt' ich ja doch auch philosophische Vorlesungen halten u. s. w.

Das fuhr mir wie ein Blitz durch die Seele. Ich schrieb sogleich deshalb an Reinhard. Da ich mich eben mit Herausgabe meiner Enzyklopädie der schönen Künste beschäfftigte, so schickt' ich ihm die Aushängebogen mit; und da ich wusste, daß der damalige Kurfürst (nachherige König) von Sachsen, Friedrich August, ein Freund und Beschützer der schönen Künste war, so legt' ich den Entwurf einer Dedikazion an ihn bei, die ich dem Werke vordrucken lassen wollte. Ueber meine Lage in Frankfurt aber erklärt' ich mich nur mit halben Worten; ich schämte mich, den guten Reinhard schon wieder mit einem Klageliede zu behelligen. Ich fragte nur an, ob ich mich sollte mit denominiren lassen, was für ein Erfolg etwa zu hoffen sei, ob er die Dedikazion billige, u. s. w. Reinhard genehmigte alles. (S. den 34. Br.).

Nun wandt' ich mich nach Wittenberg und bat um die Denominazion. Da der dortige Professor der Dichtkunst von Amts wegen alle hohe Feste ein lateinisches Gedicht machen musste — wobei der verstorbene Meerheim gewöhnlich bloß einen Psalm oder ein andres poetisches Stück des alten Testaments übersetzte, wenn es auch auf das Fest nur wie die Faust auf's Auge passte — so wollt' ich zeigen, daß ich nicht bloß lateinische Verse machen, sondern auch den Stoff dazu selbst erfinden könnte. Ich legte also eine lateinische Elegie bei, welche die Sehnsucht nach dem Vaterlande aussprach und dabei mit dem Adler (terret ubique aquila etc.) und mit der

Raute (ruta magis mihi ridet etc.) spielte. Das Ding gefiel und ich ward denominirt. Reinhard machte mir starke Hoffnungen, ungeachtet ich die Dedikazion meiner Kunst-Enzyklopädie an den Kurfürsten, um nicht in Berlin Anstoß zu erregen, unterlassen hatte. Ich hatte aber um diese Zeit auch eine andre Schrift theologisches Inhalts (der Widerstreit der Vernunft mit sich selbst in der Versöhnungslehre) herausgegeben. Diese gefiel Reinhard ungemein. Er sah darin eine Vertheidigung seiner bekannten Reformazions-Predigt über diesen Gegenstand, um welcher willen er so heftig war angegriffen worden. Ja er meinte, ich könnte, nachdem ich „ein so treffliches theologisches specimen" abgelegt, wohl noch „Professor theologiae" in Sachsen werden. (S. den 35—37. Br.). Allein seine Bemühungen waren auch dießmal vergeblich. Klotzsch erhielt die poetische Professur. Meine Elegie war umsonst gedichtet. Ich hatte nun Stoff zu einer neuen. Indessen kam es nicht zum Durchbruche. Mein Schicksal hatte sich schon zum Bessern gewandt, bevor ich noch von Reinhard die letzte entscheidende Antwort erhielt.

Da ich nämlich einsahe, daß mein Verhältniß zu Steinbart nicht besser, sondern nur schlimmer werden konnte, so lang' ich sein Amtsgehülfe blieb, und da er mir sogar mit Vorenthaltung meines Gehalts gedroht hatte: so schrieb ich gleich nach dieser Drohung, bevor ich noch etwas von der Vakanz in Wittenberg vernahm, an den Minister von Massow, stellte ihm die Lage der Sache ganz offen dar, und bat, daß er meine Verbindung mit St. aufheben, mich als selbständigen Lehrer der Philosophie in Frankfurt anstellen, und mir auch meinen Gehalt aus der königlichen Kasse auszahlen lassen möchte. Dagegen versprach ich, die exegetischen Vorlesungen und die Prüfungen der lutherisch-theologischen Kandidaten wie bisher zu übernehmen. Massow war ein verständiger, edler, und billig denkender Mann, wiewohl man ihn als Minister nicht für kräftig und umsichtig genug hielt; weshalb er auch später den Abschied bekam. Er sahe das

Heikliche meiner Lage wohl ein und schrieb deshalb an St. Dieser sperrte sich anfangs. Nun kam aber die Denominazion in Wittenberg. Der Minister hörte davon. Er drang in St. und dieser willigte endlich ein. Mein Wunsch ward also erfüllt; ja ich bekam noch eine Zulage von hundert Thalern. Mit St. selbst söhnt' ich mich bald aus; denn er hatte kein nachtragendes Gemüth; er gestand sogar einem seiner vertrautern Kollegen, der auch mein Freund war und die Rolle des Vermittlers übernahm, daß ich mich in der beim Minister eingereichten Bittschrift mit großer Mäßigung über ihn erklärt hätte. Wir wurden daher so gute Freunde, als Männer so verschiednes Alters und so verschiedner Denkart es nur werden können.

Von der Zeit an ging es mir in Frankfurt recht wohl. Durch Vorlesungen, welche dort besser als in Wittenberg bezahlt wurden, und durch Schriftstellerei, die jetzt mehr als früher einbrachte, weil die Verleger nun besser honorirten, gewann ich mein anständiges Auskommen. Nur häuslich fühlt' ich mich unbefriedigt. Das vereinzelte Mannsleben, die Junggesellen-Wirthschaft behagte mir je länger je weniger.

Anfangs warf ich meine verwegnen Augen auf eine schöne Jüdin. Als Jüdin konnte sie freilich nach preußischen Gesetzen nicht meine Gattin werden. Allein ihr Oheim, der oberwähnte D. Meyer, hatte mir gesagt, sie würde sich wohl taufen lassen, wenn ihr ein christlicher Mann seine Hand böte; die Liebe hätte ja schon oft das Wunder gethan, die Menschen zum rechten Glauben zu führen. Im Buche des Schicksals war es jedoch anders geschrieben, vermuthlich um meine arme Seele, welche in solcher Ehe doch ein wenig vom Judenthum hätte angesteckt werden können, vom Verderben zu erretten. Das liebenswürdige Geschöpf ward im 19. Lebensjahre vom Schauplatze des irdischen Seins und Wirkens abgerufen, beklagt von allen Freunden und Bekannten. Als ich nachher diese Jüdin hier oben wieder sahe, wundert' ich mich, daß kein

Mensch und kein Engel an ihrer Abkunft Anstoß nahm; und da ich noch ein Neuling im Himmel war, so konnt' ich mich auch nicht enthalten, ihr diese meine Verwunderung zu erkennen zu geben. „Ach!" — rief sie aus — „wie erbärmlich sind „die Menschen dort unten! Hier oben hat keine Seele nach einem Taufscheine gefragt." Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Ich hörte auf, mich zu wundern. Denn die Jüdin, welcher christliche Schmeichler schon dort unten oft den Namen eines Engels gegeben hatten, war jetzt nach ihrer himmlischen Verklärung wirklich ein weiblicher Engel geworden, so daß selbst die Augen des Erzengels Michael mit Wohlgefallen auf ihr ruheten *).

Doch, ich kehre jetzt in meiner Erzählung auf die Erde zurück, und begebe mich zunächst in das Haus des schon erwähnten Generals von Zenge. Hier hatt' ich nach und nach mehr Zutritt gefunden. Hausvater und Hausmutter schienen mir höchst ehrwürdig, die Töchter, deren nicht weniger denn sieben waren von 22 bis zu 2 Jahren, sehr liebenswürdig. Es war ein musikalisches Haus; daher wurden zuweilen kleine Konzerte gegeben, an denen ich mitspielend theilnahm. Die ältern Töchter sah' ich auch oft bei einem Prediger, Namens Ahlemann, der sie unterrichtet hatte und mein vertrauter Freund war. Was Wunder, daß unter diesen Umständen eine Zuneigung aufkeimte! Die älteste Tochter gefiel mir vornehmlich wegen ihrer sanften Gemüthsart (womit ich aber keineswegs gesagt haben will, daß die übrigen weniger sanft gewesen wären — man entdeckt nur nicht alles sogleich, weil man oft blind ist). Ich glaubte auch zu bemerken, daß ich jener nicht gleichgültig wäre. Ich bot ihr daher die Hand und sie nahm

*) Spötter werden, wenn sie dieß lesen, gewiß sagen, nicht die christliche Liebe, sondern jene jüdische Liebe hätte mich bestimmt, späterhin so eifrig die Emanzipazion der Juden zu betreiben. Mögen sie doch! Als ich diese Emanzipazion betrieb, war ich von solchen Fesseln schon längst emanzipirt. [N. A.]

sie an. So knüpfte sich ein ehelicher Bund, dessen Frucht sechs Kinder gewesen, wovon noch vier (drei Söhne und eine Tochter) am Leben sind. Mehr davon zu sagen, verbietet mir die Bescheidenheit meiner Gattin, die noch unter den Sterblichen wandelt, während ich hier oben sitze und mein irdisches Leben beschreibe.

Indeß bin ich an dieser Stelle meiner Lebensreise eine Art von reparation d'honneur den Berlinerinnen schuldig, von denen ich früherhin viel Böses gehört und auch wohl, wie man in solchen Dingen oft sehr leichtsinnig ist, nachgesagt hatte. Ebendarum hatt' ich mir fest vorgenommen, die Berlinerinnen wie die Pest zu fliehen und um's Himmels willen keine von ihnen zu heurathen. Nun fügt' es sich eben durch ein seltsames Geschick und gleichsam zur Bestrafung meines Frevels, daß ich auf meine ganze Lebenszeit in das Garn einer Berlinerin fiel. Denn meine Frau war in Berlin nicht nur geboren, sondern auch erzogen, und eine so echte Berlinerin, daß sie noch, als ich ihre Bekanntschaft machte, zuweilen mich statt mir sagte, wie die Dresdnerinnen umgekehrt zuweilen mir statt mich sagen (was ich übrigens auf beiden Seiten für keinen Fehler halte, wenn es aus einem weiblichen Munde kommt; denn da die Weiber schon von Natur ihre eigne Logik haben, so dürfen sie auch von Gottes und Rechts wegen ihre eigne Grammatik haben). Es hieß also auch bei meiner Verheurathung, wie fast immer im menschlichen Leben: „Der Mensch denkt, Gott lenkt." Uebrigens hat es mich nicht gereut, daß Gott anders lenkte, als ich dachte. Denn ich habe gefunden, daß man in Ansehung der Berlinerinnen mich falsch berichtet oder vielmehr den bekannten Fehlschluß vom Besondern auf's Allgemeine gemacht hatte. Auch hat es mich nicht gereut, eine Frau mit so vielen Schwestern genommen zu haben. Denn diese — meist ebenfalls geborne Berlinerinnen — liebten mich von Stund an mit so schwesterlicher Zärtlichkeit, daß ich gleichsam in einem Meere von Liebe schwamm, wo es sich natürlich weit süßer schwimmt, als in

der salzigen Ostsee, die mich späterhin mit ihren Wellenarmen umfing *).

Nachdem der Bräutigamsstand, der etwas lange dauerte, weil meine Braut erst ihre Stelle im Fräuleinstifte Lindow bei Ruppin zu veräußern hatte und sich nicht gleich eine passende Gelegenheit dazu fand — und der Polterabend, der unter mancherlei Scherzen schnell verflog — und die Hochzeit, die sehr glänzend, aber darum nicht vergnüglicher war — und die Flitterwochen, aus denen man ebensowenig als aus der Schule schwatzen soll, da sie selbst eine Schule für die angehenden Ehegatten sind, oder auch eine Probezeit, wo die Neuvermählten gleich den Schnecken ihre Fühlhörner gegen einander ausstrecken, um zu erkunden, was sie denn eigentlich an einander haben und wie sich wohl ihr künftiges Geschick gestalten werde — nachdem, sag' ich, alle diese Dinge glücklich vorüber waren, und nachdem endlich auch der erste Sprößling dieser Ehe sich zu gebürlicher Zeit in der Welt der Erscheinungen eingefunden hatte: so bekam ich auf einmal einen doppelten Ruf in's Ausland nach ganz entgegengesetzten Richtungen. Der eine Ruf kam von Greifswalde, wo ich Professor der Philosophie an der Universität, der andre von Fulda, wo ich ebendasselbe an dem unter der neuen oranischen Herrschaft zu errichtenden akademischen Gymnasium werden sollte. Die Bedingungen waren auf beiden Seiten vortheilhaft und hielten sich so ziemlich das Gleichgewicht. Ich stand also wieder zwischen den beiden berühmten Heubündeln. Ich meldete indeß die Sache dem Minister von Massow mit dem Beifügen, daß ich gegen eine angemessene Entschädigung auch wohl im preußischen Staate bleiben könnte. Denn ich hatte mich jetzt schon an manches im preußischen Dienste gewöhnt, was mir anfangs nicht behagte.

---

*) Späterhin hab' ich meiner Gattin noch ein kleines Denkmal im 12. B. meiner gesammelten Schriften (S. 490 ff.) gesetzt. Denn die dort erwähnte „Frau Kantharos" ist eben sie; wie schon der Kontext lehrt. [N. A.]

Nun traf es sich, daß um dieselbe Zeit auch Kant gestorben war und man nicht wusste, wie man diese Stelle wieder besetzen sollte. Die Universität in Königsberg hatte zwar sonst auch das Vorschlagsrecht; sie hatte aber dießmal keinen Gebrauch davon gemacht, sondern dem Ministerium eine ganz freie Wahl überlassen. Da trug mir nun Massow diese Stelle, die ursprünglich schlecht besoldet war, mit einer bedeutenden Gehaltserhöhung an. Ich besann mich nicht lange, sondern sagte sogleich zu. Allerdings hatte auch die Eitelkeit ihren Antheil an diesem schnellen Entschlusse. Ich fand etwas Schmeichelhaftes in der Idee, eines solchen Mannes Nachfolger zu werden. Das wird, dacht' ich, deinen Ruhm erhöhen. Auch betrog ich mich nicht in dieser Voraussetzung. Denn kaum hatten einige öffentliche Blätter meine Ernennung zu dieser Stelle bekannt gemacht, als ich zwei Schreiben aus Italien von gelehrten Gesellschaften erhielt, die mich als auswärtiges Ehrenmitglied in ihren Schooß aufnehmen wollten. Nun verdroß es mich wieder, daß ich diese Ehre eigentlich nicht meinem eignen Namen, sondern dem meines Vorgängers verdankte. Ich war daher so unartig, gar nicht zu antworten, und habe auch nie von jener Mitgliedschaft Gebrauch gemacht. So fällt der Mensch mit sich selbst in Widerspruch, wenn er eiteln Antrieben ungebürliches Gehör giebt.

Vor meinem Abgange von Frankfurt begegnete mir noch einiges Widerwärtige. Bei einer großen Wasserfluth, welche die angeschwollene Oder bewirkte, wär' ich beinahe, wie einst der Herzog Leopold von Braunschweig, in den Wellen dieses gewöhnlich sehr harmlos dicht an der Stadt vorbeifließenden, wenn er aber durch die von den schlesischen Gebirgen ablaufenden Gewässer überfüllt worden, sehr heimtückischen Stromes begraben worden. Nachdem er die Dämme an mehren Punkten durchbrochen, riß er auch den jenseitigen Theil der Brücke weg, die nur von Holz erbaut und dießeit sowohl als jenseit der Stadt mit Aufzügen zum Durchgange der Schiffe versehen war. Unglücklicher Weise befand ich mich gerade

mitten auf der Brücke, als dieß geschahe. Die ganze Brücke dröhnte und wankte, als wollte sie eben in den Abgrund versinken. Man kann leicht denken, welch Geschrei und welch Gedräng entstand. Alles flüchtete wild durch einander nach der Stadt zu über den dießeitigen Aufzug weg, der kein Geländer hatte, sondern bloß wie ein breites Bret in Ketten hangend gleichsam in der Luft schwebte. Dennoch geschah wunderbarer Weise, außer dem allgemeinen Schaden und außer einigen Stößen, Tritten und Quetschungen, die bald verschmerzt waren, hier weiter kein besondres Unglück.

Desto schmerzlicher aber war für mich ein andres. Ich verlor nämlich meinen besten dortigen Freund, den Prediger Ahlemann, durch den Tod. Nie hat mich ein Sterbefall so erschüttert, selbst der meiner Eltern nicht, so sehr ich dieselben liebte. Diese starben allmählich hin, theils an Krankheit, theils an Alterschwäche, und ich war bei ihrem Tode nicht gegenwärtig. Aber jener Freund starb in seinen besten Jahren an einem hitzigen Fieber unter den schrecklichsten Konvulsionen und vor meinen Augen. Noch nie hatt' ich den Tod in solcher Nähe und in so furchtbarer Gestalt gesehn. Dazu kam eine herzzerreißende Familienszene. Schlaf und Eßlust verging mir. Es fehlte nicht viel, daß ich selbst krank wurde. Da der Mann ein beliebter Prediger war, so gab ich zum Besten der Hinterlassenen eine Sammlung seiner Predigten heraus. Sie gefielen aber weniger im Druck als auf der Kanzel. Die lebendige Stimme, die herzliche Ansprache, die verehrte Gestalt fehlte — Dinge, die oft noch mehr Einfluß auf die Wirksamkeit einer Rede haben, als der innere Gehalt.

Einen ähnlichen Verlust bereitete mir Merkel's Abgang von Frankfurt, wo er einige Zeit ästhetische Vorlesungen gehalten hatte. Dieser Mann war freilich eine ganz andre Natur, als jener Prediger. Auch hatt' er sich durch seinen stacheligen Witz und seine kritische Bitterkeit viel Feinde zugezogen. Zu jener Zeit gab er Briefe an ein Frauenzimmer über die neuesten Produkte der schönen Literatur in Deutsch-

land heraus, worin er vorzüglich den ästhetischen Bestrebungen der Gebrüder Schlegel entgegenwirkte. Diese rächten sich dafür auf eine freilich etwas unästhetische Weise, indem sie ihn mit einem Ferkel verglichen. M. schenkte ihnen aber auch nichts. Denn als er mit Einem von ihnen beim Buchhändler Sander in Berlin, der zu jener Zeit ein großes Haus machte, zu Tische saß und Schlegel, auf meinen Namen anspielend, sagte, es würde wohl nun bald heißen: „Der Krug „geht so lange zu Wasser, bis er den Henkel verliert" — weil nämlich eben eine sehr scharfe Kritik einer von meinen philosophischen Schriften in einer Zeitschrift erschienen war — erwiderte M. boshaft: „Verzeihen Sie gütigst! Dieser Krug geht „nicht zu Wasser; denn er liest nichts von Ihnen." — Uebrigens geriethen wir selbst oft hart an einander, theils über wissenschaftliche und Kunstgegenstände, von denen wir sehr verschiedne Ansichten hatten, theils über das Schach, das wir, so leidenschaftlos es an sich ist, doch mit einer Art von Leidenschaft spielten. Indessen versöhnten wir uns immer bald wieder; und ich fühlte wirklich M.'s Abgang schmerzlich, da er eine Zeit lang mein Haus- und Tischgenosse gewesen und sein Umgang sehr unterhaltend war. In der Folge sahen wir uns nur zweimal — in Königsberg und Leipzig — auf kürzere Zeit wieder, indem M. sich auf sein Landgut bei Riga, Merkelshof genannt, zurückzog, wo er sich hauptsächlich mit Landwirthschaft beschäfftigte, zugleich aber auch ein Provinzialblatt für Kur- Liv- und Esthland nebst einem literarischen Begleiter herausgab, um seine Mitbürger zu belehren, so weit es die dortige, ziemlich strenge, Zensur gestattete.

Ein dritter Unfall, der mir begegnete, war eine Krankheit, die ich mir wieder durch Uebermaß literarischer Thätigkeit zugezogen hatte. Denn ich hatte in den vier Jahren, die ich in Frankfurt verlebte, außer den vorhin erwähnten Schriften auch noch meine Grundlehre oder Fundamentalphilosophie, als den ersten Haupttheil meines philosophischen Systems, und mehre kleine Schriften ausgearbeitet, unter welchen sich auch

eine satyrische (Distichen) befand, die der Verleger nachher in die Oder versenkte, weil sie Ausfälle auf Napoleon enthielt, und der Verleger Palm's Schicksal fürchtete. Wozu die Fluß-Götter und Göttinnen sie verbraucht haben, ob zu Fidibus oder Haarwickeln oder sonst etwas, weiß ich nicht; nur soviel weiß ich, daß der Schade nicht groß war*). Jene Krankheit war aber der in Wittenberg ähnlich, obwohl minder gefährlich. Indessen nöthigte sie mich, meinen Abgang nach Königsberg bis in den Spätherbst des Jahres 1805 zu verschieben. Dieser Abgang war zwar ebenfalls schmerzlich, da ich mit den Meinigen die verehrte und geliebte Familie verlassen musste, aus welcher meine Frau stammte. Allein da ich nun schon an das Auswandern mehr gewöhnt war und jetzt Frau und Kind nebst einer mir sehr theuren Schwägerin mitnahm: so milderte dieß den Schmerz, und ich verließ Frankfurt als eine Art Zwischenstazion, auf der ich nur etwas ausgeruht hatte, um einem größern Wirkungskreis entgegen zu gehn, zu welchem mir mein alter Freund und Gönner in Dresden herzlich Glück wünschte. (S. Reinhard's 38. und 39. Br.).

Ich hatte jedoch kaum die Hälfte des Weges, auf dem ich mich in einer rauhen Jahreszeit dem Norden immer mehr näherte, zurückgelegt, als ich wieder einen gefährlichen Rückfall bekam. Zum Glücke befand ich mich eben in dem befreundeten Hause eines pommerschen Rittergutsbesitzers, des Herrn von Stojentin, der mir später auch verschwägert wurde, so daß es mir nicht an Pflege und Bequemlichkeit fehlte. Hätte mich jener Rückfall auf der Straße oder in einem der elenden pommerschen Wirthshäuser betroffen, so war ich ein Kind des Todes. Eines dieser Wirthshäuser gewährte mir aber doch einen hohen Genuß. Indem ich zur Hinterthür' hinaus gehen will, um frische Luft zu schöpfen: seh' ich die Ostsee vor mir

---

*) Einige von jenen Distichen sind später in meinen Momus und Komus und in die Mischlinge aufgenommen worden. S. B. 12. der gesammelten Schriften. [N. A.]

ausgebreitet liegen und einige Dreimaster mit vollen Segeln dahineilen. Dieser Anblick war mir so neu, so groß und so überraschend, daß ich lange wie eingewurzelt stehen blieb und mich gar nicht satt sehen konnte. Späterhin hab' ich bei Danzig und bei Königsberg wohl denselben Anblick wieder genossen; aber der erste Eindruck bleibt doch immer der stärkste. Ich kann daher das kleine und schlechte pommersche Wirthshaus, das mit der erhabnen Naturszene dahinter einen so gewaltigen Kontrast bildete, noch immer nicht vergessen, ungeachtet ich hier oben Naturszenen wahrgenommen habe, wogegen die Erde mit allen ihren Herrlichkeiten wie ein Nichts verschwindet.

In Königsberg selbst angelangt, gewahrt' ich wieder ein andres Schauspiel, die große Handelswelt. Denn Königsberg war zu jener Zeit ein sehr blühender Handelsort, voll Regsamkeit und Geschäftigkeit. Es kamen und gingen eine Menge von brittischen und andern Schiffen. Denn es war noch kein kaiserlich-französischer Handelsagent angekommen, der sich mit den tröstlichen Worten ankündigte: Je viens pour paralyser votre commerce! (nämlich avec les Anglais). — Ich war an eins der ersten Handelshäuser empfohlen, das Haus Jakobi und Söhne, und ward von ihm mit jener großartigen Dienstwilligkeit und Gastfreundlichkeit aufgenommen, die ein Vorzug solcher Häuser zu sein pflegt.

Kaum war ich aber in Königsberg angelangt, so überfiel mich ein sonderbarer Schwärmer, der mich bekehren wollte, und dessen ich hier bloß deswegen gedenke, weil er später eine Art von Berühmtheit als Stifter einer sog. theosophischen Sekte erlangt hat. Er hieß Schönherr und war damal noch ein junger Mann von etwa 26—28 Jahren, blaß und hager von Gestalt, mit schwarzen langen Haaren, die ihm gescheitelt über die Schultern herabfielen (wie man gewöhnlich die Christusköpfe dargestellt findet) und mit eben so schwarzen feurigen Augen, die gleich auf den ersten Blick einen Menschen von überspannter Einbildungskraft ankündigten. Er wartete auch gar nicht lange, um seinen Bekehrungseifer gegen mich loszu-

lassen. Ich sei, sagte er, an Kant's Stelle hieher berufen worden, um Philosophie zu lehren. Die Philosophie jenes Mannes aber sei eine gottlose. Er hoffe daher, daß ich nicht in dessen Fußtapfen treten würde. Ich erwiderte ihm darauf ganz kurz, daß ich zwar die kantische Philosophie nicht für fleckenlos hielte; daß sie aber gottlos sei, könnt' ich ihm nicht zugeben, da sie weder Gott noch Unsterblichkeit leugne und auch mit dem Christenthume nicht unverträglich sei. Damit kam ich jedoch schlecht an. Denn der Schwärmer versetzte, er sähe wohl, daß ich auch schon ein verlorner Sohn wäre, der die Gnade, die er mir bringen wollte, nicht annehmen würde. Er verließ mich daher schnell, und kam auch nicht wieder; was mir eben recht war*).

Was die Universität betrifft, der ich fortan meine Dienste widmen sollte: so war sie nicht so bedeutend, als die Stadt, in der sie ihren Sitz hatte. Sie verlor sich gleichsam in der Größe des Orts und zählte weder viel Studirende noch viel berühmte Lehrer. Hagen**), Krause, Hasse, Wald, Rei-

---

*) Mehr ist von diesem Fanatiker zu lesen in D. Olshausen's Schrift: Lehre und Leben des königsberger Theosophen Joh. Heinr. Schönherr. Königsberg, 1834. 8. Auch finden sich Nachrichten von ihm und seiner Sekte in der Allg. Kirchenzeitung vom J. 1835. Nr. 177. und in der Allg. Zeitung von dems. J. Nr. 316. Hier wird unter andern erzählt, daß diese Theosophen beiderlei Geschlechts in ihren nächtlichen Versammlungen sich entkleideten — wahrscheinlich um den paradiesischen Stand der Unschuld recht handgreiflich darzustellen — und daß sie einer zur Sekte gehörigen Gräfin von F. — denn es hielten sich auch viele Adelige dazu — eingeredet hätten, sie würde einen neuen Messias gebären. Weil aber der Herr Gemahl mit dieser neuen Vaterschaft nicht zufrieden war: so verklagte er die Sekte bei der Regierung, die auch nichts von einem neuen Messias wissen wollte, sondern eine Untersuchung anstellen ließ, in deren Folge zwei Prediger, die sich der Sekte angeschlossen hatten, von ihren Aemtern suspendirt wurden. Das Volk aber nannte diese Theosophen Mucker. [N. A.]

**) nämlich der ältere; denn der jüngere war zu der Zeit noch nicht Professor. Jener war Professor der Chemie (auch Medizinalrath und Hofapotheker) und trug diese Wissenschaft mit solchem Beifalle vor, daß seine Vorlesungen nicht bloß von den Studirenden, sondern auch von Männern

denitz, Heidemann, Elsner, Reusch, Pörschke, Lehmann waren damal die namhaftesten *). Allein der bedeutendste unter ihnen war jener Krause, ein kleines vertrocknetes Männchen, mit schielendem, aber dennoch geistvollem Blicke. Er war gleichsam ein zweiter Kant in seiner Art, obwohl auswärts nicht so berühmt wie dieser. Kant war Professor der spekulativen Philosophie gewesen; Jener hingegen war Professor der praktischen Philosophie. Sonach ward ich, als Nachfolger des Einen, Spezialkollege des Andern, und er empfing mich als solchen mit vieler Herzlichkeit. In der Philosophie hatt' er jedoch ganz andre Ansichten als Kant; und dieser Umstand hatte beide Mänuer, die früher Freunde waren, späterhin, als die kantische Philosophie herrschend zu werden anfing, einander entfremdet. Er neigte sich nämlich zum Skeptizismus und hielt die kantische Philosophie für ein unhaltbares Mittelding zwischen Dogmatismus und Skeptizismus. Indessen war seine eigentliche Stärke nicht die Philosophie, sondern vielmehr die Kameralwissenschaft in ihrem ganzen Um-

---

aus allen Ständen besucht wurden. Ich selbst als sein Kollege hörte noch bei ihm Chemie, zugleich mit dem Staatsminister und General der Kavallerie, Grafen von Schulenburg, der auch eine kurze Zeit Gouverneur von Königsberg war, und mit dem Konsistorialrathe Nicolovius, der späterhin geheimer Oberregierungsrath im Ministerium des Kirchen- und Schulwesens zu Berlin wurde. Während dieser Vorlesungen kam einmal ein sehr übelriechendes Experiment mit Schwefelleber vor. „Ew. Exzellenz „halten zu Gnaden, daß es so stinkt!" bat der höfliche Professor um Verzeihung, gleich als wenn wir Andern keine Nasen gehabt hätten. Der Minister-General aber, um in der Höflichkeit nicht zurück zu bleiben oder auch den Fehler des Professors wieder gut zu machen, bot demselben und seinen nächsten Nachbarn eine Prise Taaak aus einer kostbaren, mit dem Bildniß eines hohen (ich weiß nicht mehr welches) Potentaten geschmückten, Dose mit der gnädigsten Herablassung. [N. A.]

*) Diese fand ich schon dort. Später kamen noch hinzu der Mathematiker Wrede, der Philolog Süvern und der Kameralist Hofmann. Der Erste starb bald nach meinem Abgange von Königsberg. Die beiden Andern wurden in höhere Staatsämter nach Berlin versetzt, wo S. auch bereits gestorben ist. [N. A.]

fange. Hier hatt' er die Ideen Adam Smith's über die Natur und die Gründe des Nazionalreichthums nicht bloß sich angeeignet, sondern auch selbständig verarbeitet, ausgebildet und vervollkommnet. Seine kameralistischen Vorlesungen wurden daher weit mehr besucht, als die philosophischen, und die Grundsätze, welche er dort vortrug, gingen durch seine Schüler als nachherige Staatsbeamte selbst in's Leben über. Dabei hatte aber der Mann die sonderbare Grille, nichts schreiben zu wollen; weshalb sein Ruhm sich bei seinen Lebzeiten nicht verbreiten konnte. Erst nach seinem Tode gab der Kammerpräsident von Auerswald, sein Schüler und Freund, der damal auch Kurator der Universität war, dessen Schriften nach den von ihm hinterlassenen Papieren heraus. Seit der Zeit ward sein Name auch im Auslande mit Ehren genannt. Da nun Kr.'s philosophische Vorlesungen weniger besucht wurden, als die kameralistischen, so thaten mir jene keinen Abbruch. Und als er nach einiger Zeit starb, wurde mir auch dessen praktisch-philosophische Professur mit einer Gehaltszulage von 200 Thlrn. übertragen; seine Stelle aber ward in eine Professur der Kameralwissenschaften verwandelt, woran es der dortigen Universität noch fehlte. Unter den übrigen Lehrern beschäfftigte sich keiner auf eine so ausgezeichnete Weise mit Philosophie, daß er die studirende Jugend stark angezogen hätte. Selbst Pörschke vermochte dieß nicht, ob er gleich sonst ein denkender Kopf und der beste Schüler war, den Kant in Königsberg hinterlassen hatte. Mein Hörsaal füllte sich daher sogleich und blieb auch voll, so daß ich in dieser Hinsicht mit meiner Lage völlig zufrieden sein konnte. Ich meldete dieß an Reinhard, der sich herzlich darüber freute. (S. den 40. Br.).

Dennoch war ich nicht glücklich. Da ich mit einem angegriffenen Körper nach Königsberg kam, empfand ich um so stärker den Einfluß des rauheren Klimas. Ich kränkelte lange und — die gewöhnliche Folge des Kränkelns — ich wurde verstimmt. Es verlor sich dieß auch nicht eher ganz, als bis ich durch den Gebrauch des Seebades meinem Körper die ge-

hörige Spannkraft wiedergab. Dieses Bad behagte mir so sehr, daß ich es selbst bei stürmischem Meere brauchte und mich mit einer eignen Art von Wonnegefühl in dessen überströmende Fluthen stürzte. Nun konnt' ich auch wieder mit Erfolg literarisch thätig sein, indem ich den ersten und zweiten Theil meines Systems der theoretischen Philosophie nebst einigen kleinern Schriften ausarbeitete. Gleichwohl war ich in dieser Beziehung nicht so thätig während meines Aufenthalts in Königsberg, als früher in Wittenberg und Frankfurt. Und daran war einzig der unglückliche Krieg Schuld, der im Jahre 1806 zwischen Preußen und Frankreich ausbrach, und dessen verheerende Ungewitter sich bald nach der Schlacht bei Jena über die ganze preußische Monarchie bis zur russischen Gränze fortwälzten.

Ich nahm an diesem Unglücke des Staats den lebhaftesten Antheil. Denn nachdem ich mich einmal an das preußische Wesen gewöhnt und mit einer Tochter des Landes vermählt hatte: war ich, vielleicht mehr als mancher Eingeborne, ein Preuße von ganzem Herzen. Ich war völlig eingepreußt. Daher fühlt' ich das Unglück des preußischen Staates als mein eignes, die Schmach des preußischen Heeres als meine eigne. Dazu kam, daß die Familie meiner Gattin von dem Kriegsungemache hart betroffen wurde und selbst in Königsberg eine Zufluchtsstätte suchen musste. Wie ist dem preußischen Staate wieder aufzuhelfen? wie das verlorne Land, der verlorne Ruhm, die verlorne Macht wieder zu gewinnen? — Das waren Fragen, die mich und meine Freunde innig und vielfach beschäfftigten. Dieselben Fragen beschäfftigten auch viele andre preußische Patrioten, besonders viele edle Männer des preußischen Heeres, welche die Schmach nicht ertragen konnten, mit welcher der alte Kriegsruhm dieses Heeres ohne ihre Schuld befleckt war.

Dieß gab Veranlassung zur Stiftung des sogenannten Tugendbundes. Es war ein unglücklicher Einfall, daß man ihn so nannte; denn dieser Name gab natürlich zu vielen

Spöttereien Anlaß. Man wollte zwar den Fehler verbessern und nannte den Bund auch den sittlich-wissenschaftlichen Verein. Allein diese Benennung war zu lang und jene war einmal in Umlauf gekommen. Also blieb sie auch dem Vereine. An der Stiftung desselben hatt' ich eigentlich keinen Theil; ich trat aber bald zu und gestehe dieß ohne Hehl, nicht nur, weil mir ein solches Geständniß jetzo nicht mehr schaden kann, sondern auch, weil die Zwecke des Vereins ebenso löblich als die Mittel rechtlich waren, weil der König den Verein durch eine förmliche Kabinetsordre ausdrücklich genehmigt hatte, und weil der Verein (wenigstens so lang' ich in Preußen und also auch im Vereine blieb) fortwährend unter Aufsicht des vom Freiherrn von Stein präsidirten Ministeriums, das alle Glieder kannte, stand, mithin durchaus nicht unter den Begriff einer geheimen und verbotnen Verbindung fiel. Die Franzosen stempelten ihn erst dazu, weil sie wohl merkten, daß der Verein eigentlich gegen sie gerichtet war.

Es hatte jedoch der Verein, außer den Franzosen, auch einige Feinde in Preußen selbst, die ihm entgegenwirkten und dadurch seine Thätigkeit hemmten. An der Spitze derselben stand der Feldmarschall Graf von Kalkreuth. Dieser Mann, der mir persönlich gewogen war und mich daher oft zu Tische bat, stichelte mit seiner sarkastischen Laune auf alles, was den Schein eines überspannten Enthusiasmus hatte. Einst wandt' er sich geradezu an mich mit der Frage: „Was meinen Sie, „Herr Professor, bin ich wohl tugendhaft genug, um Mitglied „des Tugendbundes zu werden?" — Diese Frage war sehr verfänglich; denn es war bekannt, daß der Frager eben kein Tugendheld war. Weil er aber Danzig brav vertheidigt hatte und sich etwas darauf zu Gute that, so antwortet' ich: „Wenn „der Tugendbund einen General braucht, so wird er gewiß „den Vertheidiger von Danzig wählen." — Diese Antwort mochte ihm gefallen; wenigstens hab' ich ihn nicht wieder auf den Verein sticheln hören. Wohl aber stichelten Andre auf ihn selbst, besonders die Damen. Bei diesen mocht' er früher durch

seine einnehmende Gestalt viel Glück gemacht haben. Als er ihnen aber auch noch später mit galanter Zärtlichkeit den Hof machte, nannten sie ihn den grauen Amor. Und doch war dieser graue immer noch interessanter, als mancher braune und blonde. Denn er war ein geistreicher und gebildeter Mann, mit dem man sich sehr angenehm und lehrreich unterhalten konnte.

Unter den Freunden des Vereins aber stand die Königin oben an. Diese ebenso geistreiche und gemüthvolle als schöne Frau — die ich selbst einmal das Glück hatte im Vorbeigehn durch das Vorzimmer der Gräfin von Voß, ihrer Obersthofmeisterin, im einfachen Morgenkleide zu sehn, wo sie noch reizender war als im vollen Anzuge — interessirte sich für alles Gute und Schöne; und da ihr der Verein in diesem Lichte erschien, so beehrte sie ihn auch mit ihrem hohen Beifalle. Und ich darf behaupten, daß der Verein, so weit ich ihn kennen gelernt, dieses Beifalls nicht unwürdig war. Ich habe aber Gelegenheit gehabt, ihn genauer kennen zu lernen, als mancher Andre, der sich darüber ein hartes Urtheil erlaubt hat. — Da ich mich in der Schrift: Das Wesen und Wirken des Tugendbundes, sattsam darüber ausgesprochen, so verweis' ich diejenigen Leser hierauf, die sich jetzt noch für die Sache interessiren und jene Schrift noch nicht gelesen haben möchten. Hier will ich nur noch Einiges berühren, was mich persönlich betrifft.

Der Tugendbund hatte, wie alle dergleichen Vereine, seine obern und untern Beamten. Zu jenen, welche ihren Sitz in Königsberg hatten, gehörte auch der sogenannte Oberzensor. Dieser sollte eigentlich nur eine Aufsicht auf das sittliche Betragen der Mitglieder führen und besonders darüber wachen, daß die Wirksamkeit des Vereins nicht die Gränzen überschritte, die ihm durch die von der Oberbehörde genehmigte Verfassung vorgezeichnet waren. Bald aber erweiterte sich der Wirkungskreis des Oberzensors durch das Vertrauen, das man in ihn setzte. Es vereinigte sich in seiner Hand beinahe das Direk-

torium des ganzen Vereins. Er korrespondirte nach allen Seiten hin, wo sich Mitglieder fanden, und empfing von ihnen Berichte. Ohne seine Zustimmung konnte kein allgemeiner Beschluß gefasst und ausgeführt werden. Nun fügte sich's unglücklicher Weise, daß, nachdem der Verein sich förmlich konstituirt hatte und die ersten Beamten, nach dem Abgange der provisorischen, definitiv erwählt werden sollten, in Ansehung des zu erwählenden Oberzensors die meisten Stimmen auf meine Wenigkeit fielen. Ich mochte verbitten, wie ich wollte, mochte Unwürdigkeit, Unfähigkeit und Mangel an Zeit wegen meines Lehramtes vorschützen; es half nichts; ich musste mich unterwerfen. Nun bildet' ich mir ein, ich würde vor lauter Arbeiten und Sorgen Tag und Nacht keine Ruhe haben. Wie aber der Papst, ungeachtet er eine weit größere Gesellschaft zu regieren hat, wahrscheinlich gleich andern Menschenkindern schläft, isst und trinkt, wenn er sonst gesunden Schlaf und Appetit hat: so ging es auch mir — si magna licet componere parvis. Ich merkte bald, daß große gesellschaftliche Körper in ihrem Gange viel Aehnlichkeit mit Maschinen haben, die, wenn sie einmal gestellt und angelassen sind, fortgehn und nur von Zeit zu Zeit eines neuen Impulses bedürfen. Die Sache machte sich wie von selbst. Ein paar Stunden des Tages reichten hin, alles abzumachen, was in meinen neuen Wirkungskreis fiel. Freilich gingen diese Stunden für meine literarische Thätigkeit verloren; mein akademisches Lehramt aber konnt' ich dabei recht gut verwalten. Indessen verbat ich doch die Ehre, als nach Ablauf der gesetzten Zeit neue Oberbeamte gewählt werden sollten und man mich wieder wählen wollte, und zwar aus dem sehr triftigen Grunde, daß ich Preußen verlassen und folglich auch aus dem Vereine scheiden würde.

Bevor ich aber hievon weitere Nachricht gebe, will ich noch eine Anekdote erzählen, die sich auf den Tugendbund bezieht. Sie fällt zwar in eine spätere Zeit. Es ist aber hier der bequemste Ort dazu. Die Franzosen, welche die feindselige

Richtung des Tugendbundes gegen ihr Unwesen gemerkt hatten, gingen überall in den deutschen Ländern, die sie besetzt hielten, darauf aus, Tugendbündler auszuwittern. Fast jeder, der sich gegen sie erklärte, war dieser Bündelei verdächtig. Nun hatten sie im Winter 1812 bis 13 auch in Leipzig einen angeblichen Tugendbündler aufgegriffen. Da er unter akademischer Gerichtbarkeit stand, so ward er auch dem akademischen Gerichte zur Untersuchung und Bestrafung übergeben. Ich war damal gerade Beisitzer dieses Gerichts. Als nun der Delinquent vorgeführt und verhört wurde, merkt' ich sogleich, daß er gar nichts vom Tugendbunde wusste, als das Wenige, was er vom Hörensagen hatte. Er sollte aber mit aller Gewalt ein Tugendbündler sein und blieb daher auf Verlangen der Franzosen so lange sitzen, bis er sein Verbrechen gestanden haben würde. Zum Glücke für ihn kamen bald nachher die Russen und Preußen. Blücher, der, ich weiß nicht wie, davon gehört haben mochte, daß ein angeblicher Tugendbündler auf Begehr der Franzosen im Karzer säße, schickte einen Offizier ab, um denselben zu befreien. Natürlich ließ man ihn gleich los, und so kam der arme Schelm mit der Angst davon. Ich aber musste herzlich lachen über den närrischen Weltlauf, der oft die zu Richtern macht, welche selbst in culpa sind oder waren.

Wenn übrigens der Tugendbund auch nicht manchem durch den Krieg Verarmten Unterstützung gewährt, wenn er auch nicht im Stillen manches vorbereitet hätte, was erst später hülfreich in's öffentliche Leben trat: so würde er schon dadurch ungemein viel Gutes gewirkt haben, daß er den im preußischen Staate so schroff gewordenen Gegensatz zwischen Zivil und Militär milderte und beide Theile einer höhern Idee unterwarf. Die frühern Anmaßungen der Kriegsmänner, besonders der jüngern Offiziere, hatten den Stand verhasst gemacht, die spätern Niederlagen aber gar verächtlich. Die Feigheit und Verrätherei Einzeler ward Allen zur Last gelegt. Es hieß: „Was „hat uns nun dieses stolze und trotzige Heer geholfen? Als es

„zum Treffen kam, lief es davon, übergab die Festungen, ließ „Land und Leute dem Feinde zum Raube!“ — Das war unbillig; dieß fühlten die Edleren von beiden Seiten. Der Tugendbund näherte sie einander; hier saßen und arbeiteten sie mit einander für das gemeine Wohl; sie lernten sich kennen, sie söhnten sich aus, sie schätzten und liebten einander. Diese durch den Tugendbund allmählich herbeigeführte Eintracht hat späterhin Früchte getragen, die man zwar bewundert und genossen, deren Ursprung man aber, wie es nun so in der Welt zu gehen pflegt, vergessen hat.*)

Die vielfache Beschäfftigung, welche mir meine Stellung im Vereine gab, ließ mich nun freilich nicht an gelehrten

*) Eine wunderliche Nachricht vom Tugendbunde findet sich in den Mémoires der Herzogin von Abrantes B. 6. S. 64. Da heißt es nämlich: „Tout le monde ne sait pas qu' après la bataille d'Jena l'empereur Na„poléon reçut des ouvertures qui lui furent faites par la fameuse asso„ciation appelée Union de la vertu. Cette association, déjà for„midable à cette époque, demandait à N. d'affranchir l'Alle„magne et de lui donner des institutions représentatives et „libérales; elle voulait reconuaître un grand chef et se mettait à sa „disposition.“ Davon ist aber kein Wort wahr, obwohl die Erzählerin mit großer Zuversicht hinzufügt: „Ceci est positiv,“ und den Kaiser tadelt, daß er den Antrag nicht angenommen. Zur Zeit der Schlacht von Jena existirte der Tugendbund noch gar nicht; er konnte also auch nicht formidabel sein und dem Kaiser N. Anträge machen. Der Tugendbund entstand erst, wie schon oben bemerkt, nachdem sich die traurigen Folgen jener Schlacht für Deutschland und Preußen entwickelt hatten, und war in seinem Streben fortwährend gegen N.'s Herrschaft und Frankreichs Uebermacht gerichtet. Auch wusste der Bund zu gut, daß von N. als Haupt von Deutschland weder repräsentative und liberale Institutionen noch überhaupt Heil und Segen für Deutschland zu erwarten waren. Das hatte N. schon als Haupt des sog. Rheinbundes gezeigt. Wie hätte ihm also der Tugendbund einen solchen Antrag machen und sogar sich selbst zur Disposition des herrschsüchtigen Eroberers stellen sollen? Nur ein unwürdiges und darum ausgestoßenes Mitglied des Bundes hätte etwas so Unsinniges und Schlechtes unternehmen können, um vielleicht aus Rache den Bund zu kompromittiren. Aber auch das ist nicht wahrscheinlich und würde, wenn es dennoch geschehen wäre, gewiß dem Bunde nicht verborgen geblieben sein, der dann zuverlässig auf's Feierlichste dagegen protestirt hätte. [R. A.]

Kenntnissen gewinnen, wohl aber an Menschenkenntniß und heilsamen Lebenserfahrungen, die oft mehr werth sind als jene. Ueberhaupt war Königsberg zu jener Zeit ein höchst anziehender Ort. Zweimal war es die Residenz der königlichen Familie, vor der Flucht gen Memel und nach dem Frieden von Tilsit. Auch die Staatsministerien und die übrigen Oberbehörden der Regierung weilten dort eine längere Zeit. Selbst die Kaiser Alexander und Napoleon, nebst einer Menge ausgezeichneter Feldherren und Fremdlinge, hielten sich daselbst bald mehr bald weniger lange auf. Da gab es eine Menge von Deputazionen und Festivitäten, an denen ich meistens Theil nahm, wo aber auch manche Lächerlichkeiten vorfielen. Als z. B. der König von Memel zurükkam, bewillkommten ihn alle Behörden, auch die Universität. Da redete ihn Einer der Sprecher, der vielleicht bisher nur mit Ministern geredet hatte, durch Ew. Exzellenz an. Der König selbst, so traurig er war, konnte sich eines leichten Lächelns nicht enthalten; uns Andre hielt nur die Scheu vor der Majestät vom schallenden Gelächter zurück. — Unter andern gab es auch eine glänzende Festlichkeit auf dem Schloßteiche, der sich durch einen großen Theil der Stadt Königsberg zwischen Häusern und Gärten hinzieht. Die königlichen und prinzlichen Herrschaften fuhren des Abends auf einer großen erleuchteten Gondel, umgeben von vielen kleinern Kähnen, auf dem Teiche hin und her, während in den benachbarten, meist auch erleuchteten, Gärten Musik ertönte und kleine Feuerwerke abgebrannt wurden. Das war für die Stadt ein Jubel ohne gleichen.

Man darf sich über diese und andre Festlichkeiten und Freudensbezeigungen zu einer solchen Zeit nicht wundern. Denn nachdem die Franzosen nur einmal fort waren, athmete alles Liebe, Eintracht, Vertrauen. Das gemeinschaftliche Unglück hatte die Herzen einander geöffnet und genähert; die selbischen Triebe, die im Glücke so leicht Haß, Zwietracht und Hoffahrt erzeugen, waren gleichsam in den Hintergrund zurückgetreten. Man freute sich auch des Friedens nach so schwerem Kriegs-

hader. Freilich war dieser Friede mit großen Opfern erkauft. Nicht zu gedenken des Verlustes vom halben Reiche, hatte Königsberg allein ungeheure Kriegssteuern zu bezahlen, zu denen auch ich mein Scherflein beitragen musste. Truppen-Durchmärsche und Einquartirungen waren ohne Zahl. Ich selbst hatte einmal lange Zeit Einquartirung im Hause, die mir beim Abzuge eine andre Einquartirung von sehr kleiner, aber auch sehr unbequemer Art hinterließ. Ein andermal sollt' ich gar mit meiner ganzen Familie, in deren Mitte sich ein gefährlicher Kranker befand, meine Wohnung, die sehr bequem an einem freien Platze lag, in der Nacht räumen, damit am andern Morgen ein französisches Militär-Büreau einziehen könnte. Von Unmöglichkeit durfte man da nicht reden. Denn die Franzosen erklärten alles für möglich, weil sie soviel verwirklicht hatten. Ich fand nur Hülfe bei einem gemeinen Menschen, der späterhin sehr berüchtigt wurde. Er hieß Schulmeister, war aus Straßburg oder aus dem Elsaß, und diente dem General Savary, damaligem Stadtkommandanten, ich weiß nicht, ob als Spion oder als Sekretar. Ihm stellt' ich meine Noth vor — denn der General wollte sich so spät Abends gar nicht sprechen lassen — er kam mit mir nach meiner Wohnung und hatte die Barmherzigkeit, zu sagen: Restez dans vôtre logis! Und ich blieb. So viel vermochte damal das Wort eines solchen Menschen.

Auch ansteckende Krankheiten verbreiteten sich in der Stadt. Ich verlor dadurch ein Kind, den liebenswürdigsten Knaben auf der Welt. So schien es wenigstens dem tiefen, damal zuerst empfundenen, Schmerze der Eltern. — In der Umgegend von Königsberg sah' es nicht viel besser aus. Ganze Dörfer waren niedergebrannt oder auch abgetragen, um das Holz zu verbrennen oder Baraken daraus zu machen. In der Gegend von Eylau sah' es besonders schrecklich aus. Ich besuchte dieses merkwürdige Schlachtfeld einige Tage nach der Schlacht, sobald sich die Franzosen zurückgezogen hatten. Denn bekanntlich zogen sich nach dieser mörderischen Schlacht seltsa-

mer Weise erst die Sieger, dann die Besiegten zurück, die deshalb in einem eignen Prachtwerke über die Schlacht bei Eylau, das ich selbst noch in Königsberg gesehen habe, sich für die Sieger erklärten. Jenes Schlachtfeld war das erste, das ich in meinem Leben sahe. Es war im eigentlichen Sinne mit Blute gedüngt. Die gebliebnen Russen und Preußen lagen noch unbegraben; von den Franzosen und deren Bundesgenossen hingegen waren schon viele verscharrt; der Verlust schien daher auf dieser Seite geringer. Wo aber beide Theile recht handgemein geworden, da lagen die beiderseitig Erschlagnen bunt und kraus unter und über einander. Doch waren auch viele Leichen von der Habsucht schon ganz ausgezogen, so daß man sie nicht unterscheiden konnte, wo nicht die Nazionalphysiognomie stark ausgeprägt war. Es war ein schrecklicher, scheuslicher Anblick. O wie bejammernswerth erscheint hier die Menschheit, die sich um fremder Herrschwuth willen zerfleischen muß! Wie fluchwürdig diese Herrschwuth selbst, wenn man bedenkt, wie viel Sorgen und Mühen die Erziehung auch nur eines Menschen kostet, bis er waffenfähig wird, und wie jene Wuth Tausende solcher Menschen an einem Tage hinopfert! Und doch erzählt man, daß **Napoleon**, als er dieses Schlachtfeld beritten, ausgerufen habe: Quel beau champ de bataille! Das sieht ihm auch ganz ähnlich. Denn (wie sehr richtig in den Blättern für literarische Unterhaltung bemerkt ist, Nr. 242. 1836) dieser Mann war „eine **starke** Menschen„natur, keine **erhabne**, eine **gewaltige**, keine **große**."

Die Folgen jener Schlacht zogen mir auch einen Zensur-Verweis zu. Es erschien zu jener Zeit ein Blatt in Königsberg unter dem Titel: **Der Volksfreund**. Dieses Blatt hatt' ich nach der damaligen Einrichtung als Dechant der philosophischen Fakultät zu zensiren. Nun berichtete der Volksfreund seinen Lesern, wie der König eines Tages auf's Land gekommen sei, dort in Folge des Kriegs eine ganze Dorfgemeine im tiefsten Elende gefunden und sogleich Befehl gegeben habe, diesem Elende abzuhelfen, wofür die Unglücklichen

dem guten Könige mit Thränen in den Augen gedankt hätten. Ich fand in diesem Berichte nicht das mindeste Anstößige und gab ihm daher das Imprimatur. Aber kaum war das Blatt ausgegeben, so ging eine Beschwerde ein von Seiten der Kriegs- und Domänenkammer, einer Behörde, die man jetzt die Regierung nennt. Diese Behörde hatte sich durch jenen Bericht beleidigt gefunden, weil daraus die Folgerung gezogen werden könnte, daß sie nicht die nöthige Fürsorge für die unglücklichen Landbewohner bewiesen. Vergebens berief ich mich auf das Zensur-Gesetz, welches nur dasjenige verbiete, was der Religion, dem Staate und den guten Sitten nachtheilig sei; vergebens zeigt' ich, daß es weder der Religion, noch dem Staate, noch den guten Sitten schade, wenn man erzähle, wie der König für seine unglücklichen Unterthanen sorge, und wenn man ihn deshalb als einen Freund und Vater des Volks rühme; vergebens wandt' ich ein, daß jene von der Kammer angedeutete Folgerung nur eine mögliche und nicht einmal statthafte sei, weil keine Behörde in der Welt allwissend und allmächtig sei, um allem Elende abzuhelfen. Ich bekam dennoch einen Verweis und tröstete mich zwar sehr leicht darüber, erhielt aber dadurch einen neuen Beweis für den alten Satz, daß die Zensur ein sehr willkürliches Ding sei.

Noch will ich ein paar Worte von den ausgezeichneten Fremden sagen, deren Bekanntschaft ich während dieser Zeit in Königsberg machte. Doch will ich von den Männern nur drei nennen, welche auch in literarischer Hinsicht berühmt waren und einen starken Kontrast bildeten — nämlich einen Philosophen und zwei Dichter, Fichte, Kotzebue und Kleist.

Der Erste kam gleich vielen andern als Flüchtling dahin; denn er war eigentlich in Erlangen, das zu jener Zeit noch preußisch war, als Professor der Philosophie angestellt, hielt sich aber daselbst nicht für sicher genug, weil er ein erklärter Franzosenfeind war. Wir begegneten uns zuerst beim Professor Pörschke, der uns beide zu einer Abendgesellschaft eingeladen hatte. Als ich in's Zimmer trat, war Fichte schon

da. Indem uns der Wirth einander vorstellte, sagt' er: „Ich „hoffe, die Herren werden bei mir vergessen, was sie gegen „einander geschrieben haben.“ — Das war eben nicht gut; besser hätt' er's selbst vergessen, wenigstens für den Augenblick. Fichte flammte auch gleich auf und sagte, zu mir gewandt: „Ich kann es wohl hier vergessen, aber kein Wort von dem „zurücknehmen, was ich gegen Sie geschrieben habe.“ — Ruhig erwidert' ich: „Das verlang' ich auch nicht, hoffe aber, „Sie werden's auch nicht von mir verlangen.“ — Inzwischen kamen mehre Gäste. So ward dieses erste, eben nicht freundliche, Gespräch abgebrochen. Bei Tische wurden wir Nachbarn, und nun nahm auch das Gespräch anfangs eine gleichgültigere, dann, als der Wein die Herzen erfreut hatte, auch eine freundlichere Wendung. Wir sahen uns nachher öfter am dritten Orte und vertrugen uns recht gut. Besucht aber hat er mich nie. Dazu war er zu stolz; und ich war nicht demüthig genug, um ihm den ersten Besuch zu machen, wozu ich ohnehin keine Verbindlichkeit hatte. Fichte trat nun aber auch als Lehrer der Philosophie in Königsberg auf. Er kündigte Vorlesungen über seine Wissenschaftslehre an, nicht bloß für Studirende, sondern für Gebildete überhaupt. Der Zulauf und das Gedränge war ungeheuer. Fichte beging aber die Unvorsichtigkeit, gleich in der ersten Stunde sich über Kant und dessen Philosophie auf eine zu starke Weise auszusprechen. Dieß nahmen ihm die Königsberger, die für Kant eine ungemeine Verehrung hegten und ordentlich stolz auf diesen Landsmann waren, sehr übel und gaben ihre Unzufriedenheit zum Theile durch Scharren mit den Füßen zu erkennen. Dieß nahm wieder Fichte übel und erklärte sich noch stärker. Hierauf blieben sogleich Viele weg. Indessen war das Gedränge noch immer groß genug. Fichte verlangte nun, daß niemand hospitiren, sondern jeder sogleich eine Eintrittskarte bei ihm durch Vorausbezahlung des Honorars lösen sollte. Das war in Königsberg eine unerhörte Neuerung. Man nahm es also wieder übel und die Studenten wollten sich gar nicht an die-

jes neue Gesetz kehren. Sie meinten, sie hätten das Recht, wenigstens die beiden ersten Wochen zu hospitiren. Fichte aber wollte sein Gesetz dadurch geltend machen, daß er sich selbst an die Thüre stellte und nach der Karte fragte. Da kam es nun sogar zu persönlichen Beleidigungen, und die Zahl der Zuhörer verminderte sich fast mit jedem Tage. Endlich blieben noch drei übrig, die sich das Wort gegeben hatten, bis auf die letzte Stunde auszuhalten, weil ihnen Fichte, wenn sie um Erläuterung des von ihm Gesagten aber von ihnen nicht Verstandnen baten, gesagt hatte, sie möchten nur Geduld haben; am Ende würde ihnen plötzlich das Licht aufgehn und alles klar werden. Einer von den Dreien aber, der bei mir nachher ein Privatissimum hörte, versicherte, das Licht sei ihm nie aufgegangen. Fichte selbst verließ Königsberg wieder, nachdem er seine Vorlesungen geschlossen hatte, sehr unzufrieden, wie man sagte, mit den Königsbergern, die für die Wissenschaftslehre keinen Sinn zu haben schienen.

Mit Kotzebue ward ich auf eine ähnliche und doch wieder sehr verschiedne Weise bekannt. Er hielt sich in Königsberg auf, um das dortige sehr gehaltreiche Archiv zur Abfassung seiner preußischen Geschichte zu benutzen. Nun traf es sich, daß wir ebenfalls zugleich zu einer Gesellschaft eingeladen waren. Es war aber eine sehr große Mittagsgesellschaft, ich weiß nicht mehr, ob beim General von Rüchel oder beim Kammerpräsidenten von Auerswald. Da sah' ich denn unter andern einen Fremden, dem man sehr den Hof machte. Besonders bezeigte ihm der (preußische, nicht französische) General Courbière de l'homme viel Aufmerksamkeit. Ich fragte nach dem Namen des Fremden, und siehe da! es war Kotzebue. Der Zufall fügt' es wieder, daß er bei Tische mein Nachbar wurde. Er kannte mich aber nicht, und ich hütete mich wohl, mich ihm zu erkennen zu geben, da ich wusste, daß er einen Tic gegen die Philosophen hatte. Nachdem wir schon lange über dieses und jenes gesprochen und uns recht angenehm unterhalten hatten, hört' er endlich meinen Namen

von einem gegenüber sitzenden Bekannten nennen. Da macht' er große Augen und sagte, vermuthlich in der Meinung, er müsse sich doch als einen feinen Weltmann zeigen, der jedem etwas Verbindliches zu sagen wisse: „Ich habe nicht geglaubt, „daß man sich mit einem Philosophen so gut unterhalten „könne." — Ich erwiderte aber, daß ich dieses Kompliment nicht annehmen dürfte, weil es meinen Kollegen zu nahe träte. Er wollte nun seinen Fehler, durch Beschränkung des Satzes auf eine gewisse Sorte von Philosophen, verbessern. Darüber kamen wir immer tiefer in's Gespräch, bis die Tafel aufgehoben wurde. Er hat mich nachher mehrmal besucht, wie ich ihn, und ich habe an ihm immer einen sehr angenehmen Gesellschafter gefunden; denn er war im leichten Konversiren besonders stark. Auf Merkel aber, der sich auch eine kurze Zeit in Königsberg auf der Durchreise nach Liefland aufhielt, war er gar nicht gut zu sprechen. Diese beiden Männer, früher sehr gute Freunde und gemeinsame Herausgeber einer Zeitschrift, hatten sich so verfeindet, daß sie einander nicht mehr ausstehn konnten. Als ich Kotzebue weit später hier in der Oberwelt wiedersahe, fragt' ich ihn, warum er denn in seinem literarischen Wochenblatte so heftig gegen die deutschen Universitäten zu Felde gezogen sei, daß ich selbst wieder gegen ihn hätte zu Felde ziehn müssen. „Ach!" — rief er mit einem tiefen Seufzer aus — „da unten benebelt so vieles den Blick, daß „man kein Ding in seiner wahren Gestalt sieht. Daß mich „aber der Schwärmer dort" indem er auf einen jungen Menschen hinwies, dessen Blick noch etwas verstört war — „des„halb erdolchte, war ebenso schlecht als einfältig. Sein Dolch „hat den unschuldigen Universitäten mehr geschadet, als mein „Geschwätz, das eigentlich gar nicht so bös gemeint war. Ich „stimmte nur ein, weil es eben Mode war, gegen die Univer„sitäten zu deklamiren, und ich gern immer in der Mode sein „wollte. Früher hatt' ich ja ebenso gegen den Despotismus „und den Aristokratismus deklamirt. Gott hat mir aber alle „meine Sünden vergeben, und ich hoffe, Du" — denn hier

oben dutzt sich alles — „wirst es auch thun.“ — Ich drückte ihm die Hand; und seit der Zeit sind wir die besten Freunde.

Der Dritte, nämlich Heinrich von Kleist, hatte zu der Zeit noch nicht so ausgezeichneten Ruf, als jene Beiden und als er späterhin durch seine dramatischen Dichtungen und seinen tragischen Tod erwarb. Indessen fing er schon an, die Aufmerksamkeit des Publikums zu erregen; und zu mir selbst stand er in einem so eigenthümlichen Verhältnisse, daß ich noch aufmerksamer auf ihn sein musste. Denn meine Frau war seine erste Liebe gewesen. Auch würde seine Bewerbung um ihre Hand nicht erfolglos geblieben sein, wenn er nicht zu abenteuerliche Vorschläge damit verknüpft hätte. Ohne hinreichendes Vermögen zur Subsistenz einer Familie wollt' er dennoch keine Anstellung in der Heimat suchen, sondern mit seiner Geliebten nach der Schweiz ziehen, um dort ein idyllisches Leben zu führen. Deshalb versagten die Eltern ihre Einwilligung und, wie ich glaube, zum Glücke für ihre Tochter. Denn bei dem launenhaften und unsteten Wesen dieses Mannes würde sie schwerlich ein sehr idyllisches Leben gefunden haben. Er war so unglücklich organisirt, daß er sich fast immer in einem fieberhaften Zustande befand; woraus auch manche Seltsamkeit in seinen Dichtungen zu erklären sein dürfte. Das erste Zusammentreffen mit ihm hatte etwas Peinliches, sowohl für ihn als für uns selbst. Nach und nach aber gewöhnte man sich von beiden Seiten daran, frühere Lebensverhältnisse zu vergessen; und ich gestehe, daß ich, wenn er eben heiter gestimmt war, einen recht unterhaltenden Gesellschafter in ihm fand. Doch war jene Stimmung die seltnere. Meist war er in sich gekehrt und düster. Als ich ihn daher einmal besuchte und in solcher Verstimmung am hellen Mittag im Bette liegend gefunden hatte, konnt' ich mich nicht enthalten, zu meiner Frau zu sagen: „Ich fürchte, unser Freund K. thut sich „noch ein Leides an!“ Daher war ich auch gar nicht betreten, als ich sein tragisches Ende vernahm. Ich wunderte mich vielmehr, daß er noch so lange ausgedauert hatte. Hier oben

aber ist er ganz heiter, gleich allen andern Himmelsbewohnern. Ja er kann es selbst nicht begreifen, warum er auf der Unterwelt so ein Narr gewesen und sich immer mit so düstern Vorstellungen gequält habe. Ein andrer Himmelsbewohner meinte zwar, der Grund möchte wohl darin gelegen haben, daß er ein Poet gewesen; denn die wären stets mit der Welt unzufrieden, weil ihre Werke nicht genug gepriesen würden. Ich erwiderte aber, daß ich doch auch manchen heitern Poeten gekannt hätte, mithin der Grund wohl nur in einem unglücklichen Organismus gelegen haben könnte.

Die ausgezeichnetste und merkwürdigste Persönlichkeit aber, die ich in Königsberg kennen lernte, war unstreitig die hochselige Königin von Preußen selbst, die von allen ihren Unterthanen angebetete Luise, der Schutzengel Preußens in mehr als einer Hinsicht. Diese erlauchte Frau, in welcher sich die Schönheit und Anmuth der Gestalt mit der Würde der Majestät auf eine seltne Weise vereinigte, war seit ihrer Ankunft in Königsberg ein Gegenstand meiner vorzüglichen Aufmerksamkeit, da ich früher wohl viel von ihr gehört, aber sie noch nie gesehn hatte. Besonders anziehend war sie für mich geworden theils durch ihr Schicksal und die stille Schwermuth, mit welcher sie es ertrug, indem sie auf ihrer Flucht nach der verlornen Schlacht von Jena die bekannten Verse:

„Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
„Wer nie die kummervollen Nächte
„Auf seinem Bette weinend saß,
„Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!"

in die Fensterscheiben einer Bauerhütte kritzelte, theils durch die edle Haltung, welche sie gegen Napoleon, ihren unedlen Verleumder bewies, und durch welche sie Schlesien (das schönste Kleinod in der preußischen Krone, das jener Eroberer durchaus behalten wollte) im Frieden von Tilsit gleichsam zurück eroberte. Wenigstens ward dieß zu jener Zeit in Königsberg allgemein versichert. Ein Franzos erzählte mir es selbst, indem er (sich versprechend oder wegen des ähnlichen Klanges

im Französischen Schlesien mit Sizilien verwechselnd) sagte: „Vôtre reine a reconquis la Sicile.“ — Mein Streben war also einzig darauf gerichtet, zur nähern Anschauung dieser auch in geschichtlicher Hinsicht merkwürdig gewordenen Frau zu gelangen. Anfangs wollt' es nicht gelingen. So oft ich auch vor dem Schlosse vorbei und durch den Schlosshof ging, so sah' ich sie doch nur einigemal in ziemlicher Entfernung am Fenster. Auch in einem öffentlichen Konzerte, dem sie beiwohnte, konnt' ich ihr nicht nahe genug kommen. Der oberwähnte Anblick im Vorzimmer der Gräfin Voß aber war zwar nicht spurlos vorüber gegangen, jedoch nur dem flüchtigen Silberblicke im Schmelzofen zu vergleichen. Allein das Glück war mir endlich doch günstig. Die Kaufmannschaft in Königsberg gab in Verbindung mit dem Stadtmagistrate der königlichen Familie zu Ehren einen großen Ball auf der Börse, zu welchem ich gleichfalls eingeladen wurde. Hier hatt' ich nun auf einmal die schönste Gelegenheit, die Königin möglichst nahe und gleichsam recht mit Muße zu schauen. Sie war lauter Güte und Freundlichkeit, bezauberte alle Herzen, tanzte auch sehr viel, selbst mit Männern, die sonst nie die Hand einer Königin berührt, vielweniger sich mit ihr in einem großen Gesellschaftskreise nach dem Takte bewegt hatten. Da kam denn natürlich Mancher in solche Verlegenheit, daß er sich ziemlich linkisch benahm und deshalb von den Zuschauern belächelt wurde. Ich hätte jedoch, wer weiß wie viel, darum gegeben, wenn mir dieses Glück widerfahren wäre, selbst auf die Gefahr, mich ebenso linkisch zu nehmen und deshalb ausgelacht zu werden. Allein dieses Glück widerfuhr nur denen, welche den Ball veranstaltet hatten und von der Königin selbst durch den Herzog von Holstein-Beck aufgefodert wurden, mit ihr eine Polonäse zu tanzen. Dafür weidet' ich aber meine Augen am Zusehn; und auch das war ein hoher Genuß. Denn die Königin tanzte mit ungemeiner Grazie. Besonders erfreulich war der Anblick, wenn sie mit dem Fürsten Radzivil, einem ebenso schönen Manne als gewandten Tänzer, walzte. Man

konnte kein schöneres Tanzpaar sehn. Etwas Neid vermochte freilich solch ein Anblick auch zu erregen. Es war aber dieß das erste und das letzte Mal in meinem Leben, wo ich einen Fürsten beneidet habe. Indessen ging mein Neid — ein häßlicher, obwohl natürlicher Affekt — in andrer Hinsicht noch weiter. Ich beneidete sogar meinen ältesten Sohn, der als Kind oft mit der kleinen Prinzessin Friederike (jetzt Herzogin von Dessau) spielte und bei der Gelegenheit zuweilen von der Königin, einer großen Kinderfreundin, geliebkost wurde; wie der Knabe, wenn er vom Schlosse nach Hause kam, mit großer Freude erzählte. Späterhin gab ich selbst, oder vielmehr meine Schwiegereltern, die bei mir wohnten, den jüngern prinzlichen Herrschaften einen Ball in meiner Wohnung; wofür, wie für andre Freuden, durch welche die Königsberger ihnen ihren Aufenthalt in der Stadt so angenehm als möglich zu machen sich beeiferten, sie sich wieder durch einen Ball im Schlosse abzufinden suchten. Die Königin erschien aber leider nicht dabei, ich glaube wegen Unpässlichkeit; die Prinzessin Wilhelm vertrat jedoch, von ihren Hofdamen umgeben, die Stelle der Königin mit ebensoviel Anstand als Lieblichkeit. — Ach, warum musste doch dieser Schutzengel Preußens sobald von der Erde verschwinden! Ich kann mich nicht entsinnen, daß die Nachricht von dem Tode irgend einer fürstlichen Person mich je so ergriffen hätte, als die von dem Tode jener Königin, die man nicht anschauen konnte, ohne durchdrungen zu werden von Bewundrung und noch einem Gefühle, das ich nicht recht zu bezeichnen weiß. Liebe war es eigentlich nicht; dazu stand der Gegenstand zu hoch und gebot zu viel Ehrfurcht; aber doch etwas Aehnliches, ungefähr so, wie ein frommer Katholik eine schöne Heilige lieben mag, deren Bild er in seinem Herzen trägt. Als ich später in das Grabmal der Königin zu Charlottenburg trat und daselbst ihr von Rauch verfertigtes Marmorbild liegen sah: war mir zu Muthe, als trät' ich in eine heilige Kapelle, und konnte mich nicht der Thränen enthalten bei dem Gedanken, daß auch das Trefflichste und Schönste in

dieser Welt einer so schnellen Vergänglichkeit unterworfen ist. Mit Recht sagte daher wohl ein großer deutscher Dichter: „Das „ist das Loos des Schönen auf der Erde!“ Aber im Himmel ist's doch anders und besser.

Außer der Königin befand sich zu jener Zeit noch eine merkwürdige Frau in Königsberg, die früher auch durch ihre Schönheit in der großen Welt geglänzt und sogar als Schriftstellerin einen Namen erworben hatte, jetzt aber schon anfing, die Rolle einer Heiligen zu spielen — ich meine Frau von Krüdener. Indessen hatt' ich eben jetzt, wo meine Aufmerksamkeit einzig auf jenen erhabnern Gegenstand gerichtet war, kein Verlangen ihre Bekanntschaft zu machen. Erst späterhin kam ich auf einer andern Stazion meiner Lebensreise mit ihr in nähere Berührung; wovon ich seiner Zeit weitere Nachricht geben werde. Es war nämlich im Buche des Schicksals geschrieben, daß ich bei meiner Wanderschaft auf der Erde auch in Königsberg keine bleibende Stätte finden sollte. Bereits im August 1807, nach dem Tode des Professors Carus in Leipzig, fragte Reinhard bei mir an, ob ich nicht Lust hätte, nach meinem Vaterlande zurückzukehren und mich in Leipzig anstellen zu lassen. (S. den 41. Br.). Da aber die Bedingungen nicht annehmlich waren, antwortet' ich ausweichend, obwohl nicht ganz ablehnend. Reinhard erwiederte hierauf im Januar 1808, daß sich vielleicht bald bessere Bedingungen würden ausmitteln lassen. (S. den 42. Br.). Ich schwieg. Aber schon im März desselben Jahres meldete mir Reinhard, daß ich nach dem Tode des Professors Seydlitz in Leipzig zu der dadurch erledigten Lehrstelle denominirt wäre und daß ich dazu augenblicklich designirt werden sollte, wenn ich vor der Hand mit einem Gehalte von 850 Thl. zufrieden sein wollte; eine Erhöhung desselben würde sich bald ausmitteln lassen. (S. den 43. Br.). Diese Bedingungen waren allerdings nicht sehr vortheilhaft. Denn ich war in Königsberg viel höher besoldet, gegen 1400 Thl. Auch fing ich an, mir in Königsberg zu gefallen. Mein Körper hatte sich schon an das etwas rau-

here Klima gewöhnt; das Seebad hatte ihn gestärkt; die Menschen waren mir lieb geworden. Allein es trat ein Umstand ein, der entscheidend wirkte. Meine Gattin kränkelte; ihr zarter Körper konnte sich nicht mit dem Klima befreunden; sie sehnte sich nach einem südlichern Himmel und freute sich, daß das Schicksal von selbst ihren Wunsch erfüllen zu wollen schien. Ich sagte zu. Reinhard meldete mir bald mit großer Freude, daß alles im Reinen sei. (S. den 44. Br.). Noch entstand eine Zögerung, die aber auch glücklich beseitigt wurde. (S. den 45. und 46. Brief). Ich bat also in Preußen um meinen Abschied, erhielt ihn in den ehrenvollsten Ausdrücken, und reiste noch vor Ostern 1809 von Königsberg ab.

Auf der Reise wär' ich beinahe mit der ganzen Familie in der Weichsel ertrunken, als ich bei Marienwerder über den Strom setzte. Der Strom ging sehr voll und trieb viel Eis. Kein Fährmann wollte sich hineinwagen. Ich bot Geld über Geld, weil ich nicht warten wollte. Endlich entschloß man sich doch, da man dem Metallreize nicht widerstehn konnte, mich überzusetzen. Man band zu dem Ende, weil die große Fähre unter diesen Umständen nicht zu brauchen oder schon beschädigt war, zwei kleinere Fahrzeuge mit Ketten und Seilen zusammen, belegte sie mit Bretern und ließ darauf den Wagen an Stricken vom steilen Ufer herab. Als wir aber mitten auf dem Strome waren, löste sich oberwärts eine ungeheure Eismasse und trieb auf uns zu. Zum Glücke konnten die Fährleute noch eine kleine Insel erreichen, um das zerbrechliche Fahrzeug hinter derselben zu bergen. Sie ließen also hier das Eis vorbeitreiben und brachten so uns glücklich über den Strom. Nach einem kurzen Aufenthalte bei den Schwiegereltern und andern Verwandten, langt' ich endlich zur Ostermesse in Leipzig an.

Sechste Stazion.

Die sächsischen Dienstjahre.

1809—****.

Ruta magis mihi ridet.
Anonym.

Bevor ich zur Beschreibung dieser letzten, längsten und merkwürdigsten Periode meines Lebens übergehe, muß ich noch etwas in Bezug auf die vorigen Perioden nachträglich berichten, um der Freundschaft den ihr gebürenden Dank darzubringen. Denn sie ist es ja, welche, wenn sie echt, unser Leben am meisten und am würdigsten versüßt, und welche selbst der Liebe zwischen Mann und Weib durch Verschmelzung mit ihr zur innigsten Gefühlseinheit die hochbeglückende Weihe giebt. Nun hab' ich zwar auf allen vorhergehenden Stazionen meiner Lebensreise viel Freunde gefunden, denen ich und die mir sehr lieb und werth waren. Aber soll ich aufrichtig sein, so muß ich doch gestehn, daß ich die bewährtesten und vertrautesten in Wittenberg und in Frankfurt an der Oder fand. Darum schied ich auch von diesen beiden Städten mit sehr wehmüthiger Stimmung. Dieselbe Stimmung theilten auch meine dasigen Freunde und sprachen sie in Abschiedsgedichten aus, die ich hier nur theils als Zeugniß theils als Dankbeweis mittheile, da noch Einige von jenen Freunden auf der Erde leben; wie der wackere Freiherr Karl von Manteuffel, der nebst seinem ebenso wackern, aber der Erde schon entschwundenen, Bruder Otto nicht nur einer meiner eifrigsten Zuhörer in Wittenberg war, sondern auch einer meiner geachtetsten und geliebtesten Freunde wurde.*)

*) Er macht sich noch jetzt als Regierungs-Präsident in Magdeburg um den preußischen Staat verdient und erfreute mich auch unlängst mit einem

Sollte man aber finden, daß mir in diesen Gedichten zuviel Lob gespendet sei: so wolle man bedenken, daß erstlich die Frundschaft, wie die Liebe, ihren Gegenstand immer in einem verklärenden Lichte schaut, und daß zweitens in einem von echter Freundschaft eingehauchten Abschiedsgedichte die wehmüthige Stimmung sich immer in verstärkenden Tönen oder etwas hyperbolisch über jenen Gegenstand ausspricht. Nimmt ein prosaischer Hörer oder Leser Anstoß daran, so kann er ja nach Belieben abziehn oder detrahenda detrahere. Man sei also kein zu strenger Richter und gönne den kleinen Liedlein immerhin ein Plätzchen! Sie lauten so:

1. Wittenberger Abschiedslied.

Im milden Glanze winkte die Sommerflur
Durch tausend Blumen hohes Entzücken uns;
Des Haines dunkle Laubgewölbe
Säuselten jüngst uns Wonnelieder;

Am Bache flattert' tändelnder Weste Hauch
Um jene Rose, dann zum Vergißmeinnicht. —
Dieß Labyrinth der Ruh' durchstrahlte
Hehr der erhabenen Weisheit Tempel,

Und schützte oft den irrenden Jünglingspfad,
Wenn ihn der Täuschung Zauber umgaukelte;
Der Wahrheit ernste Lehre würzte
Uns des Lebens blühende Freuden.

Verschwunden seid ihr Tage der Wonne nun
Im Lauf der Zeiten, welcher die Flur entstellt,
Den Hain entblättert — ach! zu grausam
Raubt er uns selbst Dich, würd'ger Lehrer!

So unerbittlich zürnet das Schicksal nun?
So rasch entfliehn die Stunden des Glückes uns? —
Wo der Bewundrung stilles Lächeln
Oft den Verkünder der Wahrheit ehrte;

---

recht freundlichen Besuche. Mög' er noch lange mit seinen gründlichen Kenntnissen, seinem edlen Herzen und seinem dichterischen Geiste alles Wahre, Gute und Schöne befördern! [N. A.]

Wo süß gefesselt Deiner Verehrer Kreis
Der Lehre lauschte, wenn Du mit Würde uns,
Des Geistes hohe Bahn erleuchtend,
Pflichten des bessern Lebens lehrtest:

Da hoben Männerentschlüsse den Busen oft,
Wenn Du zu echtem Wissen uns leitetest,
Und werth zu sein des großen Führers
Reifte zum innigen heißen Streben. —

Du scheidest, Theurer! Möchte der herbe Ruf
Der strengen Fügung, ach! nicht entrücken uns
Der Zukunft lockendste Gemälde,
Nicht die freundlichsten Strahlen der Hoffnung!

So taucht am Abend die Sonne den Feuerglanz,
In Nachtgewölke hüllt sie den Purpur ein;
Gesenktes Hauptes wankt die Blume,
Trauert umwehet von Schauerlüften.

Nicht mehr wird uns Belehrung, o Würdigster!
Durch Dich beseelen, des Freundes Milde nicht
An Deiner Hand uns Wonne lächeln,
Nicht beleben den Thateneifer.

Wir fühlen's — ach! mit banger Empfindung zollt
Die treue Liebe der Opfer letztes Dir.
O höre, Würdigster, die Klage!
Segne die Thräne des heißen Dankes!*)

2. Frankfurter Abschiedslied.

Lasst, Freunde, weise Heiterkeit
Heut' unsern Kreis beleben!
Sie ist der Tugend schönstes Kleid,
Sie lohnt der Wahrheit Streben.
Die Lehre, daß der Gottheit Ruf
Durch Tugend uns zur Freude schuf,
Die Lehre lasst uns üben!

*) Ein andres Abschiedslied, welches mir die 22 Mitglieder des von mir präsidirten Disputatoriums noch besonders widmeten, kann ich nicht abdrucken lassen, weil es theils mich noch mehr präkonisirt, theils auch noch länger als das vorige ist. Ich erkenn' es jedoch mit nicht minderem Danke als ein Zeichen herzlicher Anhänglichkeit. [N. A.]

Schon lange sucht der Forscher Blick,
Was wahr ist, zu ergründen;
Auch lässt ein gütiges Geschick
Sie oft das Kleinod finden.
Es wirkt der Geist der Zeit und schafft
Uns Männer, die mit kühner Kraft
Der Wahrheit Steg erleuchten.

Wir haben solchen Wahrheitsfreund
Heut' noch in unsrer Mitte,
Der edlen Frohsinn schön vereint
Mit echter Weisheit Sitte.
Schlingt, Freunde, fest um ihn das Band!
Denn, ach! es droht der Ostsee Strand
Den Edlen uns zu rauben.

Zum letzten Male feiern wir
Den Tag, der ihn geboren;
Denn, ach wie bald! und er ist hier
Für unsern Kreis verloren.
Ein neuer Kreis umschlingt ihn dort;
Verehrer giebt ihm jeder Ort,
Doch nicht so inn'ge Liebe.

In Königsberg war an kein Abschiedsmahl und Abschiedslied zu denken, weil ich zu schnell von dort abreiste. Manche nahmen dieß übel; allein es war nothwendig, wenn ich unterwegs noch einige alte Freunde und liebe Verwandte besuchen und doch zu rechter Zeit in Leipzig eintreffen wollte. Ich eilte also nothgedrungen nach meinem geliebten Urvaterlande und sahe hier bald wieder das altgewohnte Zeichen des grünen Rautenkranzes. Wohl hatt' ich früher in Sachsen mancherlei erduldet; allein die alte Liebe und Anhänglichkeit war darum nicht erloschen. Und da man mir gemeldet hatte: „Sie sind „gestorben, die dem Kindlein nach dem Leben standen," so hofft' ich die glücklichste Zukunft. Ich dachte: Du hast auf der Reise von Wittenberg nach Leipzig nur einen kleinen Umweg über Königsberg gemacht. Und bei Umwegen gewinnt man zuweilen mehr, als man verliert. Auch mein alter Gönner und Freund war sehr erfreut, mich wieder im Vaterlande

zu haben, und suchte mir meinen neuen Wirkungskreis möglichst zu erleichtern. (S. Reinhard's 47—51. Brief). Aber leider ward der hochverdiente Mann nicht lange nachher seinem eignen Wirkungskreise durch den Tod entrissen.

Mein Aufenthalt in Leipzig begann jedoch mit drei Uebeln, die man auch wohl als zum Theile von mir selbst verschuldete Uebel dumme Streiche nennen könnte, so daß das Sprüchwort: Aller guten Dinge sind drei, sich im umgekehrten Sinne an mir bewährte. Erstlich hatt' ich mir durch die zu frühe Abreise von Königsberg — es herrschte dort noch so strenge Kälte, daß die schwersten Lasten in Wagen oder Schlitten über den Pregel gingen — eine Augenkrankheit zugezogen, die erst in Leipzig recht zum Ausbruche kam, als ich wieder anfing zu arbeiten. Doch befreite mich die Kunst der leipziger Aerzte bald wieder von dieser Plage.

Sodann erkundigt' ich mich nicht recht genau nach der in Leipzig eingeführten, etwas umständlichen Sitte. Ich glaubte in meiner Einfalt, es sei genug, wenn ich meinen künftigen Kollegen nur einen Antrittsbesuch machte. Zur Disputazion pro loco — denn ich musste mir hier zum dritten Male mein kleines Plätzchen erstreiten — lud ich Niemanden persönlich ein, sondern schickte bloß den Pedell mit der Streitschrift herum. Das nahmen mir einige alte Herren sehr übel; sie betrachteten das als ein crimen laesae und nahmen gar keine Notiz von mir, machten mir weder einen Gegenbesuch, noch beehrten sie mich mit ihrer Gegenwart bei der Disputazion, außer dem alten Platner, der aber auch nur kam, um mir den locus streitig zu machen, sich jedoch durch einige Schmeicheleien besänftigen ließ und nachher immer in gutem Vernehmen mit mir gelebt hat, ob ich ihm gleich einen guten Theil seiner Zuhörer entzog. Er zeigte sich hier philosophischer, als späterhin bei einer andern Gelegenheit, über welche den Schleier fallen zu lassen die Achtung gegen den übrigens so hochverdienten Mann gebietet.

Der dritte Streich war aber der einfältigste von allen. Es herrschte zu jener Zeit in der philosophischen Welt eine Krankheit, von der ich nicht weiß, ob man sie Fieber oder Pips oder Schwindel nennen soll. Alles musste in ungewöhnlichen, hochtrabenden Worten gesagt, und soviel als möglich in Nebel gehüllt sein, damit es recht tief geschöpft, recht original klänge. Man philosophirte, statt mit der Vernunft, mit der Einbildungskraft, aber nicht mit jener heitern und schöpferischen, die sich in den künstlerischen Phantasiegebilden der Alten und Neuen so herrlich bewiesen hat, sondern mit einer düstern und nachäffenden, die nur zur leeren Phantasterei führt. Nun hatt' ich meine sächsischen Landsleute immer als Menschen von recht gesundem Verstande gekannt. Ich dachte also gar nicht daran, daß jene Krankheit auch bis Leipzig sich verbreitet haben könnte. Ich wollte aber doch, wenigstens zur Abwehrung künftiger Gefahr, davor warnen, und beschrieb daher die Krankheitszufälle und deren Ursachen in meiner Streitschrift. Sie handelte nämlich von der poetischen Art zu philosophiren (de poetica philosophandi ratione nec philosophiae ipsi, nec poësi, nec temporibus nostris accommodata). Ich hatte mich aber geirrt. Die Krankheit war wirklich schon da. Wie ich also dort durch Vernachlässigung der leipziger courtoisie angestoßen hatte, so stieß ich hier durch meine medizinisch-philosophischen consilia an. Die Kranken wollten eben nicht krank, sondern von Grund aus gesund sein. Sie erklärten mich daher für eine kalte, gemeine, ganz prosaische Natur, die aus dem rauhen und barbarischen Norden komme und daher keine Beachtung verdiene.

Indessen kehrte sich die studirende Jugend nicht an dieses Verdammungsurtheil; sie hörte mich doch. Auch merkt' ich bald, daß es mit der Krankheit in Leipzig noch nicht so schlimm war wie anderwärts. Die Kranken standen und gingen hier doch nicht auf Kopf und Händen, sondern auf den Füßen, wie ehrliche Christen-Menschen; sie schossen nur zuweilen einen Burzelbock zu ihrem und Andrer Vergnügen. Und späterhin

verlor sich auch dieses Krankheits-Symptom fast ganz. Wenigstens ward die Krankheit nicht endemisch. Ich schulmeisterte also ruhig nach meiner Weise fort, schrieb allerlei Bücher (z. B. Aesthetik — der Staat und die Schule — Naturrechtliche Abhandlungen — Ueber die Beförderung des Wohllauts der deutschen Sprache u. s. w.) ließ auch einige leibliche Kindlein taufen, und würde dieses Wesen wahrscheinlich so bis an mein seliges Ende fortgetrieben haben, wenn nicht ein ganz unerwarteter Umstand mich plötzlich aus meinem ganzen Wirkungskreise herausgerissen und in eine völlig neue Laufbahn hineingeworfen hätte. Das war der Brand von Moskau. Statt des poetisch-philosophischen Schwindels, an dem Andre gelitten hatten oder noch litten, bekam ich nun den heroischen Schwindel. Ich vertauschte die Feder mit dem Schwerte und zog zu Felde. Wie das zugegangen, will ich jetzt etwas umständlicher berichten, da man darüber allerlei unstatthafte Glossen gemacht hat.

Es giebt Augenblicke im menschlichen Leben, wo wir uns plötzlich von einer Idee ergriffen fühlen, wo wir Tag und Nacht über derselben brüten, und wo wir nicht eher ruhig werden, als bis wir alle Kraft aufgeboten haben, um jene Idee zu verwirklichen. So ging es mir, als in Leipzig die Kunde erscholl: „Die Russen haben ihre heilige Stadt niedergebrannt, „um die Franzosen daraus zu verjagen; und die Franzosen „sind auf der schmählichsten Flucht begriffen; Gott hat seinen „Finger gegen sie erhoben, um sie für die Unbill zu bestrafen, „die sie an den Völkern verübten; er hat sie dem Verderben preis„gegeben." — Ich hatte das Unwesen der Franzosen während meines Aufenthalts in Preußen so recht in der Nähe und in seiner ganzen Scheuslichkeit gesehn. Ich hatte gesehn, daß nicht bloß ihr Herr sie zum Bösen trieb, sondern daß die Knechte zum Theile noch schlimmer waren, als der Herr. Meine Seele jauchzte daher so laut auf bei jener Kunde, daß der Ober-Hofgerichtsrath und Professor Erhard, der eine Art von Tendre

für das Franzosenthum hatte, mir in's Gesicht sagte, ich müsste eine rechte Kosaken-Seele haben*)

Das Erste, was ich nun that, war, daß ich meine alte, schon halb verrostete, Leier von der Wand nahm, um meiner von allerlei Gefühlen überströmenden Seele in folgendem Doppel-Liedlein Luft zu machen:

Das neue Gaudeamus.

Gaudeamus igitur,	Juble, Deutschlands junge Brut,
Juvenes Germani!	Laß die Freude tosen!
Ecce Galli collaudati	Sieh die ruhmbedeckten Franzen,
Petunt Rhenum profligati,	Wie sie nach dem Rheine tanzen
Fugiunt vesani!	Ohne Waff' und Hosen!
Ubi sunt, qui antea	Sagt, wo sind, die vormals sich
Magnos se dixere?	Große Namen gaben?
Abeas Pyrenidem,	Geh' in's Pyreneenland,
Transeas Borysthenem,	An des Dniepers blut'gen Strand,
Si cupis videre!	Dort sind sie begraben!

*) Sollte dieses Buch etwa französischen Lesern in die Hände fallen, so bitt' ich, mir das Obige ja nicht als Franzosenhaß auszulegen. Ich kenne keinen Haß gegen irgend ein Volk in der Welt, am wenigsten gegen die Franzosen, unter denen es viel achtbare und liebenswürdige Menschen giebt. Aber zu jener Zeit konnte Niemand, der sein Volk und sein Vaterland liebte, die Franzosen lieben. Denn sie redeten und handelten, als wenn sie allein klug, gesittet und berechtigt, als wenn sie wirklich die noblesse unter den Völkern, alle übrige aber bloße canaille wären. Sie haben sich aber durch diesen Dünkel selbst am meisten geschadet. Denn die sich so nennende große Nazion musste nachher sehr klein zugeben. Uebrigens sagen ja die Franzosen selbst ihrem Volke und Lande viel Böses nach. Der Constitutionel z. B. nannte vor einiger Zeit Frankreich „la terre classique „de la vanité," und Grégoire in seiner Historie des confesseurs etc. chap. 25. pag. 419. nennt die Franzosen „une nation, où ramper est un „pressant besoin, une nation admiratrice, adulatrice, et la plus com„plimenteuse de l'Europe, qui pour des moeurs n'a guère que des mo„des, et chez laqnelle les hommes à charactère sont un rare phénomène." So schlimm ist es wohl nicht im Ganzen. Auffallend ist es aber doch, daß schon Jul. Cäsar von den alten Galliern sagte, sie seien „gens inconstans „et novarum rerum studiosa."

Deus justos protegit	Gott beschützt, wie lang' er weilt,
Morans quamvis annos;	Die gerechte Sache;
Impiis irascitur	Endlich trifft des Frevels Lohn
Ac funesta sequitur	Selbst Tyrannen auf dem Thron,
Nemesis tyrannos.	Furchtbar ist die Rache.
Vigeat Germania!	Blühe auf, Germania!
Austri regna vivant!	Oesterreich soll leben!
Vigeat Ruthenia!	Blühe auf, Ruthenia!
Vigeat Borussia!	Blühe auf, Borussia!
Saxonesque vivant!	Sachsen auch soll leben!
Pereant, qui contra fas	Wer, wie Löwen, ohne Recht
Regnant ut leones!	Herrschen will, soll sterben!
Libertatis oppressores,	Wer die Freiheit will erdrücken,
Terrarumque vastatores,	Wer die Völker will berücken,
Pereant latrones!	Stürze ins Verderben!
Vita nostra brevis est,	Unser Leben währet kurz,
Brevi finietur;	Bald ist's hingeschwunden;
Venit mors atrociter,	Unerbittlich kommt der Tod,
Rapit nos velociter,	Raubt uns durch sein Machtgebot,
Nemini parcetur.	Keinem mag er stunden.
Moriamur igitur	Drum so lasst als Helden uns
Fortes bellatores!	Tapfer kämpfend sterben!
Moriens pro patria	Wer für's Vaterland im Streit
Summa carpet gaudia,	Freudig sich dem Tode weiht,
Summos et honores.	Wird den Himmel erben.

Dieses Gedicht durfte natürlich damal noch nicht gedruckt, viel weniger unter meinem Namen ausgegeben werden. Es lief nur namenlos in einzelen, sich schnell verbreitenden, Abschriften um. Denn die Franzosen herrschten noch bis zum Frühjahr 1813 in Leipzig. Da kamen die Russen und Preußen, und ich wäre gern gleich auf der Stelle mitgegangen, wenn man mich nicht in dieser kritischen Zeit zum Rektor der Universität Leipzig erwählt hätte. Es ruhte also nun jener Purpur, den ich als Kind in Wittenberg angestaunt hatte, auf meinen Schultern. Aber wie drückt' er mich jetzt! Wie gern hätt' ich ihn abgeworfen, wenn ich es nicht für schimpflich gehalten hätte, die Universität gerade in dieser kritischen Zeit zu verlassen!

Die Franzosen kannten meine Gesinnungen. Der Hauptspion Napoleon's, ein Herr von *** aus dem Hannöverschen, der sich damal in Leipzig aufhielt und in Gesellschaften den Lustigmacher und Kinderfreund spielte, hatte mich in seine Listen als ein très mauvais sujet eingetragen. Sie hätten mich todt geschossen, wenn sie gewusst hätten, daß ich Verfasser nicht bloß jenes Gedichts, sondern auch zweier andrer Aufsätze war, die damal in der leipziger Zeitung erschienen und über welche, als die Franzosen nach der Schlacht bei Lützen wieder in Leipzig einzogen, die genauesten Nachforschungen angestellt wurden. Ich hatte aber meine Maßregeln so genommen, daß die Franzosen nichts erforschen konnten. Ein russischer Offizier, der selbst nicht wusste, von woher die Aufsätze kamen, hatte sie zum Drucke befördert; und dieser Offizier war auch nicht mehr da. Ueberdieß waren die Aufsätze mit ganz verstellter Hand geschrieben. Man verglich eine Menge von Handschriften; aber keine war der meinigen ähnlich. Hofrath Mahlmann selbst, der damalige Herausgeber der leipziger Zeitung, klagte mir seine Noth deshalb. Es fand sich aber unter jenen Aufsätzen nicht derjenige, um dessen willen M. selbst zur Verantwortung gezogen und auf die Feste Erfurt gebracht wurde. Dieser Aufsatz war mir völlig fremd *). Sonst würd' ich, was auch daraus für mich hätte entstehn mögen, nicht zugegeben haben, daß ein Andrer, und noch dazu ein Freund, statt meiner litte. Es war mir übrigens höchst komisch, daß der Herzog von Padua, als ich ihm am Geburtstage N.'s im Namen der Universität erst die Gratulazionscour machte, dann mit ihm in der katholischen Kapelle das Te deum sang oder vielmehr nicht sang, sondern nur zuweilen pro forma brummte, endlich bei ihm zu Tische saß und den zweideutigen Toast auf das französische Heer ausbrachte, es möchte der

*) Er enthielt eine verblümte Nachricht von einer Niederlage der Franzosen; und da der (auch mir völlig unbekannte) Urheber nicht ausgemittelt werden konnte, so musste M. dafür büßen. Das war französische Justiz! [N. A.]

Welt bald den Frieden schenken (d. h. sich nach Hause begeben) — daß, sag' ich, dieser bornirte und darum selbst von N. geringgeschätzte und auf öffentlichem Markte ausgescholtene Herr Vetter desselben keine Ahnung davon hatte, wie nahe ihm der Verbrecher war.

Was jene Aufsätze selbst betrifft, so befinden sie sich in Nr. 71. u. 74. der Leipz. Zeit. vom 10. u. 14. Apr. 1813. Da aber diese Blätter den Lesern schwerlich zur Hand sein möchten, so will ich die Aufsätze lieber gleich selbst hier einrücken *).

1.

Aufruf an Sachsens streitbare Jugend
von
einem sächsischen Vaterlandsfreunde.

Der Augenblick, wo Deutschlands und mit ihm Sachsens Schicksal auf immer sich entscheiden muß, ist gekommen. Ein kräftiges Volk aus Norden, von den überfeinerten Franzosen barbarisch genannt, aber menschlicher als sie, hat das große Heer, womit Napoleon die Welt unterjochen wollte, vernichtet und bietet jetzt auch uns seine starke Hand zur Befreiung von der Herrschaft der Fremdlinge. Schon hat sich mit ihm das tapfre Volk der Preußen und die alte deutsche Hanse vereinigt, um das Joch der Knechtschaft vom eignen Nacken zu schütteln und auch ihren Brüdern die Freiheit zu erringen. Und wir wollten ruhig zusehn, wie Andre für uns kämpfen? wollten, unwerth der Freiheit, sie nur als Geschenk aus Freundeshand nehmen, ohne sie selbst mit zu erstreiten? wollten, uneingedenk des deutschen Namens und des alten Ruhms der Sachsen, nichts für die gemeinsame Sache thun, nicht die Krone unsers Königs unangetastet von fremder Willkür zu erhalten suchen? — Nimmer möge dieß von uns gesagt werden! Nicht möge auch diese Schmach, schmählicher als jede andre, die wir bisher erduldeten, unsern Namen entehren! Auf dann, Sachsens streitbare Jugend! eile zu den Waffen, um das theure Vaterland, das ganze deutsche Vaterland befreien zu helfen! Kein Franzos müsse ferner den heiligen Boden desselben betreten, wenn er nicht in Frieden

*) In der ersten Auflage fehlten sie, weil sie mir selbst nicht zur Hand waren. Erst später fand ich sie wieder auf. [N. A.]

und Freundschaft kommt! Keiner müsse es wagen, um einer freimüthigen Schrift oder Rede willen einen deutschen Mann zu morden, wie unsern Palm, oder in Fesseln zu schlagen, wie unsern Becker*)! Kein deutscher Fürst müsse ferner entthront, keine deutsche Stadt dem Reiche der Fremden einverleibt werden! Wie der Spanier, zu stolz, um sich vor einem aufgedrungenen Herrscher zu beugen, mit schwacher Hoffnung, aber dennoch muthig, den Kampf begann und nicht erfolglos bestand: so müsse auch der Deutsche, minder stolz, aber doch zu bieder, um unrechtmäßiger Gewalt zu fröhnen, bei größerer Hoffnung, mit gleichem Muthe, denselben Kampf beginnen! Dann werden wir ihn auch glücklich bestehn. Denn unsre Sache ist ebenso gerecht; und „Gott" — schon ein altes Sprüchwort unsrer frommen Altvordern sagt es — „Gott „verlässt keinen Deutschen," wenn er sich nicht selbst verlässt. Und so wird Gott auch uns Sachsen nicht verlassen, wenn wir im Vertrauen auf Ihn, auf die gerechte Sache, auf wackere Bundesgenossen und auf eigne Kraft, für Ehre, Freiheit und Vaterland das Schwert ergreifen.

2.
Bitte an Sachsens König
von
einem sächsischen Vaterlandsfreunde.

Friedrich August! Seit fünf und vierzig Jahren verehren wir Dich als unsern Herrscher, lieben Dich als unsern Vater; denn Du hast uns zu einem glücklichen Volke gemacht, so weit es in Deinen Kräften stand. Darum trauert Dein Volk, weil es Dich jetzt nicht in seiner Mitte sieht, jetzt, wo der Augenblick gekommen, das schimpfliche Joch abzuschütteln, das seit sieben Jahren Deinen besten Willen fesselte, unsre

*) Der Buchhändler Palm in Erlangen wurde wegen einer antifranzösischen Schrift, die er verlegt hatte, erschossen, der Rath Becker in Gotha aber wegen einiger antifranzösischen Aufsätze in der von ihm herausgegebnen Nazionalzeitung der Deutschen nach Magdeburg, einer zu jener Zeit von französischen Truppen besetzten Festung, abgeführt. Napoleon wollte überhaupt nicht leiden, daß die Deutschen sich noch als ein Volk, als eine Nazion, den Franzosen gegenüber betrachten sollten. Daher war schon der Titel: „Nazionalzeitung der Deutschen," ein Verbrechen in seinen Augen. [N. A.]

edelsten Kräfte lähmte, unsern blühenden Handel und Kunstfleiß zerstörte, und unsre streitbare Jugend zum Kampfe gegen Völker zwang, die, zum Theile durch gleichen Sinn uod gleiche Sprache uns verwandt, nur für ihre Selbständigkeit fochten und uns nie beleidigt hatten. Darum bitten wir Dich, verehrter Herrscher, geliebter Vater! kehre zurück zu Deinem Volke, zu Deinen Kindern, und gieb ihnen das Schwert in die Hand, Dich und Deinen Thron zu schützen, ihre und ihrer Enkel Freiheit zu erkämpfen! Siehe, wir sind alle bereit, Gut und Blut für Dich aufzuopfern; denn wir alle verabscheuen das Bündniß, das Dir und uns ein Fremdling aufzwang, damit Du und wir nur für seine Sache streiten, unsre besten Kräfte nur seinem Dienste opfern sollten; wir alle hassen ein Bündniß, auf welchem der Fluch des Himmels lastet, das weder Gott noch Menschen heilig nennen können, und dessen Fortdauer Dein Volk und Dein Land, folglich auch Dich selbst und Dein Haus an den Abgrund des Verderbens führen muß *). Entsage also als ein freier deutscher König jenem un-

*) Der Verf. sahe Sachsens Theilung mit Schrecken voraus — wozu freilich keine besondre Prophetengabe gehörte, wenn man Russlands und Preußens Drohungen gegen die deutschen Fürsten vernahm, die sich nicht an die allgemeine Sache anschließen würden — und wollte das herbe Geschick von seinem Vaterlande abwenden. Aber seine Bitte blieb unerhört, weil der König von schlechten Rathgebern umgeben war, die ihn mit der Hoffnung täuschten, Alexander möchte wohl verzeihen, was Napoleon nimmer verzeihen würde. Ich weiß von sehr guter Hand, daß Sachsen ungetheilt geblieben wäre, wenn man dem Könige gerathen hätte, im April 1813 zurückzukommen uud sich mit allen seinen noch übrigen Truppen an die Verbündeten anzuschließen. Wahrscheinlich wäre dann auch nicht die Schlacht bei Lützen oder Großgörschen am 2. Mai verloren gegangen. Wenigstens hätte, nach der Versicherung sehr einsichtvoller Krieger, General Thielemann mit seinen in Torgau eingeschlossnen Truppen ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale legen können, wenn er sich in der Nähe von Leipzig als Hülfskorps aufgestellt hätte. Statt dessen musst' er dort den Lauf der Begebenheiten unthätig abwarten. Das ist aber keine gute Kriegs-Politik. Der Sieger dankt nicht dafür, und der Besiegte schreibt es in's Schuldbuch, um, wenn er wieder Sieger wird, sich bezahlt zu machen. Alles nachherige Schreien über Unrecht hilft zu nichts. Denn der Krieg ist einmal ein gewaltsamer Zustand, in welchem leider das Recht des Stärkern, auch Kanonenrecht genannt, obenan steht. [N. A.]

seligen Bündnisse, und stelle Dein Panier auf mitten unter uns, daß wir uns um dasselbe freudig versammeln und vereint mit wackern Freunden, mit edlern und menschlichern Bundesgenossen, als jene glattzüngigen Franzosen und ihr grausamer Zwingherr, für Deutschlands und Sachsens Ehre, Freiheit und Selbständigkeit fechten können. Kehre zurück, Friedrich August! und sei wieder unser Vater und Führer! Mit Dir wollen wir leben und sterben!

Natürlich machten diese beiden Aufsätze oder Proklamazionen — wie man damal solche Dinge nannte — großes Aufsehn. Man disputirte überall darüber pro und contra, oft selbst in meiner Gegenwart, weil niemand dabei an mich auch nur von Ferne dachte; wobei ich im Stillen herzlich lachen musste. Alle aber kamen darin überein, daß, wenn die noch immer nahe stehenden Franzosen nach Leipzig zurückkämen — was auch nach der Schlacht bei Lützen geschahe — und den Urheber jener Proklamazionen entdeckten, er unfehlbar Palm's Schicksal haben würde. Ich wäre also dann der erste Rektor der Universität Leipzig gewesen, der auf eine so, wo nicht brillante, doch tonante Weise aus der Welt gegangen wäre.

Hatt' ich aber auch ein Recht, so zu reden? — Wunderliche Frage! Wenn alles auf dem Spiele steht, wenn kein Mensch seines Lebens, seiner Freiheit, seiner Güter auch nur eine Stunde sicher ist: da soll man nicht einmal das kleinste aller Rechte haben, ein offnes Wort der Ermuthigung zu denen zu sprechen, in deren Händen das Schicksal der Völker liegt? da soll es Pflicht sein, sich so absolut passiv zu verhalten, daß man nicht einmal das Eine, was absolut Noth thut, ausspreche? da soll es nicht erlaubt sein, zu ganzen, kräftigen, außerordentlichen, einzig und allein zweckdienlichen Maßregeln zu rathen? Denn wer da noch laviren will, ist unausbleiblich verloren. Ueberdieß gab es ja zu jener Zeit im ganzen Lande gar keine wahrhafte, mit einer gesetzgebenden und schützenden Gewalt bekleidete, Regierung, an die man sich mit Vorstellungen, Bitten oder Rathschlägen hätte wenden können. Einen Theil des Landes hatten die Franzosen, den andern die Russen

inne. Dort musste man französischen, hier russischen Befehlen gehorchen. Von königlich-sächsischen Befehlen war gar nicht die Rede, weil sie niemand bekannt machen, vielweniger vollziehen konnte. Wir befanden uns also wirklich in einer Art von Naturstande, wo Jeder an sich selbst gewiesen ist.

Aber die Universität hätte doch viel leiden müssen, wenn die Franzosen erfahren hätten, daß der Rektor der Universität selbst jene Proklamazionen verfasst hatte? — Nun dafür war gesorgt. Nur mittels göttlicher Offenbarung konnten es die Franzosen erfahren. Und solche Offenbarung vorauszusetzen, hatt' ich doch nicht den mindesten Grund.

Wenn aber auch die Franzosen nichts davon erfuhren, so quälten sie mich doch als Rektor dafür auf andre Weise. Alle Augenblicke beschickte mich der General Bertrand oder der Herzog von Padua, der mit jenem zugleich in Leipzig befehligte, mit Ordres; bald wegen der Studenten, die mit den französischen Offizieren Händel bekamen, auch wohl zuweilen suchten, und denen ich besonders die Schnurrbärte abscheeren lassen sollte, damit sie zahmer würden; bald wegen der Akademiker überhaupt, die alle ihre Waffen ausliefern, zum Theil aber auch unter die Bürgergarde treten sollten; bald wegen der Universitäts-Gebäude, die zu Lazarethen oder andern militärischen Zwecken hergegeben werden sollten; bald auch wegen der Universitäts-Dorfschaften, die mit Einquartirung hart belegt waren und deren Bewohner nicht mehr die Mittel zur Beköstigung der aufgedrungenen Fremdlinge auftreiben konnten. In diesen Nöthen that mir ein Mann wesentliche Dienste, welcher damal Professor der Rechte in Leipzig war, später in Rostock, D. Diemer. Dieser Mann, der sich nicht nur mit der Sprache sehr gut zu behelfen wusste, sondern auch sehr geschmeidige Manieren hatte — woran es mir leider zeitlebens gefehlt hat, weil mein Rücken von Natur so steif organisirt war, daß mir das Bücken äußerst sauer wurde — diente mir in den meisten Fällen als Unterhändler und besänftigte oft die französischen Behörden, wenn sie in Zorn gegen mich und die

ganze Universität entbrannt waren. Ich danke ihm das noch in der Ewigkeit.

Endlich erschien der gefürchtete Tag, wo N. selbst in Leipzig ankam. Drei Tage hatt' er auf sich warten lassen; die Behörden waren stets auf den Beinen; bald gingen wir ihm vor die Thore entgegen, bald waren wir auf dem Rathhause versammelt. Aus meinem ganzen Erdenleben kenn' ich nichts Unbehaglichers, nichts Langweiligers, als diese drei Tage. Es war zum Verzweifeln. Gewiß, wenn N. und seines Gleichen auch nur den baaren Verlust an Zeit verantworten sollen, den sie Andern durch das lange Auf-sich-warten-lassen verursacht haben, so wird es ein hübsches Sümmchen zu verantworten geben! — Nachdem er nun endlich angekommen, wurden wir zur Audienz in seine Wohnung am Markte (die des Königs von Sachsen, welcher jetzt auf N.'s Einladung wieder in Dresden war) beschieden. In dieser Audienz enthüllte jener herrische Mann ganz seinen Charakter. Voll Ingrimm auf die Universität — besonders weil einige Studenten in Lützow's Freikorps getreten waren und der Kaiser sich einbildete, die Studenten seien Schulknaben, die keinen Schritt ohne Erlaubniß oder Vorwissen des akademischen Senats thun könnten — fragt' er, nachdem er kaum mit einigen königlichen Oberbehörden, die zuerst im Kreise aufgestellt waren, ein paar Worte gesprochen hatte: Où sont les députés de l'université? Und ehe jemand ein Wort vorbringen konnte, übergoß er uns mit einer Menge von Vorwürfen, selbst Schimpfworte nicht verschmähend, aber nicht den mindesten Sinn für Wissenschaft und höhere Geistesbildung verrathend. Das ist indeß nicht zu verwundern. Sagte doch dieser Imperator in der Handschrift von St. Helena (S. 5. der deutsch. Uebers.) von sich selbst: „Nie hab' ich begriffen, welchen Vortheil ich von den „Studien ziehen könnte. Bloß von der Mathematik hab' ich „einigen Nutzen gehabt; alles Uebrige war mir unnütz. „Doch studirt' ich aus Eigenliebe." — Haben wohl Markaurel und Friedrich II. auch so studirt und so über Studien

geurtheilt? Darum ist es wahrlich nicht zu hart, wenn ein Korrespondent aus Paris (Bar. v. Eckstein) in der Allg. Zeit. (1841. Nr. 169.) von N. sagt: „Er war ein riesenhafter „Cäsar, ein despotischer Soldat erster Größe; alles, was er „außerdem sein wollte, war er schlecht — schlechter Jurist, „schlechter Theolog, schlechter Richter in Dingen der Poesie und „Kunst" — und noch überdieß ein abgesagter Feind der Philosophie, die er als Ideologie verspottete, weil er selbst keine Ideen hatte, sondern nur zur Vergrößerung seiner Macht Projekte machte, die ihn aber zuletzt selbst aller Macht beraubten. Daher kam es auch, daß er nicht einmal den alten und ehrwürdigen Platner, den berühmten Philosophen und Physiologen, der als Mitglied der akademischen Deputazion dicht vor ihm stand, eines freundlichen Blicks und Wortes würdigte; wogegen der große Preußenkönig, als ihn das Kriegsgeschick gleichfalls nach Leipzig geführt hatte, mehre Gelehrte, wie Gellert und sogar Gottsched, zu sich beschied, sich freundlich mit ihnen über literarische Gegenstände unterhielt, vom Erstgenannten sich auch ein paar Gedichte vorlesen ließ, und dann beide wieder ebenso freundlich verabschiedete *).

---

*) S. die sehr interessante Parallele, welche der preußische General Minutoli in s. Schrift: Friedrich und Napoleon, zwischen diesen beiden Fürsten und Feldherren gezogen hat. Auch vergl. Weitzel's Charakteristik N.'s, und Channing's (eines Nordamerikaners) Analysis of the character of N. B. Beide Verfasser zeichnen ihn sehr treffend. Der Erste sagt unter andern: „Der Freiheit zeigte N. sich gewogen, so lange er noch selbst „Unterthan oder sie ihm Mittel zu seinem Zwecke war. Als Herr ließ „er neben der seinigen keine andre bestehn." Der Zweite aber sagt gar mit republikanischer Freimüthigkeit, die Bewunderung solcher Männer sei „dumm und unvernünftig"; denn die Völker bewürben sich dadurch gleichsam selbst um ihre „Unterdrückung und Sklaverei." Niemand hat jedoch diese Napoleomanie besser persifflirt, als der berühmte Philolog F. A. Wolf in folgendem Epigramme, das man nur anagrammatisch von Wort zu Wort mit einer kleinen Verändrung der Interpunkzion rückwärts lesen darf, um einen ganz entgegengesetzten Sinn darin zu finden:

Nachdem die Universitätsdeputirten von N. so barsch und schlecht behandelt worden waren, kamen auch die anwesenden Glieder des Stadtraths an die Reihe. Doch erhielten diese einen etwas gelindern Verweis, weil er sie für minder schuldig hielt. Hierauf kehrt' er den Kaufleuten, von welchen auch eine zahlreiche Deputazion erschienen war, die Taschen um, fragte unter andern, wie viel Millionärs es in Leipzig gäbe, und auf die Antwort: Keinen — man dachte wahrscheinlich an Thaler, während er nur an Franken dachte — klopft' er höhnisch an seine Taschen, als wollt' er sagen: Ich will euer Geld schon herauskriegen! Es war, als wenn sein ganzer Kopf sich nur um die zwei Dinge drehete: Herrschen und Haben.

Als die Audienz vorbei war und N. sich eben zurückziehn wollte: wagt' es noch Einer von meinen Kollegen, Prof. Clodius, ihn anzureden. Der Kaiser trat erst etwas zurück, wahrscheinlich zweifelhaft, wie es gemeint sei. Denn dieser gewaltige Mann war so furchtsam, daß er überall Attentate auf seine Person witterte und in Königsberg, als er einmal auf dem Pregel fuhr und eine Bewegung unter den mit vielem Volke besetzten Schiffen bemerkte, sogar aus seinem Kahne nach dem Ufer sprang, um sein theures Leben zu retten, aber, zu kurz springend, beinahe sich selbst im Pregel ersäuft hätte. Da er indeß sahe, daß mein Kollege nichts Böses im Schilde führte, sondern nur den Ergrimmten mit einigen guten Worten besänftigen wollte: lacht' er ihm höhnisch in's Gesicht und kehrte ihm den Rücken zu. Das war der große Mann, der die Welt besiegt, und den die Welt bewundert, den die fran-

---

Vaticinor tibi, quod terrestris laurea cinget
Tempora, nec magnas spes mare destituet.
Dejiciet tua gens Russos, nec Gallia victrix
Denique frangetur robur ad Arminium.
Sors bona, non mala sors decernet proelia crebra;
Saecula te dicent Pars bona, non mala Pars.

Umgekehrt würde dieß lauten: Pars mala, non bona Pars dicent te saecula etc. [N. A.]

zösische Schmeichelei, sich selbst überbietend, sogar allmächtig wie Gott genannt hatte. Mir kam dieser Gott in jener merkwürdigen Audienz nicht anders vor, als wie ein Korporal, der die Gemeinen ausprügelt oder ausschilt, wenn sie nicht nach seinem Willen gethan. Weder in der Haltung seines Körpers, noch in seinen Mienen, noch in seinen Worten, war irgend eine Spur von Hoheit oder Würde. Es war alles nur darauf berechnet, terreur zu machen.

„Wie?" — hör' ich hier die Bewundrer N.'s, deren es auch in Leipzig wie überall noch manche giebt, ausrufen — „so kleinlich hätte sich der große Mann gezeigt? Hat dir „nicht deine persönliche Empfindlichkeit einen bösen Streich „gespielt?" — Ich glaube nicht. Ich habe den Mann nur treu nach dem Leben geschildert, wie er sich mir und Andern in jener Audienz als Gegenstand der Beobachtung darbot. Ich kann auch die Ausrede nicht gelten lassen, daß N. hier nur seine schwache Stunde gehabt. Bei andern Gelegenheiten hat er sich auf dieselbe Weise gezeigt. Ja ich möchte noch einen Schritt weiter gehn und behaupten, N. könne überhaupt auf den Titel eines wahrhaft großen Mannes keinen Anspruch machen. Ein solcher muß nicht bloß Schlachten gewinnen, Länder erobern, Staaten umkehren, viel Lärm in der Welt machen — „car telle est la misérable faiblesse des hom„mes, qu'ils regardent avec admiration ceux qui ont „fait du mal d'une manière brillante," sagt ganz richtig Voltaire in seinem Discours sur l'histoire de Charles XII., der doch noch mehr persönliche Tapferkeit als N. hatte — sondern er muß auch Großes und Dauerhaftes und Heilbringendes für die Nachwelt, wenigstens für sein Volk, schaffen. Was hat aber N. mit den ungeheuren Mitteln, die ihm zu Gebote standen, Großes und Dauerhaftes und Heilbringendes geschaffen? Nichts als höchstens die Simplonstraße, die er noch dazu von geraubtem Gelde erbauen ließ. Sein eignes Reich ist noch vor seinem Tode zu Grunde gegangen. Nicht einmal seine Familie, die er überall mit Kronen und Thronen aus-

stattete, hat er im Besitze derselben befestigt. Für die Freiheit der Völker aber, die er anfangs, gleich Andern, im Munde führte, so wie für die Restaurazion Italiens, Griechenlands und Polens, die er wirklich im Sinne gehabt haben soll, hat er gar nichts gethan, so viel er auch dafür thun konnte, wenn er ernstlich wollte. Denn die spätere Ausrede, er habe alles, was er gethan, so thun müssen, ist doch gar zu erbärmlich. Ein wahrhaft großer Mann beherrscht die Begebenheiten, lässt sich nicht von ihnen drängen und treiben, wie ein gemeiner Söldling oder Werkelmann.

Und sehn wir auf N.'s individuale Persönlichkeit, so passt ganz auf ihn die alte Schilderung des korsischen Charakters:

Prima est ulcisci lex, altera vivere raptu,
Tertia mentiri, quarta negare deos.

Oder wie es eine französische Uebersetzung ausdrückt:

La vengeance et la fourbe et le droit de la force
Et le mépris des dieux — voilà les lois du Corse!

Denn auch die Religion war diesem Manne nur ein politisches Werkzeug. Darum sagt' er, als er das berüchtigte Konkordat mit dem Papste geschlossen hatte, um diesen für seine Absichten zu gewinnen, zu einem seiner Vertrauten: „Savez-vous ce „que c' est que le concordat que je viens de signer? „C'est la vaccine de la religion. Dans cinquante „ans il n' y en aura plus en France“ — wie Frau von Staël in ihren Considérations sur les principaux événemens de la revolution française berichtet. Ebendarum kann ich das Urtheil nicht zu hart finden, welches Montgaillard in seiner Histoire de France von jenem Manne fällt: „Son „ame n' est pas grande, elle n' est que haute et vaine. „Quel immense intervalle de véritable gloire entre Bo„naparte et Washington*)!“

*) Vergl. auch die merkwürdige Schrift: Bonaparte et les Grecs; par Mad. Louise Swanton-Belloc. Paris, 1826. 8. Deutsch: Leipzig, 1827. 8. Hier wird er geschildert als ein „Koloß von Stolz und Macht, „der weder das Jahrhundert, dem er hätte seinen Namen geben können,

Was den letztgenannten wahrhaft großen Mann — denn W. schuf mit sehr kleinen Mitteln Großes und Dauerhaftes und Heilbringendes für sein Volk — anlangt, so stellt ihn Villemain in seinem Cours d'éloquence mit jenem auf eine so treffende Weise zusammen, daß ich nur folgende Worte hier beifügen will: „Washington und Bonaparte gingen „beide aus dem Schooße einer Republik hervor; beide waren „Söhne der Freiheit. Der Erste ist ihr treu geblieben, der „Andre hat sie verrathen. Ihr Schicksal wird in Zukunft nach „ihrer Wahl entschieden sein. Der Name W.'s wird sich mit „der Freiheit von Zeitalter auf Zeitalter verbreiten; er wird „den Anfang einer neuen Zeitrechnung für das Menschengeschlecht bezeichnen. B.'s Name wird auch von den künftigen „Geschlechtern genannt werden; aber ihn wird keine Segnung „begleiten; ja er wird oft großen und kleinen Unterdrückern „zum Beispiele dienen." — Eben so treffend ist die Parallele, welche Chateaubriand (den N. auf Helena „une ame rampante qui a la manie d'écrire des livres" nannte, weil Ch. in diesen Schriften nur ihm nicht hatte schmeicheln wollen) zwischen beiden Männern, die er persönlich kannte, zieht. Sie ist aber zu lang und zu bekannt, als daß ich sie hier anführen möchte. Nicht minder treffend sind die Urtheile, welche Bourienne und Flassan über den Exkaiser fällen, den sie sehr gut kannten. Jener schildert in seinen Mémoires sur Napoleon (T. IV. p. 304—8.) ihn als „ennemi déclaré de la liberté „de la presse et des libertés publiques," als einen Regenten, der, als er seinem Schwager, dem General Leclerc — „un des plus jeunes et des plus nuls généraux de l'armée" — die wichtige und gefahrvolle Unternehmung gegen St. Domingo anvertraute, zu demselben in Gegenwart des Berichterstatters mit der leichtfertigsten Frechheit sagte: „Tenez, „voila vos instructions! vous avez une belle occasion de

---

„noch seine eigne Bestimmung verstand." Und wer möchte wohl das Gegentheil beweisen? [N. A.]

„vous enrichir.“ Wie unglücklich jedoch diese Unternehmung ablief, ist bekannt. — Der Zweite aber sagt in seiner Histoire du congrès de Vienne (Paris, 1829. 3 BB. 8.) von N., er sei ein solches Gemisch von verschiednen Personen gewesen, daß man in ihm etwas von Cäsar, Gengischan, Bajazet, Don Quixote, Masaniello, Borgia, Cromwell, Danton und Sganarello gefunden habe, und setzt ihm am Ende die Grabschrift:

Bonaparte ci gît, téméraire soldat,
Qui dans dix ans perdit la couronne et l'état.

Eine große Wahrheit hat N. aber doch durch sein Leben recht klar zur Anschauung gebracht, daß es nämlich viel schwerer ist, etwas Gutes und Dauerhaftes in der Welt zu stiften, als durch große Siege und ebenso große Niederlagen die Welt in Erstaunen zu setzen. Denn die große kaiserliche Universität, welche N. stiftete, kann ihm wohl nicht als ein hohes Verdienst angerechnet werden, wenn das Urtheil wahr ist, welches ein geistreicher Korrespondent der Allg. Zeit. (Außerord. Beil. vom 6. Aug. 1838) über jene Anstalt fällt. Er nennt sie nämlich „eine große Lüge, welche ihrem Ursprunge nach nichts andres „war, als eine Konfiskazion aller Bildungsanstalten Frank„reichs zu Gunsten der kaiserlichen Tyrannei, ein Institut, „welches nur von hohlen Köpfen bewundert werden kann, die, „alle lebendige Einheit zu begreifen unvermögend, eine todte „und regelrechte Uniformität als Einheit angaffen.“ — Eine Lüge andrer Art aber war jene großsprecherische Prophezeihung, welche N. einer am 22. Jun. 1812. an sein Heer erlassenen Proklamazion einwebte, indem er sagte: „Russland ist von „seinem Verhängnisse fortgerissen; sein Schicksal muß erfüllt „werden. Der zweite polnische Krieg wird für die französi„schen Waffen so ruhmvoll sein, wie der erste. Aber der „Friede, den wir schließen werden, wird seine Garantie mit „sich führen und dem traurigen Einflusse, den Russland seit „50 Jahren auf die Angelegenheiten Europa's ausgeübt hat, „ein Ziel setzen.“ — Von dem allen geschahe gerade das Gegentheil. Darf man sich also wundern, wenn der Consti-

tutionnel vom 29. Mai 1826 in N.'s Schicksal eine gerechte Strafe für die Unterdrückung der Freiheit findet, und wenn der Courrier français vom 29. Apr. 1837 behauptet, Frankreich, das diesen Mann so hoch gehoben, sei unter ihm und durch ihn zu Grunde gegangen? Denn im Wesentlichen hat dieser korsische Abenteurer den Franzosen mehr geschadet als genützt. Und dasselbe gilt noch vielmehr von den Deutschen, den Niederländern, den Schweizern, den Italienern, den Spaniern und den Portugiesen. Bloß den Engländern hat er mehr genützt als geschadet, indem er ihre Macht zur See durch seine Bekämpfung nur verstärkte und so gerade einen Hauptzweck seiner kriegerischen Unternehmungen verfehlte. Darum haben auch die Engländer so willig seine Asche aus dem Grabe in Helena den Franzosen übergeben; denn diese Asche konnte ihnen sowenig nützen als schaden.

Was dem Manne noch jetzt manche Lobredner in und außer Frankreich gewonnen hat, ist erstlich ein höchst tragisches Ende, das doch immer eine gewisse Theilnahme weckt, und sodann einige Schriften, welche theils er selbst theils seine Freunde in St. Helena verfasst und nachher der Welt bekanntgemacht haben. Denn diese sind nicht ohne Kunst geschrieben, um das Urtheil der Welt zu bestechen, besonders durch Vorspiegelung von allerlei guten Absichten und großartigen Entwürfen, welche der Besiegte und Gefangne würde ausgeführt haben, wenn er nicht unglücklicher Weise wäre besiegt und gefangen worden. Daran war er aber doch selbst Schuld. Denn warum lief er, allen Gegenvorstellungen seiner besten Generale zum Trotze, so eigensinnig nach Moskau? Hier begrub er eigentlich schon seine Macht und seinen Ruhm. Alles Uebrige war nur eine nothwendige Folge davon. — Doch er mag nun im Invaliden-Dome zu Paris in Frieden ruhn! Ich kehre nach dieser Digression zu dem Punkte zurück, von welchem sie ausging, weil die Ideenassoziazion gar zu natürlich war, welche mich dazu verleitete.

Bald nach der oberwähnten Audienz in Leipzig wurde

bei Dresden, bei Kulm, an der Katzbach, bei Großbeeren und bei Dennewitz gefochten. Der Koloß wankte sehr, fiel aber doch noch nicht. Denn er raffte alle seine noch übrigen Streitkräfte zusammen und stellte sich mit dieser nicht unbedeutenden Masse in und um Leipzig auf. Die ewig denkwürdige Schlacht oder vielmehr die Schlachten bei Leipzig wurden geschlagen. Am 16. October, wo bei Wachau ein heftiges Vortreffen geliefert wurde, legt' ich mitten unter Kanonendonner mein Rektorat nieder. Das Gewölbe dröhnte, während ich, nicht ohne einiges Herzklopfen, die gewöhnliche Abgangsrede hielt. Der 18. und der 19. entschieden endlich das Schicksal der Welt. Da ich in der Vorstadt wohnte, in einem Hause mit einem Beobachtungsthürmchen: so konnt' ich einen Theil des Schlachtfeldes sehr gut, noch besser aber den Rückzug der Franzosen übersehn. Welch ein Rückzug! Welch eine Flucht über Hals und Kopf, wo Eins das Andre drängte, fortschob, erdrückte, in's Wasser stürzte, und wo N. selbst noch zuletzt durch Sprengung einer Brücke die Seinigen theils dem Tode theils der Gefangenschaft preisgab! Kugeln in Menge, größere und kleinere, auch Granaten, flogen in die Stadt, in die Straßen, in die Häuser und Gärten, und streckten auch manchen friedlichen Einwohner zu Boden. Denn der Kampf fand erst in der Stadt selbst sein Ziel. Aber das Schauspiel war zu groß, zu neu, zu abschreckend-anziehend, als daß man nicht der Gefahr hätte trotzbieten sollen. Auf einer Wiese hinter Reichel's Garten irrten einige tausend Franzosen umher, einen Ausweg zum Entkommen suchend. Da sie aber überall von der Elster umflossen waren, ergaben sie sich ohne Widerstand einer Kompagnie preußischer Jäger, die ihre Gefangenen, an deren Spitze ein General ritt oder sich vielmehr reitend fortführen ließ, durch eine Doppelkolonade und einen überbauten Durchgang führten. Da fielen mir recht lebhaft die **Furcae caudinae** und das **sub jugum mitti** der Römer ein.

Ebenso lebhaft erinnert' ich mich bei einer andern Szene der Spöttereien, mit welchen in der Iliade die homerischen

Helden ihre besiegten Feinde verhöhnen. Indem ich um die Stadt ging in der sogenannten Promenade, wo viele Todte und Verwundete umherlagen, stieß ich auf einen französischen Grenadier, dem ein Bein abgeschossen war, der aber noch lebte. Vor ihm stand ein preußischer Soldat, der seiner Aussprache nach ein Pommer war und den Franzosen auf das Bitterste verspottete. Als ich ihm sagte: „Landsmann, laß das gut „sein! der thut uns nichts mehr" — stemmt' er die Hände in die Seite und rief mit lauter Stimme: „Was? den Kerl soll „ich gehn lassen? Hat er nicht wollen Burgemeister werden „in Berlin, unsrer Residenz?" — Ein Andrer, der etwas französisch radbrechen konnte, entriß einem vorübergehenden Franzosen, der wahrscheinlich aus dem Lazarethe kam — denn er sahe sehr elend aus und war ganz zerlumpt — seine Nachtmütze mit den Worten: „Leve ton bonnet devant moi! Moi „je suis Prussien!" — Er war aber doch so großmüthig, seinem Feinde, der kein Wort sagte, sondern deh- und wehmüthig zur Erde blickte, die Nachtmütze nachher zurück zu geben.

Auch die Habsucht zeigte sich hier unter mannigfaltigen, zum Theil lächerlichen, zum Theil aber auch recht gräßlichen Gestalten. Ein schwer Verwundeter lag mit seinem Kopfe auf einem Sacke, in welchem er allerlei Habseligkeiten, vermuthlich auch geraubte, verborgen hatte. Ein altes Mütterchen, wahrscheinlich eine Trödelfrau, kam und fragte ihn, ob er nichts zu verkaufen habe. Da zog er mit vieler Mühe aus seinem Sacke ein Kleidungsstück hervor; und nun entstand ein Handel, wie um ein Rittergut. Der Verwundete, der wohl die Sonne nicht wieder aufgehn sahe, wollte doch noch den möglichsten Vortheil aus seinem Raube ziehn. — Von einigen Kosaken sah' ich Verwundete aller Nazionen, selbst Russen, umwenden und ausziehn, in der Absicht, Geld bei ihnen zu finden, die Verwundeten, denen jede Bewegung schmerzhaft war, mochten wimmern und um Barmherzigkeit flehen, wie sie wollten. Ich rief einen Offizier herbei, der jene Kosaken mit einigen Flüchen und Knutenhieben verjagte. Aber kaum hatt' er den Rücken

gewandt, so kamen sie wie verscheuchte Raubthiere zurück und fingen ihr barbarisches Geschäft von neuem an. O Menschheit, wie tief kannst du sinken!

Man hat in und außer Leipzig, mündlich und schriftlich, wenn von der Schlacht bei Leipzig und vom Rückzuge der Franzosen nach derselben die Rede war, oft die Frage aufgeworfen: „Warum ließen die Verbündeten, die ganz Leipzig „umzingelt hatten, Napoleon mit dem Ueberreste seiner Trup„pen so ungehindert über Lindenau abziehn? Warum besetzten „sie nicht, da die Straße von Leipzig nach Lindenau ein schma„ler mit vielen Brücken durchschnittener Damm zwischen Wie„sengründen ist, mithin einen langen Engpaß (défilé) bildet, „der seine einzige Mündung (débouché) in Lindenau hat, „wenigstens dieses Dorf mit einer Abtheilung ihres großen „Heeres, um die Franzosen dadurch von der ihnen noch allein „übrigen Verbindungslinie mit Frankreich abzuschneiden? Hätte „sich dann nicht N. mit dem ganzen Ueberreste seiner Truppen „den Verbündeten ergeben müssen? Und wäre dadurch nicht „der Kampf mit einem Schlage beendigt, mithin jedes weitere „Opfer an Menschenblut erspart worden?“ — Auf diese Fragen, die einen bedeutenden Vorwurf gegen die Verbündeten zu enthalten scheinen, kann ich hier eine authentische Antwort aus dem Munde des Fürsten von Schwarzenberg selbst geben, der bekanntlich die verbündeten Heere bei Leipzig befehligte und sich später in Leipzig lange Zeit aufhielt, um seine zerrüttete Gesundheit herzustellen; was ihm aber leider nicht gelang. Denn der Tod, der ihn auf dem Schlachtfelde bei Leipzig nicht erreichen konnte, erreichte ihn hier auf dem Krankenbette. Eh' er aber bettlägrig wurde, sah' er oft Gesellschaft bei sich. Als ich daher einst bei ihm speiste — was öfter geschahe, da seine beiden Söhne bei mir ein Privatissimum über Natur- Staats- und Völkerrecht hörten — und als nach Tische das Gespräch auf die Schlacht bei Leipzig fiel: nahm ich mir die Freiheit, ihm selbst jene Fragen vorzulegen — versteht sich, mit geziemender Bescheidenheit. Darauf antwortete der edle

Fürst mit der ihm eigenthümlichen, höchst liebenswürdigen Unbefangenheit und Leutseligkeit: „Wir hatten nicht soviel Trup„pen, um alle Ausgänge stark genug zu besetzen; auch ist es „nicht immer rathsam, einen Feind, der noch Kräfte hat, zur „Verzweiflung zu bringen. Uebrigens kann sich Leipzig glück„lich schätzen, daß es nicht dahin gekommen ist; denn die Stadt „wäre wahrscheinlich darüber zu Grunde gegangen." — Sonach hätte man jenes Loch absichtlich offen gelassen, entweder weil man sich zur Verschließung desselben nicht stark genug fühlte, oder weil man die Stadt schonen wollte, oder auch um beider Ursachen willen. Indessen schien es doch am 16. Oktober, als hätte man wenigstens einen Versuch machen wollen, was man vermöchte. Denn an diesem Tage ward auch in der Gegend von Lindenau gefochten. Es brannte sogar im Dorfe, welches theilweise genommen und wieder verloren wurde. Der Versuch mislang aber. Denn die Franzosen behaupteten sich gegen Abend im Besitze des Dorfes und wurden nachher nicht weiter beunruhigt. Ihr Rückzug durch Lindenau begann aber schon den 18. Oktober und wurde bis zum 19. Mittags in immer beschleunigter Progression und Konfusion, weil die Massen immer dichter wurden, fortgesetzt. Ich konnte das alles sehr bequem aus meinem Fenster beobachten. Als die Brücke am äußern Rannstädter Thore durch das angebliche Versehn eines Korporals, höchst wahrscheinlich aber auf Befehl des Kaisers selbst, aufflog: war der Druck der Luft so stark, als wenn ein heftiger Windstoß zu den offnen Fenstern hineindränge, der Knall verhältnissmäßig minder stark, vermuthlich weil die Explosion auf dem Wasser geschahe, welches ihr keinen elastischen Resonanzboden darbot. Darum und wegen des übrigen Getümmels in der Stadt hatten viele Bewohner derselben nichts davon gehört, und verwunderten sich nachher sehr, als sie die Brücke von Grund aus, nebst mehren Häusern in der Nachbarschaft, zerstört fanden *).

---

*) Bei diesem traurigen Rückzuge verlor auch der wackere polnische Fürst Poniatowsky jämmerlich sein Leben, indem er ein Flüsschen oder

Groß war der Mangel in diesen Tagen. Ein Bürgersmann hatte sich ein hausbacknes Brot irgendwo gekauft und trug es unter seinem Mantel versteckt nach Hause. Kaum witterten es die in der Promenade aufgestellten Soldaten, so fielen sie über ihn her, und nahmen ihm das Brot. Er flehete mit heißen Thränen, ihm mindestens die Hälfte zu lassen; er hab' es mit 5 Thl. (sage fünf Thalern) bezahlt; Frau und Kinder hätten nichts zu essen. Es half alles nichts; er musste mit leeren Händen, die er verzweiflungsvoll rang, nach Hause gehn. Gern hätt' ich ihm etwas gegeben. Aber ich musste selbst von einem Freunde in der Stadt etwas Salz und die Hälfte von einem Kommisbrote betteln, das er wieder von einem Soldaten theuer erkauft hatte. Dem General Kleist von Nollendorf, der nebst einigen andern bekannten Offizieren nach der Schlacht in meine Wohnung kam, um zu sehn, ob wir noch lebten, konnten wir nichts weiter, als eine Tasse schwarzen Kaffee mit etwas altem Zwiebacke vorsetzen; was aber Allen vortrefflich schmeckte. Milch war fast gar nicht zu haben; ich kaufte daher von einem fliehenden Franzosen eine Kuh, die er geraubt hatte und nicht weiter fortbringen konnte, um ein Spottgeld zur Milchung für die Kinder, und überließ sie nach vier Tagen, während welcher ich sie im Keller mit einigen Kräutern aus meinem Garten nährte, einem Bauer, dem all sein Vieh geraubt war und der sich für einen Krösus hielt, als er wieder eine Kuh hatte. Eine andre Kuh, die einer meiner Hausgenossen erkauft und geschlachtet hatte, theilt' er mit mir. So hatten wir auch wieder frisches Fleisch im Hause. — Man muß solche Dinge selbst erlebt haben, um zu wissen, was Kriegsnoth heißt.

Nachdem nun diese Noth größtentheils überstanden war,

---

vielmehr einen Verbindungsgraben in einem Garten bei der Stadt durchreiten oder durchschwimmen wollte, aber mitsammt dem Pferde ertrank. Auch er hatte, gleich vielen andern Polen, zu seinem und seines Vaterlandes Unglücke dem Kais. N. weit mehr zugetraut, als dieser ausführen konnte oder wollte. [N. A.]

hob eine andre an. Der König von Sachsen war als Gefangener abgeführt worden. Das schmerzte alle Patrioten. Das Schicksal des verehrten und geliebten Monarchen wurde dadurch ebenso zweifelhaft, als das des Landes. Dennoch wurden die Sachsen aufgefodert, Freiwillige in's Feld zu stellen, als Hülfstruppen der Verbündeten. Der russische General, Fürst Repnin, der das Land gleichsam als Vizekönig regierte, der preußische Minister von Stein, der es, wie alle eroberte deutsche Länder, im Namen der Verbündeten verwaltete, der General von Thielemann, der in die Dienste der Verbündeten getreten war (bei welchen drei Männern ich zuweilen speiste) und andre bedeutende Personen versicherten einstimmig, je mehr Freiwillige sich stellten, desto besser würd' es für den König und das Land sein. Es sei dieß das einzige Mittel, beide in ihre Integrität herzustellen oder darin zu erhalten. Es war eine wichtige Sache für mich, bürgerlich und häuslich betrachtet. Ich überlegte lange, was zu thun. Je länger ich aber überlegte, desto unruhiger ward ich. Tag und Nacht quälte mich die Frage: Sollst du mitgehn oder nicht? Ich ward beinahe krank darüber; ich befand mich in einem fieberhaften Zustande. Ja ich glaube, daß ich gestorben wäre, wenn es länger gedauert hätte. Endlich fiel mir das oberwähnte neue Gaudeamus wieder in die Hände. Als ich die letzte Strophe gelesen, schämt' ich mich, daß ich gezaudert hatte. Du hast — dacht' ich — Andre zum Kampf ermuntert und wolltest selbst hinter dem Ofen sitzen bleiben? Rasch ging ich auf das zu diesem Zweck errichtete Anmeldungs-Büreau und ließ meinen Namen unter die Freiwilligen setzen. Auf einmal war ich ruhig und befand mich wohl. Noch hatt' ich aber eine schwere Pflicht zu erfüllen. Ich musste meiner Gattin sagen, was geschehen. Diese war aber krank. Die Schrecken und Aengsten der Zeit hatten sie angegriffen. Ich wartete, bis sie sich etwas erholt hatte. Sie aber benahm sich, wie ein echtes Soldatenkind. „Ich dacht' es wohl" — sagte sie mit einer Thräne im Auge — „daß es so kommen würde. Geh'

„in Gottes Namen!“ — Das ist der wahre Hergang der Sache. Falsch war es, was Einige zu jener Zeit sagten, die Pflicht gegen den Tugendbund hätte mich zum Mitgehn bestimmt. Ich hatte keine Pflicht mehr gegen diesen Bund. Es trieb mich nur der eigne Genius; ich that, was ich nicht lassen konnte. Das durch den französischen Druck aufgeregte Vaterlandsgefühl, die allgemeine Begeisterung für Deutschlands Freiheit riß mich fort.

Nun ging es an's Exerziren und Equipiren. Das Erste machte mir viel Spaß, das Zweite viel Noth. Ich hatte mich unter dasjenige Freikorps aufnehmen lassen, welches man das sächsische Banner nannte, und zwar unter die reitenden Jäger desselben. Reiten konnt' ich schon, ob ich gleich noch im Tempo auf- und absitzen lernen musste; was mir sehr lächerlich vorkam. Ich hatte aber noch einen besondern Grund, warum ich gerade in der leichten Reiterei dienen wollte. Ich wusste, daß man diese vorzüglich braucht, um den Feind von allen Seiten zu beunruhigen, ihn zu verfolgen, allerlei Handstreiche auszuführen. Das Glück, dacht' ich, könnte dir wohl gar den Napoleon in die Hände spielen. Man lache nicht über den kühnen Gedanken! Wie viel fehlte nach der Schlacht bei Waaterloo, daß der Kaiser gefangen wurde! Er rettete sich ja nur durch einen Sprung aus dem Wagen in der Dunkelheit. Im Kriege ist alles möglich. Und wär' ich nur einmal dem N. so nahe gekommen, so hätte mich — das darf ich ohne Prahlerei versichern — kein Pistol und kein Säbel abhalten sollen, ihn beim Kragen zu fassen. Der Gedanke machte mir sogar Spaß. Voici le recteur de l'université de Leipsic — wollt' ich ihm sagen — que vous avez si maltraité! Es war darin allerdings auch etwas Empfindlichkeit von der Audienz her. Wer ist jedoch frei von aller Empfindlichkeit, wenn er so gereizt wird?

Aber nun mussten auch Pferde, Waffen und Montirungsstücke gekauft werden — alles auf eigne Kosten. Das war Bedingung. Soviel baares Geld hatt' ich nicht liegen. Ich

verkaufte mein Silberzeug und musste noch borgen. Denn die Kosten beliefen sich weit höher, als ich anfangs berechnet hatte. Das Banner sollte eine Elite sein; ja man hatte den unglücklichen Einfall, es für einen Theil der russisch-kaiserlichen Garde zu erklären. Wir mussten schwören, Alexander's Leib mit dem unsrigen zu decken, und würden es im vorkommenden Falle gewiß auch gethan haben. Damit widerfuhr uns allerdings eine hohe Ehre; aber diese Ehre war sehr kostspielig und zeitraubend. Denn nun sollte auch die Uniform möglichst glänzend sein, und es war ein wichtiger Gegenstand der Berathung, wie die Kopfbedeckung sein sollte. Erst wurden Dreiecke beliebt, dann Schwedenhüte (rund, aber an einer Seite aufgekrempt) dann Tzschakos, endlich Tzschapkas (oder wie sonst das Ding geschrieben wird — hohe viereckige polnische Mützen) — alles mit vielen Dressen und andern Klunkern behangen. Diese verschiednen Kopfzeuge allein kosteten mir über 100 Thlr. Ich beschwerte mich einmal darüber; aber es hieß, der Soldat müsse gehorchen. Sold bekam ich gar nicht; es hieß, ich behielte meinen Amtsgehalt. Man bedachte aber nicht, daß dieser für die Familie bleiben musste, und daß ich als herumziehender Soldat weder Vorlesungen halten noch Bücher schreiben, also auch nichts nebenbei verdienen konnte. Zum Ankauf eines einzigen Pferdes gab man mir Geld; ich brauchte aber als Offizier deren wenigstens drei, zwei für mich und eins für den Reitknecht.

Was nun aber das Schlimmste war, diese Uniform-Spielerei hemmte die Ausrüstung und den Abmarsch des Banners. Es dauerte schon lange, ehe wir nur von Leipzig ausrückten. Dann lagen wir lange in Chemnitz, wo zwar in einer Spinnfabrik ein großes Kammrad mich beinahe gerädert hätte, indem es meinen Mantel ergriff und zerfetzte, wo es mir aber sonst recht wohl ging; denn die Leute nahmen mich und meine Kriegskameraden größtentheils gut auf, und besonders thaten dieß meine wackern Wirthsleute, eine angesehene und wohlhabende Kaufmannsfamilie, deren Haupt Kröhn oder Kröhne

hieß. Noch länger lagen wir in Thüringen, weil wir auf den Fürsten Repnin warten mussten, der die erste große Heerschau über das ganze Banner halten wollte, um zu sehn, ob wir auch für eine russische Leibwache gut genug ausgerüstet und eingeübt wären. Wir verzweifelten vor Ungeduld; aber die schwere Pflicht des Gehorsams hieß uns schweigen. Indessen verging darüber die beste Zeit; und es kam mit dem Banner dahin, daß es von ihm, wie von so vielen Dingen in der Welt, hieß:

Es kreißt der Berg, und siehe da!
Es springt heraus ein kleines Mäuschen.

Ich war jedoch nicht müßig während dieser langen Prüfungszeit. Außer dem Exerziren mit den Kameraden im freien Felde exerzirt' ich auch allein zu Hause. Ich studirte nicht bloß das sogenannte Reglement — ein Buch von 10 bis 12 Bogen in klein Oktav — mit demselben Eifer, mit dem ich früher Kant's Kritik oder andre wissenschaftliche Werke studirt hatte, sondern ich schnitzte mir auch Soldaten, ließ sie nach Vorschrift des Reglements sich stellen und bewegen, und sagte dazu laut die vorgeschriebnen Kommandoworte, um sie dem Gedächtnisse recht fest einzuprägen, damit das gehörte Wort augenblicklich in That übergehn könnte. Ich las sogar größere taktische und strategische Werke, so viel es die Umstände erlaubten, weil ich doch nicht wissen konnte, wie lange der Krieg dauern und wie weit er mich führen würde. Denn ob ich gleich bloß als Souslieutenant eintrat, so hätte doch, wenn es Gottes Wille sonst gewesen wäre, noch ein General des Mondes oder ein Feldmarschall der Sonne aus mir werden können.

Bei meiner Schwadron fand sich aber noch ein Souslieutenant von adliger Geburt, dessen Patent vom gleichen Tage mit dem meinigen war. Da entstand die große Frage, als wir förmlich einrangirt wurden, wer von uns beiden der erste sein sollte. Es ward an die obere Behörde berichtet und um Entscheidung gebeten. Diese entschied für den Edelmann,

der ein wackerer, aber nicht eben sehr gebildeter, Landjunker und an Alter jünger als ich war. Ich ließ mir auch das gefallen, da mir eine Stelle höher oder tiefer sehr gleichgültig war; wiewohl die Entscheidung selbst mich verdroß, nicht der Person, sondern des Prinzips wegen. Denn offenbar ging man bei dieser Entscheidung von dem Grundsatze aus, der Adlige müsse überall den Vorzug haben — ein Grundsatz, der schon darum nichts taugt, weil er dem Dienste schadet. Späterhin mochte man das mir zugefügte Unrecht eingesehn haben. Denn kaum waren wir in Würzburg eingerückt, so erhielt ich das Patent als Premierlieutenant, übersprang also meinen Kameraden in derselben Schwadron. Das war etwas Unerhörtes. Jener fühlte sich natürlich gekränkt, weil er nun degradirt war; und das hatt' er nicht verdient, da er im Dienste sehr eifrig war. Es fehlte nicht viel, daß es zum Zweikampfe kam. Als ich mich beim Chef des reitenden Jägerkorps, wie gewöhnlich, als neugebackner Premierlieutenant meldete und um seine weitern Befehle bat: merkt' ich gleich, daß er verstimmt war. Er war mir sonst gewogen; ich hatt' ihm eine Rede gemacht, die er bei der Verpflichtung des Banners in der Kirche hielt, obwohl so verstümmelt, daß ich meine Arbeit kaum wieder kannte. Er glaubte aber, ich hätte um das Avancement gebeten. Ich versicherte auf Ehrenwort, daß dieß nicht der Fall sei, daß mir die Sache ebenso unerwartet als ihm selbst komme. Er verlangte nun, daß ich das Avancement verbitten sollte. Ich gab ihm aber die trockne Antwort: „Ich muß gehorchen, wenn man „mich gegen die Kanonen kommandirt; also will ich auch ge„horchen, wenn man mich zu einem höhern Posten komman„dirt.“ — Das trug er mir nach. Beim nächsten Manöver sagt' er laut vor der Fronte, ich ritte wie eine Schlafmütze; was offenbar falsch war; denn ich ritt eher zu hitzig als zu schläfrig. Solche Pillen muß man aber bei diesem Handwerke verschlucken lernen. Ich hörte einmal einen kommandirenden General zu einem Obersten sagen: „Herr Oberst, Sie reiten „ja wie ein Schneider; machen Sie, daß Sie hinter die Fronte

„kommen!“ — Das ist das hochgepriesene point d'honneur militaire! —

Indessen redete mir ein noch höherer Vorgesetzter, Oberst (später Generallieutenant) von Miltitz, der mich sehr lieb hatte, zu, ich möchte mich, um alle Reibung zu vermeiden, von den Jägern zu den Dragonern versetzen lassen. „Ich fodr' „es nicht von Ihnen“ — sagt' er — „sondern ich wünsch' es „bloß.“ — Da sagt' ich: „Sie haben nur zu befehlen“ — und ging zu den Dragonern. Der Chef der Schwadron, zu der ich stieß, war gerade wegen Krankheit abwesend und es dauerte ziemlich lange, bevor er genas. In der Schwadron selbst war kein Offizier von höherem Range, als ich. Folglich musst' ich sogleich das Kommando der ganzen Schwadron übernehmen. Das war peinlich für mich als einen Anfänger in der Kriegskunst. Denn ich hatte bisher immer nur kleinere Abtheilungen befehligt. Ueberdieß schien es mir, als wenn die Dragoner, Offiziere sowohl als Gemeine, das Kommando eines ihnen fremden Offiziers, der noch überdieß seine Jäger-Uniform trug, mithin wie ein Grünspecht unter Blauspechten aussahe, nicht gern sähen. Denn es herrscht unter den verschiednen Abtheilungen eines größern Heerhaufens immer eine gewisse Eifersüchtelei, und diese zeigte sich auch bei unsrem Banner zwischen Husaren, Jägern und Dragonern. Jede Abtheilung hielt sich für besser, als die andre, und wollt' es der andern zuvorthun. Ich benutzte also die erste Gelegenheit, wo die ganze Schwadron beisammen war, um eine kleine Anrede an sie zu halten und die Gemüther dadurch zu gewinnen. Es gelang mir auch; denn ein gut Wort findet immer gute Statt, besonders wenn hinterher auch die That, die gute Behandlung, den Worten entspricht. Man kann auf diese Art alles mit jungen Leuten ausrichten; und meine Schwadron bestand fast ganz aus jungem Volke. Daher fand auch der Chef, als er späterhin zurükkehrte und den Befehl wieder selbst übernahm, die Schwadron im besten Zustande, und er bezeigte mir darüber seine Zufriedenheit in den schmeichelhaftesten Aus-

drücken. Ich befand mich also in meiner neuen Lage recht wohl und sehnte mich gar nicht zurück in das alte Verhältniß.

Was nun aber das übrige Thun und Leiden des Banners und meiner Wenigkeit betrifft, so ist davon nicht viel zu sagen und noch weniger zu rühmen. Bei Würzburg sahen wir den ersten Feind; denn die Franzosen hielten noch die Zitadelle besetzt, welche die Stadt, die Mainbrücke und einen Theil der Heerstraße, die wir passiren mussten, beherrscht. Sie verhielten sich aber ganz ruhig. Ihre Feuerschlünde gähnten uns wohl an, spieen aber kein Feuer; wir bekamen also hier nicht einmal Pulver zu riechen, geschweige das Pfeiffen der Kugeln zu hören oder gar sie selbst zu fühlen. Bei Mildenberg hatten wir zwar großen Verlust an Mannschaft, aber nicht durch Feuer, sondern durch Wasser. Es schlug beim Setzen über den Main eine Fähre um, und gegen siebenzig Mann wurden von den Fluthen verschlungen. Das war ein harter Schlag; denn es befanden sich recht brave und gebildete Jünglinge und Männer darunter. Wären sie an einem Schlachttage geblieben, so hätten wir uns diesen Verlust zur Ehre rechnen können. Aber dieser ruhmlose Wassertod so vieler geschätzter Kameraden schmerzte uns alle tief. Ich war bei der Beerdigung der Wenigen zugegen, die aus dem Wasser hervor gezogen werden konnten. Es war eine traurige Feierlichkeit. Sie wurden dicht an der Landstraße am Fuße einer Anhöhe, nicht weit vom Orte des Unglücks, begraben, und es ist späterhin ein kleines Denkmal mit einer in die Felswand gegrabenen Inschrift dort errichtet worden. Requiescant in pace!

Als wir an den Rhein kamen, wollte man uns gar nicht über den Strom setzen lassen, den ich jetzt zum ersten Male seine Fluthen in stiller Größe fortwälzen sahe. Es hieß, man bedürfe keiner Truppen mehr jenseit des Rheins. Indessen war Mainz noch in den Händen der Franzosen und von einem kleinen Heerhaufen eingeschlossen. Man erlaubte also doch den Uebergang, um uns an diesen Belagerungshaufen anzuschließen; und so kamen wir unter den Oberbefehl des jetzt regierenden Her-

zogs von Koburg, eines schönen Mannes von wahrhaft fürstlichem Anstande, der uns freundlich willkommen hieß, als wir das erste Mal vor ihm aufmarschirten. Es gab aber auch hier nichts weiter zu thun. Nur auf den Vorposten fiel zuweilen bei kleinen Plänkeleien ein Flinten- oder Pistolenschuß. Die Kanonen der Feste schwiegen in Mainz wie in Würzburg. Es war als hätten die Franzosen schon alles verloren gegeben.

Bald darauf kam von Paris der Befehl an die Franzosen, uns Mainz zu übergeben. Die Besatzungstruppen waren sehr erbittert darüber; man sahe auf ihren Gesichtern einen verhaltenen Ingrimm beim Ausmarsche. Aber sie mussten gehorchen; denn Paris war übergeben und ihr Kaiser hatte abgedankt. Unser Einmarsch in Mainz mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen war zwar recht imposant, aber von keinem Volksjubel begleitet. Die Einwohner ließen sich's gefallen, wieder deutsch zu werden; aber sie schienen eben nicht erfreut darüber. Der Stadtrath gab ein Festmahl auf dem Rathhause. Man versicherte auf der einen Seite, daß man immer ein deutsches Herz im Busen getragen habe, und man glaubt' es auf der andern, that wenigstens so. Es herrschte aber keine wahre Herzlichkeit und Fröhlichkeit. Das war den guten Leuten gar nicht übel zu nehmen. Denn sie wussten ja nicht, was da kommen, und ob das Loos über sie besser oder schlimmer fallen würde.

Wir wurden nun in die Umgegend von Mainz verlegt und nur von Zeit zu Zeit wurden kleinere Abtheilungen des Banners zur Ablösung in die Stadt beordert. Das war eine langweilige Geschichte. Ich bat um meinen Abschied, erhielt aber bloß Urlaub, um nach Leipzig zurückzukehren, wo ich, zur Belohnung für meine Dienste, als Rittmeister à la suite gesetzt wurde, was ich auch (obgleich der Körper, zu dessen Schweif ich gehören sollte, bald zu existiren aufhörte) immerfort geblieben bin und noch jetzt sein könnte, wenn es hier oben Rittmeister gäbe. Denn ich habe nie einen förmlichen Ab-

schied bekommen, man müsste denn die Setzung à la suite dafür halten *).

Bevor ich aber von meiner Rükkehr Nachricht gebe, muß ich noch einige Umstände und Begebenheiten aus meinem Kriegsleben erwähnen. — Das bekannte Liedchen: Lustig leben wir Soldaten ꝛc. ist zum Theile wahr, aber auch nur zum Theile, und zwar zum kleinern Theile. Wehe dem, der sich dadurch verführen lässt, Soldat zu werden! Ich rede aber hier nicht von den Beschwerden und Anstrengungen; diese gewähren selbst Genuß; ohne sie wäre jenes Leben ganz unerträglich. Ich meine vielmehr das ewige Einerlei und das Kleinliche des Dienstes, das pedantische Gamaschen-

*) Der Gouvernements-Befehl, durch welchen mein Avancement bekannt gemacht wurde, und der sich zugleich auf meinen Freund Tzschirner bezog, lautete nämlich so: „Unter den ersten hochgesinnten Sachsen, die ein „rühmliches Beispiel ihrer Vaterlandsliebe gaben, die ihre ruhigern Ver„hältnisse so wie ihre Familien verließen, um beim Kampfe für die Freiheit „der Völker in's Feld zu ziehn, waren auch der als Professor der Theologie „zu Leipzig angestellte Konsistorial-Assessor D. Tzschirner, welcher als „Feldpropst bei der Arme angestellt wurde, so wie der Professor der Philo„sophie in Leipzig M. Krug, der bei der Kavallerie des Banners als Offi„zier eintrat. Sie haben beide mit hohem Eifer diese neuen Pflichten als „gute Staatsbürger erfüllt und sich bei den Truppen die höchste Achtung „und Liebe erworben. Beide treten jetzt nach errungenem Frieden wieder in „ihre akademischen Verhältnisse zurück, wo ihre Gegenwart dringend noth„wendig wurde. Diesen beiden biedern Männern bleibt das Vaterland für „ihre patriotischen Gesinnungen und die in jeder Art dem Staate so treu „geleisteten Dienste dankbar verpflichtet. Zum Beweise der öffentlichen „Anerkennung wurde dem Feldpropste D. Tzschirner das grüne Kreuz „verliehen und der Premierlieutenant Krug mit dem Charakter eines „Rittmeisters à la suite zum Banner gesetzt. Dresden am $\frac{23.\ \text{Juni}}{5.\ \text{Juli}}$ 1814. „General-Gouverneur Fürst Repnin." — Das grüne Kreuz bekam auch meine Frau für ihre Theilnahme an der Verpflegung kranker Soldaten; und ich selbst erhielt späterhin eine Medaille als Ehrenzeichen, das ich indeß nicht getragen habe, weil es zugleich an die Theilung von Sachsen erinnerte. Auch mein Freund und meine Frau legten das grüne Kreuz wieder ab.

Wesen, was auf die Länge recht zum Ekel wird. Dann die Roheiten und Barbareien, die man auch unter den gebildetsten Truppen mit ansehn muß, ohne sie abstellen zu können, selbst beim besten Willen. Einer meiner Kameraden, sonst ein tüchtiger Offizier, von höherem Range als ich, kam nie in's Quartier, ohne zu fluchen, zu toben, zu schimpfen und zu schelten. Er hatte weiter keine Absicht dabei, als sich ein Ansehn zu geben. Er meinte, die Leute müssten gleich zittern, wenn man in's Quartier käme; sie thäten dann alles williger. Ich schämte mich aber dessen so sehr, daß ich, wo es nur anging, es vermied, mit ihm in dasselbe Quartier zu kommen. Ferner das Leben auf fremde Kosten. Das ist freilich ein wohlfeiles Leben; aber es ist auch schrecklich, so oft in ein fremdes Haus zu treten mit dem Bewusstsein, welch ein unwillkommner Gast man sei. Selbst wenn die Leute willig und freundlich entgegen kommen, weiß man oft nicht, ob's so von Herzen gemeint sei oder ob nur die Furcht vor übler Behandlung sie so willig und freundlich mache. Und wenn man nun vollends an allen Ecken und Enden Spuren der Armuth und des Elends sieht, die zum Theile selbst durch die Last früherer Einquartierungen verursacht sind: so müsste man kein Herz im Leibe haben, wenn dieser Anblick nicht wehe thäte. Das Gefühl stumpft sich wohl nach und nach ab; ganz aber hab' ich es nie unterdrücken können. Bei Würzburg ward ich in einem Hause eingelagert, wo das tiefste Elend herrschte. Die Leute dauerten mich so, daß ich, da wir Rasttag hatten, den Chef um Urlaub nach Würzburg bat und dort im Gasthause auf meine Kosten lebte. Aber das kam mir theuer zu stehn, da ich keinen Sold erhielt. Ich ließ mir wohl zuweilen Geld von Hause schicken; aber das ging bald drauf. Leben musst' ich doch; also musst' ich auch den Leuten zur Last fallen. Und das verbitterte mir oft allen Genuß. Von den Schikanen im Dienste, von den übeln Behandlungen abseiten der Vorgesetzten will ich weiter nichts sagen, da ich schon oben Einiges davon berührt habe. Darum warn' ich

jeden jungen Mann, den nicht Pflicht oder unbesiegliche Neigung zum Soldatenstande hinzieht, vor demselben. Es ist nichts als glänzendes Elend, sei es im Frieden oder im Kriege; es ist nichts als ein ewiger Wechsel von Sklaverei und Ungebundenheit, von blindem Gehorsam und herrischem Wesen. Nur ein höherer Zweck, eine Begeisterung für eine Idee kann für den Gebildeten so etwas erträglich machen.

Ein Feldzug ohne kleine Abenteuer im Gebiete der Liebe ist kaum denkbar. Mars und Venus waren von jeher im geheimen Verständnisse; und Amor selbst trägt Waffen, Köcher und Pfeil. Man würde daher meinen Bericht mit Recht der Unvollständigkeit anklagen, wenn ich davon schweigen wollte. Also will ich beichten. Die Leser und (falls ich das Glück haben sollte, dergleichen zu erhalten) die schönen Leserinnen mögen dann selbst urtheilen, ob sie mich absolviren wollen. — In der Umgegend der Stadt Gotha ward ich mit meiner Schwadron in einem ansehnlichen Flecken bei einem wohlhabenden Manne — so schien es wenigstens — einquartiert. Da ich in der Stadt bei Bekannten verweilte, schickt' ich meinen Reitknecht voraus, um alles Nöthige zu besorgen. Abends, als es schon dunkel war, kam ich selbst. Da empfingen mich zwei junge Damen, Töchter des Hauses, von denen die eine recht hübsch war, mit Lichtern in der Hand gleich an der Thüre. Ich war über diesen Empfang, dergleichen ich noch nicht gehabt, ganz erstaunt. Bald aber erfuhr ich, daß der Bruder dieser beiden Mädchen einer meiner fleißigsten Zuhörer in Leipzig gewesen, daß er seinen lieben Schwestern viel Schönes von mir erzählt, und daß diese meinen Reitknecht neugierig ausgeforscht hatten, wie sein Herr hieße, wer er wäre u. s. w. Wir waren nun gleich gute Bekannte. Die übrigen Offiziere, denen es im Orte auch gefiel, hatten sogleich einen kleinen Ball veranstaltet und ließen mich dazu einladen. Solche Einladung war nicht abzulehnen. Ich bat die Eltern um Erlaubniß, die beiden Töchter mit auf den Ball zu führen, mich verbürgend für allen Schaden. Die Erlaubniß wurde bald gegeben und so

wurde bis nach Mitternacht recht vergnüglich getanzt. Am andern Morgen brach die Schwadron wieder auf. Es hatte in der Nacht etwas gefroren; der Boden war schlüpfrig. Als ich mich auf's Pferd geschwungen, wollt' ich die jungen Damen im Fenster noch einmal salutiren und das Pferd dazu paradiren lassen. Es glitschte aber aus und setzte sich auf die Hintertheile. Kein Haar fehlte, so kam der galante Reiter aus den Bügeln und legte sich den, erst mit den Schnupftüchern wehenden, jetzt aber vor Schreck laut aufschreienden Fräuleins noch einmal zu Füßen. Indessen erhielt ich mich doch noch im Sattel, das Pferd raffte sich auf, und ich sprengte zum Thore hinaus.

Ein andermal war ich im Rheingau bei einer protestantischen Predigerfamilie eingelagert. Sie bestand aus dem Hausvater, einem ehrwürdigen, aber etwas schweigsamen Manne, der Hausmutter, einer gutmüthigen, aber höchst geschwätzigen und, wie es schien, das Pantoffel-Regiment gut führenden Frau, nebst zwei erwachsenen und hübschen Töchtern, von welchen die ältere bereits einen Bräutigam hatte, die jüngere und hübschere aber noch darauf hoffte. Vielleicht hätt' ich's werden können, wenn ich nicht schon (was ich mich aber wohl hütete zu sagen) versorgt gewesen wäre. Denn nie bin ich während meines ganzen Feldzugs besser aufgenommen worden, als in diesem schönen Familienkreise. Die Leute bestrebten sich ordentlich, jeden Wunsch zu errathen und zuvorkommend zu erfüllen, und wurden des auch nicht müde, als ich ihnen (äußerlich bedauernd, innerlich aber hoch erfreut) ankündigte, daß ich sie, weil wir einige Rasttage hätten, auf längere Zeit belästigen müſste. Während dieser Zeit erzählte mir die Hausfrau ihre ganze Familiengeschichte bis in die kleinsten Einzelheiten. Dieß wäre freilich eben nicht sehr unterhaltend gewesen, wenn nicht die Frau wirklich eine gute Erzählungsgabe gehabt und die Töchter sich immer in das Gespräch gemischt hätten, wobei es an kleinen Neckereien nicht fehlte. Auch wurde fleißig musizirt, indem ein altes Pianoforte in der Stube stand. Ich

hatte damal ein Bannerlied gedichtet, nach der Melodie: Es haben viel Dichter rc. Da es den Geist jener Zeiten bezeichnet, der auch mich ergriffen hatte, so will ich es hersetzen. Es lautete, wie folgt:

Es lebe das Banner! das Banner soll leben!
Kommt, Brüder, und lasset die Hände uns geben!
Das Banner zieht aus in das blutige Feld,
Zu lösen vom fränkischen Joche die Welt.

Was willst du, Franzos, in Germaniens Auen?
Willst herzen und küssen wohl unsere Frauen?
Du Bube, wir wollen dich lehren zumal,
Zu herzen und küssen den blutigen Stahl!

Was willst du, Franzos, an der Elbe Gestaden?
Willst dich wohl mit unserem Golde beladen?
Du Bube, wir wollen dir füllen den Sack,
Statt glänzendes Goldes, mit blutigem Pack.

Was willst du denn Franzmann, an unseren Tischen?
Willst dir wohl die Kehle mit Rheinwein erfrischen?
Du Bube, wir wollen dich führen zum Schmaus
Mit Blute getränket in's dunkele Haus!

Was willst du denn, Franzmann, auf unseren Straßen?
Willst dich wohl als Herrscher beräucheren lassen?
Du Bube, wir wollen dich hängen in Rauch;
So ist's bei den freien Germanen der Brauch!

Es lebe das Banner! das Banner soll leben!
Kommt, Brüder, und lasset die Hände uns geben!
Das Banner zieht aus in das blutige Feld,
Zu lösen vom fränkischen Joche die Welt.

Dieses Liedchen, das auf dem Marsche oft gesungen wurde, spielte und sang ich auch den beiden Mädchen vor. Diese waren darüber entzückt; denn sie waren von ganzem Herzen deutsch gesinnt. Sie konnten sich daher nicht satt daran hören; und besonders gefiel ihnen die zweite Strophe. Das Entzücken der Mädchen über mein Lied entzückte mich natürlich wieder. Gott weiß also, wie weit das wechselseitige Entzücken gegangen sein würde, wenn nicht der unbarmherzige Trompeter

noch zu rechter Zeit zum Abmarsche geblasen hätte. Beim Abschiednehmen waren wir alle sehr gerührt; es war als wenn ein Sohn und Bruder aus dem Hause ginge. Papa und Mama umarmten mich zärtlich. Nun hatte Letztere mir gesagt, daß ihre Töchter in Blücher'n verliebt wären und sich das Wort gegeben hätten, ihm um den Hals zu fallen, wenn sie ihn sähen. Ich fragte also, ob sie nichts an Blücher'n zu bestellen hätten. Sie lachten schelmisch. Die Mutter aber sagte: „Nun gebt nur dem Herrn Rittmeister" — so nannten sie mich, weil ich eben die ganze Schwadron befehligte, ob ich gleich den Titel noch nicht hatte, und ich ließ mir diese Benennung um so lieber gefallen weil sie rein deutsch war und in einem weiblichen Munde viel hübscher klang, als das häßliche Wort Lieutenant — die Mutter sagte also: „Nun gebt „nur dem Herrn Rittmeister einen Kuß für Blücher'n mit! „Er wird ihn schon bestellen." — Und sie thaten's ohne Scheu vor dem gewaltigen Schnurrbarte, den ich mir hatte wachsen lassen. Ich kann aber auf Ehre versichern, daß diese beiden Rhein-Küsse noch lieblicher und süßer schmeckten, als der beste Rhein-Wein, und wär' es Kabinetswein von dem berühmten Johannisberge gewesen.

Bald darauf ward ich mit einem meiner jüngern Kameraden bei einem katholischen Pater eingelegt. Noch nie war ich mit einem solchen Manne in so nahe Berührung gekommen. Der schon etwas bejahrte Herr war aber krank; er lag im Bette und hatte das Zipperlein. Um ihn herum war eine angebliche Nichte beschäfftigt, die zwischen 20 und 30 sein mochte, noch ziemlich hübsch, obwohl etwas verblüht. Sie bediente aber auch uns, brachte das Essen, den Wein, den Kaffee, und nahm den Dank dafür willig hin. In der Stube stand ein unmenschlich großes Bett, wie das für den Lord-Mayor von London. Mein Kamerad fragte, ob das für uns drei wäre. Die Nichte kicherte und lief davon. Ich schlug meinem Kameraden vor, ob wir nicht den andern Morgen, da wir Rasttag hätten, einen Ritt, ich weiß nicht mehr wohin, machen

wollten. Er war's zufrieden. Am andern Morgen aber klagt' er über Bauchgrimmen und sagte, ich möchte nur allein reiten; er könnte nicht mit. Ich sahe wohl, woher das Grimmen kam und worauf es bei der Isolirung abgesehn war. Da ich aber nicht zum Keuschheitswächter meines Kameraden bestellt war, so ritt ich fort. Bei der Rükkunft merkt' ich bald, daß das rechtgläubige Nichtchen den ketzerischen Lieutenant in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche aufgenommen hatte. Denn sie sahen beide recht selig aus. Ich beneidete sie aber nicht um diese Seligkeit. Denn das Physische der Liebe, ohne innigere Zuneigung, hat für mich wenig Reiz gehabt. Wie hätte aber ein leichtfertiges Pfaffen-Schätzchen solche Zuneigung wecken können! Ich sagte also bloß zu meinem Kameraden, wie bei Bürger zum Jupiter, als er die schöne Prinzessin Europa entführt hatte,

Neptun gelehnt an's Ruder
Sprach: „Prosit, lieber Bruder!"

Jetzt aber kommt die Hauptgeschichte. Also merken Sie auf, verehrteste Leser! — Ich war mit zwanzig bis dreißig Mann in ein ansehnliches Dorf detaschirt und lag beim Schulzen im Quartiere. Es war gerade Sonntag und meine Bannerleute mochten sich im Wirthshause zu gütlich gethan haben. Da wir des andern Tags sehr früh wieder aufbrechen sollten, legt' ich mich bei Zeiten nieder, nachdem ich meine Befehle ertheilt hatte. Kaum bin ich eingeschlafen, so weckt mich ein starkes Gepolter, welches die Treppe herauf nach meiner Stube kommt. Ich springe aus dem Bette, greife nach Säbel und Pistolen, die immer neben mir lagen, und denke, noch halb im Schlafe, an einen Ueberfall, obwohl kein Feind in der Nähe. Aber siehe da! der Schulze tritt mit einigen Leuten aus dem Dorfe herein, welche dringend um Hülfe bitten; meine Leute, sagen sie, wollten ein Haus stürmen und ein Mädchen herausholen. Ich fahre geschwind in die Pantoffeln — die Stiefeln hatte mein Bursche zum Reinigen mitgenommen — werfe den Mantel um, und nehme den Säbel, blank gezogen, in die Hand.

Wir eilen nach dem bedrängten Hause. Es war die höchste Zeit, daß wir kamen. Die Außenwerke waren schon genommen; eben sollte die Hauptfestung erstürmt werden. Ein paar kräftige Flüche (gute Worte taugten nicht) und ein paar noch kräftigere Säbelhiebe, wiewohl mit flacher Klinge, waren hinreichend, die Feinde in die Flucht zu schlagen. Nun wollt' ich doch die gerettete Dulzinea sehn. Ein junges, rund- und rothwangiges Landmädchen, hübsch genug für ein so verwegnes Attentat. Thränen flossen aus ihrem Auge; ich konnte aber nicht unterscheiden, ob es Trauer-Thränen wegen des mislungnen Angriffs oder Freuden-Thränen wegen der gelungenen Vertheidigung waren. Ich wünschte ihr also gute Nacht und legte mich wieder in's Bett, um auf meinen Lorbeern auszuruhn. — Das war meine einzige Heldenthat auf diesem Feldzuge. Es war freilich kein Blut geflossen, sondern nur einige zweideutige Thränen. Auch hat kein Bülletin und keine Zeitung davon Bericht erstattet. Aber ich freue mich doch dieser That. Denn das Motiv war dießmal rein und gut. Auch verzichtet' ich auf allen Dank.

Jetzt noch einiges von meiner Rükkehr aus dem Felde. In Frankfurt am Main hielt ich mich einige Tage auf, um die Merkwürdigkeiten der Stadt zu sehn. Ich merkte aber bald, daß ich nicht bis Leipzig mit meinem Gelde auslangen würde, ob ich gleich mit einer schriftlichen Ordre versehen war, die mir überall freies Quartier verschaffte. Denn es fanden sich doch eine Menge von Nebenausgaben; und die letzte Geldsendung von Hause war nicht in meine Hände gekommen. Ich erhielt sie erst zu Hause, so daß das Geld vergeblich die Reise hin und her gemacht hatte. Ich entschloß mich daher zum Pferdehandel, um mir Geld zu verschaffen. Da kam ich aber schlecht an. Sobald die christlichen und jüdischen Rosstäuscher hörten, daß ich Pferde verkaufen wollte, kamen sie zwar in Menge herbei; aber es wollte mich bedünken, als wenn die Schelme bald merkten, daß ich Geld brauchte. Gleich als hätten sie sich gegen mich verschworen, machte Einer die Pferde

immer schlechter und bot also auch immer weniger, als der Andre. Mir verging die Geduld. Ich verkaufte gar nicht, und harrte auf bessere Gelegenheit. Diese blieb auch nicht aus. Nicht weit hinter Frankfurt traf ich einen Fuhrmann; der fragte mich, ob ich keins von meinen Pferden verkaufte. Halt! dacht' ich, der braucht ein Pferd, wie du Geld. Ich that also, als wenn ich ihm nur aus Gefälligkeit eins abließe, und machte einen guten Handel. Das arme Thier dauerte mich freilich wegen seines künftigen Schicksals; ich hatte meine Pferde lieb gewonnen. Aber Noth bricht Eisen, wie vielmehr die Zuneigung zu einem Thiere. Ich gab es hin mit einem tiefen Seufzer.

In Fulda verweilt' ich ebenfalls ein paar Tage. Hier wohnt' ich bei einem vornehmen geistlichen Herrn. Er war von altem Adel und schien sich wohl zu befinden. Ich rechnete auf gute Aufnahme und köstliche Bewirthung, hatte mich aber etwas verrechnet. Die erste war kalt, die andre mittelmäßig. Vermuthlich waren schon mehr Gäste meines Schlags dagewesen. Ich dachte, ich wollt' es mit der Gelehrsamkeit zwingen, gab mich also näher zu erkennen, und sagte auch, daß ich einst einen Ruf an das Gymnasium in Fulda als Professor der Philosophie gehabt hätte. Da gukte mich der geistliche Herr zwar mit großen Augen an, sagte aber ganz trocken, es wäre eine öffentliche Bibliothek im Orte; die möcht' ich doch ansehn. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. So etwas hatt' ich lange nicht gesehn. Ich ging auf der Stelle zum Bibliothekar und bat ihn, mir die Bibliothek zu zeigen. Das war ein kleiner, runder, freundlicher Mönch. Er war gleich bereit, zeigte mir aber alles nur obenhin. Länger verweilt' er bei einem eigenhändigen Briefe Luther's von etwas derben Inhalte. „Der Luther" — sagt' er etwas bitter lächelnd — „war doch ein Erzgrobian." — Er mochte mich wegen meiner Uniform für einen russischen Offizier halten, den das nicht verdrießen könnte. Ich nahm aber Luther's Partie, entschuldigte seine Derbheit mit der Sitte der Zeit und mit der Härte

seiner Gegner, und fragte nun umständlicher nach diesem und jenem. Da merkte der Mönch, daß ich ein Stück von Gelehrten war, und fragte, ob ich denn studirt hätte. „Wohl" — sagt' ich — „hab' ich studirt und studire noch in Leipzig." — Da sah' er mich verwundert an und fragte, ob denn die Studenten in Leipzig so lange studirten. Ich aber (etwas verdrüßlich, daß mich der Mann für eine so alte Muse hielt) erwiederte, daß ich nicht mehr als Student, sondern als Professor studirte. Nun erinnert' er sich, in einer Zeitung gelesen zu haben, daß ich unter das sächsische Banner gegangen. „Ach"! — rief er aus — „Sie sind wohl gar der Herr Pro„fessor Krug?" — Als ich dieß bejahte, sagt' er weiter: „Nun „da muß ich Ihnen doch gleich noch etwas recht Interessantes „zeigen, ein altes Lobgedicht auf die leipziger Frauen, welches „unsre Bibliothek handschriftlich aufbewahrt." — Ich weiß nicht, ob der listige Mönch mir's an der Nase ansahe, daß ich die leipziger Frauen verehrte, oder ob er mir nur das Schimpfwort auf Luther aus den Gedanken bringen wollte, kurz, er brachte mir ein altes lateinisches Gedicht, in welchem die Schönheit und Liebenswürdigkeit der leipziger Frauen bis an den Himmel erhoben wurde. Es thut mir recht leid, daß ich es nicht gleich auswendig gelernt habe. Ich würd' es sonst hersetzen zum Beweise, daß die leipziger Frauen schon seit Jahrhunderten im Rufe der Schönheit und Liebenswürdigkeit sind. Ein solcher Besitztitel ist gewiß alt und also auch legitim; und wer ihn bezweifeln wollte, der hätt' es mit mir zu thun; denn meine Klinge ist noch nicht eingerostet. Doch ich vergesse mich; ich habe ja die Klinge auf der Erde zurückgelassen. Und hier oben schlägt man sich nicht, auch nicht für Damen. Es ist alles ruhig und friedlich.

Als ich die Bibliothek verlassen hatte, begegneten mir zwei Offiziere, die ich schon früher kennen gelernt, ein östreichischer und ein preußischer. Ich fragte, wo sie hin wollten. „Nach „einem Nonnenkloster." — „Wie? giebt es denn hier noch „Nonnenklöster?" — „Allerdings." — „Und darf man denn

„da hereingehn?" — „O ja! kommen Sie nur mit!" — Das war mir eine sehr erwünschte Auffoderung. Ich hatte in meinem Leben weder ein Nonnenkloster noch eine Nonne gesehn, außer auf der Schaubühne. Meine Neugierde war daher auf's Höchste gespannt. Das Thor ward uns gleich geöffnet. Wir ließen uns bei der Frau Aebtissin oder Priorin melden, und wurden in's Sprachzimmer geführt. Die Domina kam bald in Begleitung zweier Nonnen. Alle drei waren schon ältlich, aber trotz dem Fasten, Beten und Wachen, gut genährt. Nur Eine trug noch Spuren früherer Schönheit. Das Wesen aller war etwas fromm-süßlich, aber nicht verlegen. Als wir erklärten, daß wir als Fremde uns im Kloster umzusehen wünschten, sagte die Domina, daß sie uns den Zutritt in's Innere nicht gestatten könne, sie wolle uns aber die Klosterkirche und den Klostergarten zeigen. Das nahmen wir an. Es war aber da nichts Merkwürdiges. Im Garten erlaubte sich der Oestreicher, der katholisch war, einige derbe Späße. Ich erschrak. Ich fürchtete, die Nonnen möchten uns die Augen auskratzen oder wenigstens die Thüre weisen. Allein sie lächelten ganz unbefangen und meinten bloß, die Herren Offiziere wären doch immer lose Vögel. Beim Herausgehn bezeigt' ich dem Oestreicher meine Verwunderung. „O!" — sagt' er lachend — „Sie kennen halt unser Klosterwesen nicht; diese „hier waren noch sehr züchtig und keusch." — Ich schüttelte den Kopf und dachte: Da verlohnt es sich ja nicht der Mühe, in's Kloster zu gehn.

Von Fulda aus begegnete mir nichts Bemerkenswerthes, außer daß ich in Gotha noch eine kleine Sünde auf mich lud. Ich war da bei einer alten Wittib einquartiert. Die Frau that so ärmlich, daß ich äußerst bescheiden und genügsam war; ich verbat sogar den Wein bei Tische, als sie fragte, ob ich welchen tränke, und bat bloß um ein Glas Bier. Ich hielt die Frage für einen Wink, daß ich keinen trinken möchte; und diesen Wink zu befolgen, hielt ich für meine Schuldigkeit. Nachmittags besucht' ich einen Freund und klagte über das schlechte

Quartier. Mein Freund lachte und sagte: „Das ist eine „alte Hexe; die sitzt im Gelde bis über die Ohren, ist aber „geitzig wie ein Drache.“ — Als ich Abends zurükkam, war ich wie umgewandelt. Die Alte glotzte mich verwundert mit ihren triefigen Augen an. Ich war ungestüm in meinen Foderungen bis zur Unverschämtheit. Zum Abendessen fodert' ich nicht mehr als drei Flaschen Wein, wovon die letzte Champagner sein müsste; sonst könnt' ich nicht schlafen. Die Alte kreischte laut auf. Sie faltete ihre knöchernen Hände und sagte: „Ach mein schöner junger Herr!“ — sie wollte mich durch Schmeichelei bestechen — „soviel hab' ich nicht in mei„nem ganzen Vermögen. Sie würden sich auch nur Ihr „junges Blut erhitzen. Ein Glas Wasser vor dem Schlafen„gehn ist viel besser.“ — Ich bestand aber auf Wein. Sie brachte nun eine Flasche sogenannten Würzburger. Ich stellte mich zufrieden, trank aber kaum ein Glas; denn es war Krätzer. Die Alte hatte mich doch überlistet. Am Morgen beim Scheiden dankt' ich spöttisch für freundliche und gute Bewirthung. Sie murmelte etwas in den Bart — denn sie hatte wirklich einen — von „nicht Ursache haben,“ und machte wahrscheinlich zehn Kreuze hinter mir her. Das war die erste Hausfrau, die ich auf meinem Hin- und Hermarsche turbirt hatte.

Die Strafe des Himmels folgte mir jedoch auf dem Fuße. Als ich nach Leipzig kam, meldet' ich mich zuerst vorschriftmäßig beim russischen Obersten Prendel, damaligem Stadtkommandanten. Prendel wollte mich aber gar nicht in der Stadt leiden. Ich zeigt' ihm meine Ordre, welche besagte, daß ich bis auf weitere Ordre in Leipzig bleiben sollte. Er aber versetzte, Leipzig sei ohnehin schon mit Einquartierung überfüllt; er könnte mir keinen Quartier-Zettel geben. Da sagt' ich: „Mein Herr Oberst! ich verlange auch kein Quartier als Of„fizier bei einem Bewohner der Stadt, sondern nur als Pro„fessor im Schooße meiner Familie.“ — Da erkannt' er mich — wir hatten uns schon früher gesehn — lachte über seinen

Irrthum, schüttelte mir die Hand und sagte: „Mögen Sie „noch hundert Jahre hier bleiben!“

Ich eilte nun zu Weib und Kind. Diese Szene kann ich nicht beschreiben. — — — Auch Entbehrung gewährt Genuß; und was andres ist Wiedersehn, als höchster Genuß nach langer Entbehrung!

So hatt' ich denn meine Kampagne vollendet, thatenlos und ruhmlos. Ach es war schrecklich! Kein Bändchen, kein Kreuzchen, kein Sternchen! Nicht einmal ein Titelchen, außer dem elenden eines Suiten-Rittmeisters. Auch die goldnen Napoleons, die man späterhin im Wagen des fleisch- und beinernen fand, waren noch nicht flott geworden. Ich brachte nur ein paar Kreuzer mit nach Hause, und hatte noch obenein Schulden gemacht! — Indessen reute mich's nicht. Meine Gesundheit war durch die anhaltende Bewegung befestigt. Ich hatte viel neue Dinge gesehn, viel neue Lebenserfahrungen gemacht; hatte Kräfte entwickelt und geübt, die vorher im Verborgnen schlummerten. Und was sind gegen solchen Gewinn alle sogenannte Schätze der Welt und alle jene Anhängsel, mit welchen sich die Eitelkeit schmückt, um ihre oft sehr zweideutigen Verdienste vor der Welt zur Schau zu tragen!

Nachdem ich mich nun wieder etwas einstudirt hatte, trieb ich meine alte Lebensweise fort; ich schulmeisterte und schriftstellerte. Weil ich aber noch voll von Kriegsgedanken war, so setzt' ich beiläufig auch mein Studium der Kriegswissenschaften fort. Da fiel mir in die Hände ein berühmtes Werk des Erzherzogs K a r l — wenigstens wird es gewöhnlich ihm als Verfasser zugeschrieben, obwohl Manche behaupten, es sei nur unter seiner Anleitung und Oberaufsicht von einem Andern verfasst; was jedoch am Ende auf Eins hinausläuft — nämlich die Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzugs von 1796 in Deutschland. Mit Charten und Planen. Wien, 1814. 3 Theile. 8. Dieses Werk zog mich dermaßen an, daß ich es mit der größten Aufmerksamkeit von Anfang bis Ende durchlas und sogar

wagte, eine Rezension desselben niederzuschreiben und diese in der damaligen, von mir mit redigirten, Leipz. Literaturzeit. J. 1815. Nr. 86. u. 87. abdrucken zu lassen. Die Rezension, nicht alles billigend, sondern auch manches tadelnd, fand dennoch Beifall; wenigstens fragte mich ein geschickter sächsischer Offizier, da ich mich nicht als Rezensenten genannt hatte, wer denn der erfahrne Kriegsmann sei, der jene Kritik geschrieben. Darob wundert' ich mich nicht wenig; noch mehr aber wunderte sich der Frager, als ich ihm, zwar verschämt aber doch erfreut, ein offenherziges Geständniß ablegte. Zugleich wuchs mir der Muth, so daß ich nun noch ein größeres Wagstück begann, nämlich die Herausgabe eines System's der Kriegswissenschaften und ihrer Literatur, enzyklopädisch dargestellt. Nebst zwei militarisch-politischen Abhandlungen. Leipzig, 1815. 8. Und auch dieses Werk, über das ich einigemal Vorlesungen hielt, hatte das Glück, Beifall bei Kriegskundigen zu finden.*)

Nach und nach erkaltete jedoch natürlich mein Kriegseifer sowohl in theoretischer als in praktischer Hinsicht. Denn der alte Störenfried von Europa war nach St. Helena abgeführt, von wo er nicht so leicht wie von Elba zurükkehren und die Kriegsflamme von neuem entzünden konnte. Die großen europäischen Mächte aber waren des Kriegs mit aller Noth und Sorge, einer nothwendigen Folge des immer hin und herschwankenden Kriegsglücks, so überdrüßig, daß sie lieber alle noch obschwebenden Streitigkeiten auf friedlichem Wege als mit dem Schwerte in der Faust auszugleichen suchten; was denn auch viel vernünftiger und christlicher, weil menschlicher, war. Ich

*) Dieß bestimmte mich auch, späterhin es in einer neuen Auflage erscheinen zu lassen und dieselbe meinen gesammelten Schriften (B. 10. Nr. III.) unter dem bescheidnern Titel einzuverleiben: Versuch einer systematischen Enzyklopädie der Kriegswissenschaften. Die Literatur ließ ich aber hier weg, weil sie zu unvollständig war und ich weder Zeit noch Lust hatte, sie zu ergänzen, indem ich dann auch eine Menge von neu erschienenen Werken hätte nachtragen müssen. [N. A.]

kehrte also nun ganz zu meinen frühern und im Grunde doch ebenfalls menschlichern Studien zurück, und vollendete vorerst meine Geschichte der Philosophie alter Zeit, die ich schon vor dem Feldzuge angefangen hatte. Dann gab ich mein System der praktischen Philosophie in drei Theilen heraus. Ferner Kreuz- und Queerzüge eines Deutschen auf den Steppen der Staats-Kunst und Wissenschaft — eine neue Gefühlstheorie, die den Gehülfsmenschen nicht behagte, eine neue Restaurazion der Staatswissenschaft, die den Staatsmännern nicht gefiel, und eine neue Pisteologie, die weder den Abergläubigen noch den Ungläubigen angenehm war.*) Außerdem gab ich eine Menge kleiner Schriften heraus über den Tugendbund und den heiligen Bund, über das Repräsentativ-System und das Reformazions-Jubelfest, über die Pressfreiheit und den Nachdruck, über das preußische Zollgesetz (in seiner frühesten Beschränktheit, die es für andre Staaten so drückend machte) und die preußische Staatszeitung, (die es dennoch stracklich vertheidigte, was ihr freilich nicht zu verargen war) über Ketzer- und Proselytenmacherei, über und gegen Sturdza, Kotzebue, Haller, A. Müller, Fabricius, Frau von Krüdener, und selbst gegen Apollo, nämlich den von Leukopetra (Müllner in Weißenfels) mit welchem es einen, zwar harten, aber doch friedlich und freundlich endenden Strauß gab. Ueberhaupt verursachte mir meine Schriftstellerei, außer vielem Genuß, auch manchen Verdruß. Der merkantilischen Quälereien will ich nicht gedenken; sie waren bald verschmerzt. Ebenso die Häkeleien engherziger Zensoren und die Neckereien böswilliger Rezensenten. Diese Dinge gehören zu den Geburtswehen der Schriftsteller. Aber man klopfte mir auch zuweilen auf die

*) Doch fand sie auch Anerkennung, selbst bei Ungelehrten. So schrieb mir ein redlicher und belesener Tischlermeister in Hamburg, Namens Dähn, eine recht freundliche und herzliche Danksagung für das Gute, was er daraus gelernt hätte. Er war aber freilich weder ein Frömmler noch ein Religionsverächter. [N. A.]

Finger, weil man meinte, ich hätte den Mund oder vielmehr die Feder zu voll genommen. Ja man wollte sogar einigen meiner Geisteskinder, gleich nachdem sie aus dem Ei gekrochen, den Kopf eindrücken. Allein die Dinger waren meist so flüchtig, daß sie ihr Nest schon verlassen hatten und in alle Welt ausgeflogen waren, ehe die langsamen Vollstrecker des Todesurtheils sich ihrer bemächtigen konnten.

Unter jenen kleinen Schriften hat keine soviel Glück gemacht, als das „Gespräch unter vier Augen mit Frau „von Krüdener." Dieses kleine Ding — es bestand nur aus 1½ Bogen und war in ebensoviel Stunden geschrieben — musste in vierzehn Tagen dreimal hinter einander abgezogen werden, und brachte mir, da ich es selbst verlegt hatte, 1½ hundert (sage 150) Thaler ein — das stärkste Honorar, was ich je empfangen. Denn auch meine besten Schriften sind bei weitem nicht so honorirt worden. Natürlich verdankt' ich dieses Glück mehr dem Gegenstande der Schrift, als mir selbst. Wie ging es aber zu, daß ich jene Frau, die ich in Königsberg gar nicht beachtet hatte, ob sie gleich dort mit der hochverehrten Königin in Verbindung stand, in Leipzig geflissentlich aufsuchte und sogar eine eigne Flugschrift über sie drucken ließ? Ich will es ganz offenherzig gestehn. Einzig und allein führte mich zur Fr. v. K. die Absicht zu erfahren, welchen Antheil sie an der Stiftung des heiligen Bundes hatte. Denn daß sie dabei mitgewirkt, ließ sich vermuthen. Und daß sie mich hierüber nicht falsch berichtet hat, erhellet aus einem andern Berichte, nämlich dem eines französisch-schweizerischen Geistlichen, der lange mit dieser Frau umgegangen und auch den Kaiser Alexander oft bei ihr in Paris gesehen hat. S. Dessen „Notiz „über Alexander, Kaiser von Russland." Aus dem Französischen in Bran's Minerva (1828. Oktoberheft. Nr. 5.) abgedruckt. Was hier jener ungenannte Geistliche (sein Name ist Empeta) berichtet, stimmt in der Hauptsache ganz mit dem überein, was mir Fr. v. K. selbst sagte und ich in dem gedruckten Gespräche größtentheils mit ihren eignen Wor-

ten wiedergesagt habe. Daher kann ich den Widerspruch, welchen Laharpe, der Erzieher des Kaisers, gegen den Bericht des Geistlichen erhoben hat, in Bezug auf jene Hauptsache nicht für begründet halten.*)

Indessen musst' ich auch wegen dieses Schriftleins ziemlich bittre Vorwürfe hören. Der Eine sagte, ich hätte das Geheimniß der Fr. v. K. wegen ihrer Theilnahme an der Stiftung des heiligen Bundes ausgeplaudert und ihr dadurch die Ungnade des mächtigen Monarchen, bei dem sie früher in so hoher Gunst stand, zugezogen. Das Letztere war nicht ungegründet. Denn sie fand bei ihrer Rükkehr nach Russland allerdings keine gute Aufnahme und durfte nicht einmal nach Petersburg kommen. Ihr Schwiegersohn aber, ein Hr. v. B., versicherte einem meiner Freunde, daß meine Schrift hauptsächlich daran Schuld gewesen. Allein Fr. v. K. machte selbst gar kein Geheimniß aus der Sache und that sich ordentlich etwas darauf zu Gute, daß sie einen so wesentlichen Antheil an diesem welthistorischen Faktum gehabt hatte. Warum hätt' ich es denn also der Welt nicht sagen sollen? Daß man Fr. v. K. auf solche Weise desavouiren würde, konnt' ich nicht voraussehn. Wenn ich es aber auch vorausgesehn hätte, so würd' ich doch nicht anders gehandelt haben. Denn es war

*) Jener Widerspruch L.'s findet sich in einem Schreiben Desselben an den Herausgeber des Globe (T. VII. N. 65. 1829) und ist wahrscheinlich dadurch hervorgerufen worden, daß L. die Ehre seines erlauchten Zöglings und mittelbar auch seine eigne durch den Bericht des Geistlichen E. angetastet glaubte. Allein es handelt sich hier bloß um geschichtliche Thatsachen. Uebrigens hat L. wohl Recht, wenn er sagt: „Sans rien préjuger sur la sainte „alliance, telle qu' elle a apparu au monde civilisé par ses résultats, „on peut reconnaître néanmoins que sa conception première ne „méritait point les reproches, qui ont été prodigués à ses dévelop-„pemens subséquens.“ — Die ursprüngliche Idee des heiligen Bundes ist und bleibt ewig gut. Aber die Verwirklichung der Idee ward durch unglückliche Verhältnisse gehemmt. Wahrscheinlich wird es auch noch lange dauern, ehe die von Schmidt-Phiseldeck vorgezeichnete „Politik nach „den Grundsätzen der heiligen Allianz“ (Kopenh. 1822. 8.) in's Leben treten wird. [N. A.]

recht gut, daß dem schwärmerisch-mystischen Thun und Treiben dieser Frau endlich einmal ein Ziel gesetzt wurde. Hab' ich dazu wirklich etwas beigetragen, so freut es mich von Herzen, so sehr, daß ich wünschte, alle meine Schriften gegen das schwärmerisch-mystische Unwesen unsrer Zeit möchten gleichen Erfolg gehabt haben.

Ein Andrer behauptete, der leipziger Philosoph möchte wohl auch ein wenig von der nordischen Schwärmerei angesteckt worden sein, weil ich nämlich den himmlischen Silberblick im Auge der Fr. v. K. gerühmt hätte. Nun, diesen Vorwurf kann ich leicht ertragen. Denn die Welt weiß zu gut, daß er mich nicht trifft. Man kann ja wohl sagen, daß man jemanden verzückt gesehn, ohne selbst verzückt zu sein.

Ein Dritter meinte, ich hätte mich wohl gar, gleich vielen Andern, in diese wegen ihrer Schönheit berühmte Frau verliebt. Daher sagte der vormalige Professor Voß in Halle, Herausgeber einer historisch-politischen Zeitschrift, die er schlechtweg „die Zeiten" Andre aber „schlechte Zeiten" nannten — weshalb ein Witzkopf ihm einmal den boshaften Trinkspruch zubrachte: „Herr Professor, auf bessere Zeiten!" — er sagte in dieser Zeitschrift, ich sei am Bette der Fr. v. K. in die Knie gesunken. Da verwechselte aber der gute Zeiten-Voß selbst die Zeiten. Als Fr. v. K. noch in der Blüthe ihrer Jahre stand, hätte sie mich wohl behexen können. Aber zu der Zeit, wo ich sie in Leipzig kennen lernte, hatt' es damit keine Noth. Ihr Auge war wohl schön; und wenn sie es andächtig zum Himmel erhob, so gab es wirklich einen himmlischen Silberblick. Im Uebrigen aber war sie nichts weniger als eine Ninon, in die sich, wie man erzählte, noch ihr Enkel verliebte. Mit dem In-die-Knie-sinken war es also nichts, weder um mit Fr. v. K. zu beten, noch um sie selbst anzubeten. Bei dem allen war sie eine anziehende Frau, und wer eine gläubige Seele zu ihr brachte — was freilich bei mir nicht der Fall war — der konnte wohl von ihrer schwärmerischen Beredtsamkeit hingerissen werden.

Bei dieser Gelegenheit muß ich aber noch einer andern, nicht minder bedeutenden Frau gedenken, die ich gleichfalls in Leipzig zuerst kennen lernte, und zwar im Hause des Prinzen Emil von Holstein-Sonderburg-Augustenburg, in welchem ich überhaupt viel interessante Bekanntschaften gemacht und auch sonst viel Gutes genossen habe.*) Nachher besucht' ich jene Frau in Dresden, ihrem spätern Aufenthaltsorte, stand seitdem mit ihr im freundlichsten, auch brieflichen, Verkehre, und wohnte bei ihr ein Vierteljahr lang während des Landtags im J. 1833, wo sie aber schon sehr leidend war und bald nach meinem Abgange von dort im 79. Lebensjahre starb. Doch bald hätt' ich vergessen, sie dem Leser zu nennen. Ich meine die ehrwürdige Elisa von der Recke, geborne Reichsgräfin von Medem, Schwester der letzten Herzogin von Kurland. Wie verschieden war doch diese, dem Publikum auch als Dichterin und Schriftstellerin rühmlichst bekannte, Frau von der Fr. v. Krüdener, ihrer Landsmännin, mit der sie früher eine Zeit lang selbst in der großen Welt gelebt hatte. Ein edles, wohlwollendes, wahrhaft frommes Herz stand hier im schönsten Bunde mit einem hellen, durch vielfache, auch

*) Dieser Prinz, der früher in Leipzig studirt, dann als General in dänischen Diensten gestanden hatte, hielt sich nach Verlassung dieser Dienste mit seiner liebenswürdigen Familie lange Zeit in Leipzig auf und sahe oft Gesellschaft bei sich. Hier lernt' ich auch einen deutschen Fürsten (den vormaligen Herzog v. Köthen) kennen, der vornehmlich durch seinen und seiner schönen Gemahlin plötzlichen Uebertritt von der protestantischen zur katholischen Kirche Aufmerksamkeit erregt hat. Vor diesem Uebertritte war er sehr gnädig gegen mich, weil ich die Rechte seines Hauses und Landes gegen das Zollsystem eines benachbarten Staats in einer besondern Schrift vertheidigt hatte. Nachher aber ward er sehr ungnädig auf mich, weil ich ein königliches Schreiben, das auf jenen bedenklichen Schritt sich bezog, nebst einigen Bemerkungen darüber durch den Druck bekannt gemacht hatte. So leicht verscherzt man dort unten die Gunst der Fürsten, wenn man nicht alles gut heißt, was sie thun! Hier oben ist das ganz anders. Da hören alle Fürsten gern die Wahrheit. Freilich haben sie auch keinen Hofstaat mehr um sich, keine Minister, keine Günstlinge, und am wenigsten Beichtväter. [N. A.]

bittere, Lebenserfahrungen gereiften Verstande. Darum war sie aber auch ebenso, wie der in ihrem Hause lebende Dichter Tiedge, der geistreiche Sänger der Unsterblichkeit, eine abgesagte Feindin alles Obscurantismus, Mystizismus und Jesuitismus; ob sie mir gleich offenherzig gestand, daß sie in frühern Lebensjahren, von einer lebhaften Einbildungskraft verleitet, einen nicht geringen Hang zur Schwärmerei gehabt und daher selbst den berühmten Wundermann Cagliostro — auch Groß-Kophtha genannt — wie ein höheres Wesen verehrt habe.*) Desto mehr Ehre macht es ihrer Geisteskraft, daß sie sich später über all dergleichen Nebelwesen zu erheben vermochte. S. außer ihrer Schrift über Cagliostro, welche viel zur Entlarvung dieses Betrügers beigetragen hat, ihre Schrift über den darmstädtischen Oberhofprediger Stark, der heimlich

*) Ursprünglich hieß dieser merkwürdige Mann Giuseppe Balsamo und war aus Palermo in Sizilien gebürtig. Eine Zeit lang trieb er sich auch unter dem Titel eines Marchese Pellegrini umher. Erst später nannt' er sich Graf Cagliostro. Bei der großen Welt fand er vornehmlich dadurch Eingang, daß er angeblich mit dem Geisterreiche in genauer Verbindung stand, und vermöge dieser Verbindung allerhand magische Künste trieb, auch den Stein der Weisen besaß, der ihn in Stand setzte, nicht nur Gesundheit und Schönheit zu erhalten, sondern auch, was die Hauptsache war, Gold zu machen. In der That macht' er viel Gold, nämlich theils durch Erhebung starker Vorauszahlung auf die für Andre zu entdeckenden Schätze, theils durch den Verkauf kostbarer Lebens-Tinkturen und Schönheits-Essenzen, theils durch die sehr theure Gefälligkeit seiner schönen Frau gegen andre Männer, theils endlich durch sehr täuschend nachgemachte fremde Handschriften und durch andre Geschicklichkeiten dieser Art. Dieß brachte ihn jedoch zuletzt, trotz aller Magie, in's Gefängniß, worin er auch 1795 zu St. Leo im Kirchenstaate starb. Wiewohl ich nun ein ganzes Vierteljahrhundert mit diesem Wundermanne auf der Unterwelt zusammen lebte und derselbe nach und nach alle europäischen Länder und Hauptstädte durchzog: so bin ich doch leider nicht so glücklich gewesen, ihn dort persönlich kennen zu lernen, so viel ich auch von ihm und seinen Wunderthaten erzählen hörte. Hier oben aber spielt er eine sehr klägliche Rolle. Denn kein Mensch beachtet ihn, und selbst die Geister, welche sonst augenblicklich seinem Willen gehorchten, bekümmern sich jetzt gar nicht mehr um ihn. Sic transit gloria mundi! [N. A.]

zur katholischen Kirche übertrat und doch öffentlich bis an seinen Tod protestantischer Geistlicher blieb, und ihre sehr lesenswerthe Beschreibung einer Reise nach Italien in 4 Bänden, auch in's Französische übersetzt und allen denen zu empfehlen, welche in Italien durch Kunstgenuß und kirchlichen Pomp (wie Stolberg und andre Menschen von lebhafter Einbildungskraft aber schwachem Verstande) versucht werden könnten, dem Katholizismus zu huldigen. Sie starb im J. 1833 zu Dresden und vermachte mir in ihrem Testamente zwei Bilder, die ich mit Wohlgefallen betrachtet hatte, als ein theures Andenken an ihre Freundschaft.

Was meine anderweiten Flugschriften betrifft, so hat man mir nur im Allgemeinen den Vorwurf gemacht, daß ich deren zu viel hätte in die Welt ausgehn lassen. Man hat mich deshalb wohl gar einen Broschüren- oder Pamphletschreiber genannt. Das war aber unrecht. Denn ich habe ja auch größere, zum Theil aus mehren Bänden bestehende, wissenschaftliche Werke herausgegeben. Und was jene betrifft, so sollte man nicht vergessen, was einmal der mir unbekannte Rezensent einer solchen Schrift in einem öffentlichen Blatte (Liter. Konvers. Bl. 1825. Nr. 175. S. 699.) sagte: „Kleine Schriften „sind oft für die Fortschritte der Menschheit viel wichtiger ge„worden, als große Werke von gediegenem Inhalte. Die „Verachtung, mit welcher der Weltmann und auch sogar der „Gelehrte nicht selten auf Flugschriften herabblickt, und unter „dem Namen Pamphlet alles verwirft, was ihm nicht durch „Masse oder gelehrte Form respektabel erscheint, beruht auf „leerem Dünkel und roher Unwissenheit. Die Schriften, mit „welchen Luther die segensreiche Kirchenverbesserung begann „und befestigte, Pascal das Gift der Jesuitenlehre enthüllte, „was waren sie anders als Pamphlete? Die Wirksamkeit, der „Nutzen dieser Schriftgattung, ist außer allem Zweifel; es „kommt nur darauf an, daß dabei den guten Zwecken auch die „richtigen Mittel jedesmal entsprechen." Ob dieß bei meinen Flugschriften der Fall gewesen, kann ich selbst freilich nicht ent-

scheiden. Aber gewirkt haben sie, das weiß ich; sie sind auch selbst bis dahin gedrungen, wohin dickleibige gelehrte Bücher unmöglich dringen können, bis in die Kabinete der Fürsten, in die Budoirs der Damen, und sogar in die Dorfschenken. Denn als einst ein reisender Freund von mir in einer solchen einkehrte, fand er eine Menge von Bauern versammelt, welche dem Schulmeister, der eben eine Flugschrift von mir vorlas, sehr andächtig zuhörten. Das war denn doch immer besser, als wenn sie sich mit Bier und Branntwein die Köpfe erhitzt und nachher dieselben zerschlagen hätten.

Zu den obgenannten Schriftstellern, gegen welche ich geschrieben, hätt' ich noch die Namen Beckedorf und Eylert setzen sollen.

Ich habe nämlich gegen den Ersten geschrieben, weil er, ein angeblicher Protestant und Diener eines protestantischen Fürsten, des Königs von Preußen, der Luther'n selbst ein öffentliches Denkmal gesetzt und die Leibeigenschaft in allen seinen Staaten aufgehoben, dennoch den Katholizismus und die Leibeigenschaft auf eine höchst sophistische Weise vertheidigte*) — gegen den Zweiten aber, weil er, ein christlicher Prediger, der überall und besonders in den Herzen der Gewaltigen Liebe und Vertrauen wecken sollte, in einer vor demselben Könige beim Ordensfeste gehaltenen und nachher durch den Druck bekannt gemachten Rede als öffentlicher Ankläger seiner Zeit (noch dazu ohne allen Beweis, bloß deklamirend) auftrat, und dadurch gerade das Gegentheil von dem that, was sein Beruf und seine Zeit heischte.

Wenn man mir nun in dieser und andrer Beziehung noch den Vorwurf gemacht, daß ich soviel polemische Schriften herausgegeben: so sollte man wohl bedenken, daß es in der Menschenwelt überhaupt zweierlei Naturen giebt und geben muß,

*) Später zeigte es sich, daß er schon heimlich zur katholischen Kirche übergetreten war, und ward daher wegen dieser Unredlichkeit seines Amtes entlassen; wozu eben jene Schrift Veranlassung gab, indem sie die Heuchelei entlarvte. [N. A.]

friedfertige, welche fünf gern gerade sein lassen, und streitbare, welche das durchaus nicht ertragen können. Leider gehört' ich zur zweiten Klasse. Zwar versucht' ich oft, mich in die erste zu versetzen. Ich sagte zu mir selbst: „Was hilft dir all dein „Kämpfen? Du wirst die Welt doch nicht ändern, und machst „dir nur überall Feinde. Sitze doch still und verzehre das „Bisschen, was du hast, in Ruhe!" — Aber es war vergeblich. So oft ein Sophist auftrat und behauptete: „Zwei mal „zwei macht fünf," prickelt' es mich Tag und Nacht so lange, bis ich sagte: „Nein! es macht vier." — Da merkt' ich denn wohl, daß ich recht eigentlich znr streitenden Kirche gehörte und daß ich es ebendarum nicht weit in der Welt bringen würde. Ich grämte mich aber nicht deshalb. Denn ich erinnerte mich, daß selbst unser großer Meister gesagt hatte: „Ich bin nicht „kommen, Friede zu senden, sondern das Schwert." — Und was möchte wohl aus der Menschheit geworden sein, wenn es immer nur solche Naturen gegeben hätte, wie etwa Melanchthon und Erasmus waren? Ich bin weit entfernt, dem Ruhme dieser Männer zu nahe zu treten. Es waren in ihrer Art wackere Männer. Aber nimmer hätten sie eine Kirchenverbesserung zu Stande gebracht. Und wenn es gleich jetzt einer solchen Verbesserung nicht mehr bedarf — also auch keines Luther's, der, oft und in verschiedener Absicht zurückgewünscht, mit seiner Heftigkeit jetzt nur übel ärger machen, auch bald zur Ruhe gebracht werden würde, wenn er mit den Heinrichen und Georgen nach seiner herben Manier reden wollte — so ist es doch gut, wenn jede Zeit Männer hat, die nicht fünf gerade sein lassen. Wer demnach keine Polemik will, der mag sich nur, nicht nach dem Monde, sondern nach Utopien versetzen lassen. Denn im Monde giebt es ja Festungen, wie man neuerlich entdeckt hat. Wo es aber Festungen giebt, da giebt es gewiß auch Polemik, nicht bloß körperlich, sondern auch geistig genommen.

Uebrigens seh' ich jetzt, nachdem ich der Erde entrückt bin, wohl ein, daß ich bei meiner dortigen Schriftstellerei vier große

Fehler begangen habe. Erstlich hab' ich's den Lesern viel zu leicht gemacht, meine Schriften zu verstehn; ich habe zu klar geschrieben, weil ich den einfältigen Grundsatz hatte, ein Schriftsteller müsse bei sich selbst erst im Klaren sein, eh' er Andre belehren wolle. Das ist aber gar nicht nöthig, ja nicht einmal gut für den Schriftsteller. Viel besser ist's, wenn er den Lesern recht viel Kopfbrechens macht, indem er eine Menge neuer Phrasen drechselt und seine Gedanken in Dunst und Nebel hüllt, so daß es klingt, als sprách' er wie ein Orakel vom Dreifuß herab. Dann bilden sich die Leser ein, es müsse recht viel dahinter stecken, bewundern und rühmen den Autor als ein großes Genie, besonders wenn er noch den Kunstgriff braucht, aus seiner Wolkenhülle von Zeit zu Zeit einige Donnerkeile auf die gemeinen Naturen herabzuschleudern, die ihm nicht Beifall geben wollen. So ertrotzt er den Beifall wenigstens bei der staunenden Menge, die immer geneigt ist, dahin zu hören, wo am meisten Lärm gemacht wird. Auch kann er sich dann leicht, selbst gegen den gerechtesten Tadel, durch die Ausrede schützen, daß man ihn nicht verstanden habe. Denn wer will ihm bei der Dunkelheit seiner Rede beweisen, daß dieses oder jenes der wahre Sinn seiner Worte sei?

Sodann hab' ich darin gefehlt, daß ich den gesunden Menschenverstand zu sehr in Ehren gehalten und mich ebendarum vor dem Paradoxen zu sehr gehütet habe. Hätt' ich z. B. nur den einzigen kleinen Satz aufgestellt, den ein berühmter Philosoph in Berlin an's Tageslicht gebracht hat und der in der vierten Ausgabe von Tennemann's Grundriß der Geschichte der Philosophie S. 513. mit Recht für merkwürdig erklärt wird: „Was vernünftig, ist wirklich, und was wirklich, „ist vernünftig" — wie würde die Welt gestaunt, und wie würde sich zugleich der türkische Sultan mitsammt dem Großvizir und dem Mufti gefreut haben, zu vernehmen, daß alles, was ihre Vorfahren und sie selbst bisher zur Wirklichkeit gebracht, vernünftig und also auch recht und billig sei! Oder hätt' ich gar aller Logik Hohn gesprochen, Widerspruch auf Wider-

spruch, Inkonsequenz auf Inkonsequenz gehäuft, und dann, wenn mich etwa jemand deshalb zurechtgewiesen, gleich einem andern nicht minder berühmten Philosophen in Erlangen, nachher in München, erwidert: „So muß man eben philosophiren, „denn die Philosophie ist nur insoweit wahre Wissenschaft, als „sie sich dem sogenannten gesunden Menschenverstande und „also auch der sogenannten Logik, die aber nichts weniger als „Vernunftlehre ist, entgegensetzt“ — o wie würden mir alle Wahnsinnige, deren es bekanntlich außer den Tollhäusern noch weit mehr giebt, als in denselben, ihren hohen Beifall zugejauchzt haben! Was aber mein philosophisches System betrifft, so hab' ich freilich hier oben manche Unvollkommenheit an demselben entdeckt. In der Hauptsache aber halt' ich es noch immer für wahr, und zwar ebendarum, weil es sich dem gesunden Menschenverstande und der Logik nicht entgegengesetzt hat.

Einen dritten Fehler hab' ich dadurch begangen, daß ich bei Abfassung meiner Schriften immer nur fragte, was wahr oder falsch, nicht was gefällig oder misfällig wäre, weil ich der einfältigen Meinung war, daß ein rechtschaffener Gelehrter die letztere Frage gar nicht aufwerfen dürfte. Hatte mir doch Reinhard selbst (s. den 5. Br.) geboten: „Erforschen, lehren „und bekennen Sie, was Sie nach bestem Wissen und Ge„wissen für wahr und gut halten. So zu handeln und Andre „so handeln zu lehren, ist der große Beruf des akademi„schen Docenten.“ Das hatt' ich mir tief eingeprägt. Indem ich jedoch nach diesem Grundsatze handelte, stieß ich natürlich überall an. Darum bekam ich auch manchen Verweis in Folge meiner Schriften. Weil nun aber diese Verweise immer nur meine Gedanken und Worte, nie meine Amtsführung oder meinen Lebenswandel betrafen, und weil dergleichen Verweise doch nie beweisen, daß das Gedachte und Gesprochne falsch sei: so fielen sie leider auf einen unfruchtbaren Boden, und ich selbst fiel in den Verdacht, daß ich ein hartnäckiger, inkorrigibler Mensch sei. Dieser Verdacht hat mir sehr wehe

gethan. Denn es konnte niemand empfänglicher für Belehrung und bereitwilliger zur Besserung sein, sobald man es nur nicht unter seiner Würde hielt, mit Wohlwollen und mit Gründen auf mein Gemüth zu wirken. Gewalt aber und Härte haben nie den beabsichtigten Eindruck auf mein Gemüth gemacht. Sie bestärkten mich vielmehr in meiner Ueberzeugung. Dabei that es mir nur leid, wenn auch Andre in meine Sache verwickelt wurden. So verklagte einst das katholische Konsistorium in Dresden die protestantisch-theologische Fakultät in Leipzig bei der höchsten Behörde darüber, daß diese Fakultät meiner Schrift: „Was sollten jetzt die protestanti„schen Katholiken in Deutschland thun?" das Imprimatur ertheilt hatte. Die Fakultät, deren Dechant eben mein gleichgesinnter Freund Tzschirner war, vertheidigte sich aber deshalb so gut, daß die Klage glücklicher Weise weiter keinen Erfolg hatte, weil die Behörde wohl einsahe, daß eigentlich kein Grund zur Klage vorhanden war.*)

Endlich hab' ich auch darin gefehlt — und dieser Fehler ist vielleicht der bedeutendste — daß ich es in meinen Schriften mit der ehrsamen Sippschaft der Betbrüder und Betschwestern, die dermalen auf der Erde (hier oben ist es freilich nicht der Fall) in großem Ansehn steht, so ganz und gar verdorben habe. Hätt' ich von Zeit zu Zeit die Augen verdreht, herzbrechende Seufzer über die böse Welt oder die verdorbne Vernunft aus-

*) Die Vertheidigungsschrift der Fakultät ist so trefflich, daß ich sie wohl hier möchte abdrucken lassen, wenn sie nicht zu lang wäre. Glücklicher Weise ist das aber nicht nothwendig, da sie schon anderswo abgedruckt ist. S. Allg. Kirchenzeit. 1840. Nr. 11. Jene Schrift aber, auf welche sich die Klage bezog, findet sich auch in meinen gesamm. Schriften. (B. 2. Nr. XX). Sie machte in der katholischen Kirche soviel Aufsehn, daß man sie in den Index librorum prohibitorum setzte. Das half aber nichts. Vielmehr wurde sie nun desto eifriger gesucht und gelesen. Es befolgten auch manche katholische Gelehrte meinen Rath, unter andern ein Prof. Eisenschmid, der ein lehrreiches Werk über das Unwesen der Konzilien geschrieben hat. [N. A.]

gestoßen, von unaussprechlichen Geheimnissen und überschwenglichen Gefühlen geschwatzt, recht viel von christlicher Demuth (trotz innerem Stolze) und christlicher Liebe (trotz innerem Hasse) geredet, auch wohl hin und wieder ein wenig katholisirt, wenigstens das heidnische Schaugepränge der katholischen Kirche als höchst erbaulich gepriesen, und dann nebenher denen, die eben das Ruder in Händen hatten, allerlei Süßigkeiten von göttlichem Rechte und absoluter Gewalt, denen aber, die davon nichts wissen wollten, allerlei Bitterkeiten von Revoluzionssucht und Hochverrätherei gesagt, mich also auch als einen gutwilligen Schriftsteller gezeigt, gleich jenen barmherzigen Schwestern, die von groben Leuten feile Dirnen genannt werden — o mein Himmel! welch Glück hätt' ich durch meine Schriftstellerei machen, wie viel Geld und Ehre hätt' ich dadurch gewinnen können! Darum rieth mir auch hier ein zweideutiger Genius, ich möchte doch, wenn ich etwa von neuem einen menschlichen Leib anziehn sollte, um noch eine Wallfahrt auf der Erde zu machen, das Ding gescheidter anfangen und jene Fehler in den künftig herauszugebenden Schriften vermeiden; denn die jetzige, die er im MS. (so weit es schon fertig war) mit einem etwas boshaften Lächeln durchblätterte, hat leider noch manche von den alten Unarten an sich, weil es bei mir auch hier oben noch nicht zum vollen Durchbruche gekommen.

Beim Worte Geld, das ich vorhin brauchte, fällt mir noch ein, daß ich doch auch etwas von dem pekuniären Gewinne sagen muß, welchen ich aus meinen Schriften gezogen. Sehr groß war er allerdings nicht. Denn ein reicher Mann bin ich durch Schriftstellerei nicht geworden; obgleich viele meiner Schriften auch in fremde Sprachen (franz. engl. holländ. dän. schwed. poln. ungar. neugriech. rc.) übersetzt und mehrmal aufgelegt worden. Aber etwas hat mir diese Produktivität doch eingebracht, besonders in der zweiten Hälfte meiner schriftstellerischen Laufbahn. Ich konnte nicht nur früher gemachte Schulden bezahlen, sondern auch nach und nach etwas zurück-

legen. Weil ich aber merkte, daß mit dem Besitze auch die Begierde nach dem Mehrbesitze wuchs, und weil ich in der Schrift gelesen hatte, daß man selbst Auge, Hand und Fuß wegwerfen sollte, wenn sie uns ärgerten: so sucht' ich mich des Ueberflusses — denn für meine Bedürfnisse war es wirklicher Ueberfluß — dadurch zu entledigen, daß ich einen Theil des gesammelten Kapitals den Universitäten Leipzig und Halle zur Begründung einer wohlthätigen Stiftung schenkte. (S. Urkundliche Nachricht von einer Schenkung und Stiftung für die Universitäten Leipzig, Halle-Wittenberg ꝛc. Leipzig, 1829. 8.). Darüber machte man nun wieder allerhand Glossen, mitunter auch recht unverständige, selbst böswillige. Denn das Glossiren gehört mit zur Erbsünde der Menschen, besonders der Gelehrten. Man sagte sogar, ich hätte für meine Schrift über die Emanzipazion der Juden von dem reichen jüdischen Handelshause Rothschild eine Belohnung von 10000 Thalern bekommen, also noch mehr als Lessing, der auch für seinen Nathan von den Juden 1000 Dukaten erhalten haben soll. Aus diesem Geschwätze hab' ich mir aber so wenig gemacht, daß ich, wenn ich nur das Geld dazu gehabt hätte, allen Schwätzern zum Trotze gleich auf der Stelle noch eine Stiftung gemacht haben würde, und zwar zum Besten derer, die etwa das Unglück haben sollten, vor Neid und Misgunst den Verstand zu verlieren. Was meine Kinder betrifft, so hab' ich sie dergestalt erzogen und gebildet, daß sie, gesund an Leib und Seele, in der Welt schon fortkommen werden, wenn sie auch ebensowenig als ich große Schätze von ihren Eltern ererben sollten. Und sie mögen sich darob nur glücklich preisen. Denn äußerst selten haben große, von den Eltern ererbte, Schätze die Kinder glücklich gemacht; wie denn überhaupt ein großes Vermögen für die meisten Menschen nur ein großes Unglück oder, wie Seneca sagt, eine große Knechtschaft ist. Magna servitus est magna fortuna. Ich wollte also dadurch, daß ich einen Theil meines erworbnen Vermögens dem öffentlichen Besten widmete, nicht nur mich

selbst vor solcher Knechtschaft bewahren, sondern auch meine Kinder, und diesen zugleich recht tief in's Gedächtniß das schöne Wort von Horaz prägen:

> Vivitur parvo bene, cui paternum
> Splendet in mensa tenui salinum.

Genügt ihnen dieses väterliche Salzfaß nicht, nun, so mögen sie selbst durch eigne Anstrengung ein größeres Vermögen erwerben. Sie werden dann auch größeren Genuß davon haben. Denn nur, was der Mensch so erworben hat, weiß er gehörig zu schätzen und zu brauchen, also auch zu genießen.

Weil ich aber so eben ein Wort über den Ertrag meiner Schriftstellerei gesagt habe, so will ich gleich noch ein zweites über den Ertrag meiner Vorlesungen hinzufügen. Diese haben mir jedoch weniger eingebracht, als jene, obwohl meine Vorlesungen meistens stark besucht wurden, ja zuweilen so stark, daß es an Raum gebrach und manche Studirende, die lieber sitzend als stehend, lieber im Hörsale als vor der Thüre zuhören wollten, wieder fortgingen*). Die Schuld von jenem geringern Ertrage lag aber theils an mir selbst, weil ich zu gutwillig im Erlassen des Honorars war, auch wo gerade kein dringendes Bedürfniß auf Seiten des Bittenden stattfand; theils an meinen Zuhörern, die, wenn sie Nachsicht ohne oder auch mit Erlaß eines Theils vom Honorar erhalten hatten, nicht selten die Akademie verließen, ohne ihre Verbindlichkeit gegen mich erfüllt zu haben. Von diesen haben sich nur äußerst Wenige später ihrer Pflicht erinnert. Denn die Jugend ist in solchen Dingen gar zu vergeßlich. Doch erhielt ich von Zweien einen schönen Beweis edler Gesinnung. Der Eine, Namens Rivinus, ging durch Leipzig, um Europa

*) Es war wohl sonderbar, daß die Universität Leipzig, die so viele und so große Gebäude besaß, doch keine öffentlichen und großen Hörsäle für die Vorlesungen hatte. Neuerlich hat man indeß ernstlich daran gedacht, einem solchen Uebelstande abzuhelfen, indem man ein altes Gebäude niedergerissen und ein neues, das sog. Augusteum, aufgeführt hat, in welchem sich auch mehre Auditorien befinden. [N. A.]

ganz zu verlassen und sich in Amerika anzusiedeln. Bei dieser Durchreise kam er zu mir und bezahlte das rückständige Honorar, „weil er," wie er sagte, „jetzt es vermöge, aber nicht „wisse, ob er es künftig auch vermögen werde!" Der Andre, dessen Name mir leider nicht beifällt, schrieb an mich und schickte mir sogar denjenigen Theil des Honorars, den ich ihm erlassen hatte, „weil er," wie er schrieb, „den Erlaß nur unter „der stillschweigenden Bedingung gesucht hätte, später auch das „Erlassene zu bezahlen, wenn er das Vermögen dazu erlangt „haben würde." Welcher von Beiden es hierin dem Andern an Edelsinn zuvor that, mag ich nicht entscheiden. Selten aber ist solcher Glaube in Israel gefunden worden. Bei so bewandten Umständen hab' ich nur in einigen Jahren bis gegen 1000 Thaler Honorar eingenommen; und nur in zwei Jahren hab' ich es über 1200 Thaler gebracht. Das waren die Jahre, wo zwei deutsche Erbprinzen (die von Kurhessen und von Hessen-Darmstadt) hier studirten und mit ihrem Gefolge von Gubernatoren und Instruktoren meine Vorlesungen besuchten. Gott gebe nur, daß sie, wenn sie künftig zur Regierung gelangen, auch gut regieren, damit keine Schuld auf meinen Unterricht falle! Doch kann ich auf Ehre und Gewissen versichern, daß ich ihnen in den Vorlesungen über Staats- und Völkerrecht, die sie unter andern besuchten, ohne Rückhalt gesagt habe, was zu einer guten Regierung gehöre. Ich darf also wohl hier ausrufen: Dixi et salvavi animam meam!

Meine literarische Thätigkeit erlitt jedoch im J. 1821 wieder eine ganz unerwartete Unterbrechung. Die Griechen erhoben das Panier des Kreuzes gegen das des Halbmonds. Mir schlug das Herz sogleich stärker, als ich die erste Kunde davon erhielt. Ich merkte auch bald, daß viele andre Christenherzen mit dem meinigen sympathisirten. Weil aber anderwärts das Unternehmen der Griechen mit den furchtbaren Worten R e b e l l i o n und R e v o l u z i o n gebrandmarkt, ja weil nicht bloß der politische, sondern auch (von Seiten einer mehr egoistisch als christlich gesinnten Klerisei) der kirchliche Bannstrahl

gegen die armen Griechen geschleudert wurde: so wagt' es niemand, für die Unglücklichen das Wort zu führen. Da zuckt' es mir in allen Gliedern, besonders in den Fingerspitzen. Als nun auch noch einige griechische Jünglinge, die auf Deutschlands Hochschulen studirt, zum Theil auch bei mir selbst Philosophie gehört hatten, und jetzt im Begriff waren, in ihr Vaterland zurückzukehren, um ihm mit dem Degen in der Faust zu dienen — als diese wackern Jünglinge zu mir kamen, inständig bittend, ihrer verzweifelten Sache mich doch schriftlich anzunehmen: da konnt' ich nicht länger die Tinte halten. Ich schrieb das bekannte Osterprogramm: Griechenlands Wiedergeburt, und zeigte darin, daß von Legitimität auf türkischer Seite gar nicht die Rede sein könne, folglich auch nicht von Rebellion und Revoluzion auf griechischer, sondern nur von Vindikazion und Restaurazion; daß also die Sache der Griechen der Unterstützung so würdig als bedürftig sei; ja ich foderte sogar zu dieser Unterstützung auf. Da ich nur ausgesprochen, was viele tausend Herzen gefühlt hatten: so war es hier leicht, Beifall zu erndten. Das Programm ging reißend ab und wurde bald wieder aufgelegt, auch übersetzt. Nur wenige Engherzler spöttelten über den neuen Kreuzprediger Peter. Daraus macht' ich mir aber ebensowenig, als aus andern Spöttereien.

Bald kam ich jedoch in große Verlegenheit. Es hatte sich, Gott weiß wie, das Gerücht verbreitet, daß ich ein Freikorps für die Griechen errichten wollte und zu diesem Behuf ein paar Millionen Piaster von den Griechen selbst bekommen hätte. Nun meldeten sich nicht bloß aus Sachsen und aus Deutschland überhaupt, sondern auch aus Russland, Polen, Ungarn, Oberitalien, der Schweiz, Frankreich, England, den Niederlanden, Dänemark und Schweden, eine Menge von Menschen, theils brieflich theils persönlich, um in jenes Korps aufgenommen zu werden. Darunter befanden sich aber nicht etwa nur Kriegsmänner, vom Korporal bis zum General — deren Einige großartig genug erklärten, weder Sold noch

Rang verlangen, sondern bloß der guten Sache dienen zu wollen, während die Meisten gleich ein gutes Handgeld und ein Offizierpatent foderten — sondern auch Schuster und Schneider, Landwirthe und Kaufleute, Künstler und Gelehrte, nicht minder allerlei Glücksritter und Beutelschneider, die nichts weniger im Sinne hatten, als ihre Haut den Türken zu Markte zu tragen, sondern nur ein Stück Geld haben wollten, um ihr elendes Dasein auf kurze Zeit zu fristen. Manche aus der genialen Zunft der Projektmacher legten mir auch neue Plane vor zur wohlfeilsten und tauglichsten Ausrüstung der Mannschaft, zum Ersatze der Kanonen, Haubizen und Mörser durch leichtere und minder kostspielige Wurfmaschinen, selbst zur Erbauung, Belagerung und Vertheidigung der Festungen, in welcher letztern Hinsicht sich besonders ein dänischer Major um die Griechen verdient machen wollte.

Das alles wäre nun wohl noch zu ertragen gewesen, ungeachtet es viel Porto (denn die Wenigsten frankirten ihre Briefe) und viel Zeit (denn die Meisten wollten ausführlichen Bericht haben) kostete, wenn ich nur wirklich jene Millionen Piaster gehabt hätte, um alle Wünsche und Ansprüche befriedigen zu können. Aber die Griechen brauchten ihr Geld viel dringender zu Hause, und die freiwilligen Beiträge, die mir etwa von gutmüthigen Seelen zuflossen, waren sehr spärlich. Eine arme Wittwe brachte wohl, ähnlich der im Evangelium, ihr Scherflein, aber die, so Hunderte und Tausende verspielten oder sonst vergeudeten, verschlossen meist ihr Herz und ihren Beutel *). Ich machte die traurige Erfahrung, daß gegen

*) In einem gewissen Staate wurde sogar einem meiner Freunde, der für mich zum Besten der Griechen Geld sammelte, dieses Kolligiren als Landesverrath untersagt, weil man dadurch mit den Türken in Krieg verwickelt werden könnte! In einem andern wurde eine meiner Griechenschriften konfiszirt, und in einem dritten wurden Griechenlieder, die ein deutscher Dichter herausgeben wollte, von der Zensur nicht zum Drucke gelassen. Derselbe Staat aber gab nachher dem befreieten Griechenland seinen ersten König. [N. A.]

Hundert, die Leben und Gesundheit auf's Spiel zu setzen bereit waren, kaum Einer etwas von seinem Eigenthume aufopfern wollte. Ich brachte nicht mehr zusammen als 800 Thl. 8 Gr. 8 Pf., die ich zur Unterstützung bedrängter Griechen, welche durch Leipzig kamen, und solcher Griechen-Freunde, denen es ein Ernst um die Sache zu sein schien, verwandt habe.

Was mir jedoch bei dieser Angelegenheit die meiste Noth machte, das waren die Weiber. Wenn irgend eine ihren Mann so lange gequält hatte, bis er aus Verzweiflung fortgegangen war, angeblich nach Griechenland: so kam sie flugs zu mir und verlangte ungestüm für sich und ihre Kinder eine Pension aus der sogenannten Griechen-Kasse, unter dem Vorwande, daß ihr Mann (den sie vielleicht selbst schon halb todt gemacht hatte) für Griechenland sterben wolle oder bereits gestorben sei. Und was das Allerschlimmste war, alle, die aus solcher Absicht kamen, hatten entsetzlich viel Mundwerk, waren aber dabei grundhässlich, so daß ich nicht einmal durch einen angenehmen Anblick entschädigt wurde. Da riß mir die Geduld aus, und ich wäre fast selbst nach Griechenland gegangen, um nur aus solchen Drangsalen zu kommen. Allein abgesehn von den Pflichten, die ich meinen nähern Verhältnissen schuldig war, erhielt ich auch von guter Hand den Wink, daß ich ja nicht auf den Einfall kommen möchte, nach Griechenland zu gehn; man passe mir und noch einem andern Griechen-Freunde, den man auch im Verdacht habe, dorthin gehn zu wollen (Tzschirner) an der Gränze auf, um uns wegzufangen und nach einer Festung zu bringen, damit sich in feuchter Kerkerluft die Griechen-Hitze abkühlen möchte. Auf so langweilige Art die Märtyrerkrone zu erringen, war nicht nach meinem Geschmacke. Denn nichts hab' ich in meinem ganzen Leben so sehr verabscheut, als Langeweile; weshalb ich auch die Kunst, mich mit Anstand zu ennüyiren, so wenig erlernen konnte, daß ich sogar den vornehmsten Personen, wenn sie langweilig waren, in's Gesicht gähnen musste. Ich blieb also lieber zu Hause; und da sich bei Vielen allmählich der Enthusiasmus für die Grie-

chen legte, es auch immer bekannter wurde, daß ich weder ein Freikorps für die Griechen errichten wollte, noch auch eine mit Millionen angefüllte Griechen-Kasse hatte: so erhielt ich nach und nach wieder Ruhe, um mich meiner gewohnten Thätigkeit hingeben zu können *).

Neben der Schulmeisterei und Schriftstellerei trieb ich aber auf meiner irdischen Laufbahn, bevor es damit auf die Neige ging, noch eine Beschäftigung, die Mancher sonderbar finden wird, die aber doch einem Suiten-Rittmeister recht angemessen war. Ich gab einigen jungen Damen Unterricht im Reiten — versteht sich, unentgeltlich, einige kleine Akzidenzien

*) Wenn in Ansehung dieser Thätigkeit Mancher sich gewundert oder wohl gar mir vorgeworfen hat, daß ich keine philosophische Schule im eigentlichen Sinne stiftete, ungeachtet ich so lange und an so vielen Orten, schriftlich und mündlich, privatim und öffentlich, Philosophie lehrte: so antwort' ich hierauf außer dem, was ich bereits früher darüber beiläufig sagte, noch einmal ganz kurz, daß ich die Mittel zu diesem Zwecke wohl kannte, aber nicht brauchen wollte, und zwar aus folgenden Gründen. Erstlich hielt ich beim heutigen Stande der wissenschaftlichen Bildung solche Schulen nicht für nothwendig und heilsam, sondern mehr für zufällig und schädlich. Denn die Geschichte der Philosophie lehrt, daß die meisten jener Schulen Quellen der blinden Nachbeterei und egoistischen Sektirerei wurden, indem man darauf ausging, gewisse Dogmen oder Systeme allgemein geltend und herrschend zu machen, wie die katholische Kirche in Ansehung der Religion ihre angeblich alleinseligmachende Lehre. Das widerstreitet aber ebensosehr dem Geiste der Philosophie als dem der Religion, vornehmlich jenem, da die Philosophie die freieste Wissenschaft ist und sich in den engen Kreis einer Schule gar nicht einschließen lässt. Darum verdrängte auch immer eine Schule die andre, so daß sie gleichsam alle den Stein des Sisyphus wälzten, den ich nicht mitwälzen wollte. Ebendarum hielt ich es zweitens für besser, durch mein Lehren das Selbdenken, das eigne Forschen und Prüfen zu befördern, weil nur dieses zum echten Philosophiren führt. Freilich kann dieß auch die Schüler zur Bekämpfung des Lehrers führen. Aber wehe dem Lehrer, der wegen Furcht vor dieser Bekämpfung aus seinen Schülern keine Selbdenker, sondern lieber blinde Nachbeter (ein **servum imitatorum pecus**, wie es Horaz nennt) machen will! — Wen jedoch diese kurze Antwort nicht befriedigt, mit dem mag ich auch weiter nichts zu thun haben. [N. A.]

ausgenommen. Ich hielt mir nämlich zur stärkern Leibesbewegung, die mir seit dem Feldzug ein dauerndes Bedürfniß geworden, ein hübsches Pferdchen, Namens Hermine, das ich auch in meinem Momus und Komus besungen habe, um es mit mir unsterblich zu machen. Dieses Pferdchen gefiel einigen jungen Damen so wohl, daß sie darauf zu reiten wünschten. Durft' ich diesen so unschuldigen Wunsch wohl unerfüllt lassen? — Doch begegnete mir dabei ein großes Unglück. Ich wollte einer meiner Schülerinnen, der ich etwas gewogen war und die nachher meine Schwiegertochter wurde, das Reiten à la Mexico (wo Damen und Herren auf einem Pferde zu reiten pflegen) lehren. Das Pferdchen aber, an die doppelte Bürde nicht gewöhnt, sprang von der Seite; die Dame schwankte über; ich wollte sie nicht fallen lassen und ward von der schönen Last zu Boden gezogen. Kurz, wir fielen beide zusammen vom Pferde. Da hab' ich mich tüchtig geärgert und geschämt. Denn was in aller Welt kann einem Rittmeister Aergeres begegnen, als vom Pferde zu fallen! Zum Glücke nahm die Dame keinen bedeutenden Schaden, sonst wär' ich untröstlich gewesen. Die Akzidenzien gingen aber freilich verloren, und selbst die mexikanische Reiterei kam in Miskredit, ungeachtet sie viel besser und sichrer ist, als die deutsche.

Ich könnte nun wohl meinen Lesern noch mancherlei erzählen, z. B. von den akademischen Aemtern und Würden, die ich bekleidet, die mir aber wenig eingebracht — von den kollegialischen Verhältnissen, in denen ich gelebt, die aber nicht immer sehr erbaulich waren — von den Audienzen, die ich hier und dort gehabt, wo aber die Audienzgeber zuweilen gar nichts, zuweilen noch etwas Schlimmeres zu hören gaben — von einer ständischen Versammlung, der ich beigewohnt, die aber so gravitätisch langsam verhandelte, daß ich vor langer Weile beinahe starb und mir vornahm, nie wieder zu kommen *) — von den Bauwerken, die ich als ein leidenschaft-

*) Diesen Vorsatz hab' ich nicht gehalten. Denn im J. 1833 ließ ich mich doch wieder bereden, den Landtag in Dresden zu besuchen. Da ging

licher Baumann in Auftrag für Andre errichten half, da ich aus Mangel an Geld für mich selbst keine errichten konnte — von den Korrespondenzen, die ich nach allen Ecken und Enden hin geführt, besonders im Anfange des griechischen Freiheitskampfes, wo, wie oben erzählt, fast die halbe christliche Welt bei einem armen Philosophen Dienste gegen die Türken nehmen wollte — von den kleineren Reisen endlich, die ich während der großen Lebensreise gemacht habe, vornehmlich von jenen sehr angenehmen und heilsamen in die Bäder von Tharandt, Schandau, Töplitz und im Harzgebirge (Alexisbad) wo ich außer der Restaurazion des Leibes und der Seele auch alte Freundschaften erneuerte und ganz neue anknüpfte, so wie von jenen ebenso angenehmen und heilsamen Reisen in Gesellschaft eines alten und bis zum Tode treuen Freundes, der, wie er als Feldpropst mit mir (obwohl unter einem andern Heerhaufen) in den Krieg zog, so auch noch späterhin mit mir auf der kleinen Erde zuweilen herumzog, und dem es Gott, auch nach meinem Abscheiden von der Erde, wie allen meinen übrigen Freunden von A bis Z, möge wohlgehn lassen, bis wir uns dereinst hier oben wiedersehn *).

---

es aber ganz anders und besser her, als auf den frühern Landtagen. Denn es war der erste Landtag nach der neuen Verfassung. Da ich aber von meiner Wirksamkeit auf diesem Landtage in einer andern Schrift Rechenschaft gegeben habe, so verweis' ich hier bloß darauf. S. Verhandlungen auf dem ersten Landtage des Königreichs Sachsen nach der neuen Verfassung. Ein Beitrag zur Geschichte der Entwickelung des konstituzionalen Lebens in Deutschland. Leipzig, 1833. 8. Auch in den gesamm. Schrr. B. 5. Nr. XXVI. Im ersten Anhange zu dieser Lebensreise aber wird man auch Nachrichten von meiner Theilnahme an jener Katastrophe finden, welche soviel dazu beitrug, dem Königreiche Sachsen und also auch dem königlich sächsischen Landtage eine neue Gestalt zu geben. [N. A.]

*) Jener Freund war Tzschirner. Er starb aber, obwohl jünger als ich, noch vor mir, ein paar Jahre nach dem oben ausgesprochnen Wunsche — ein schmerzlicher Verlust für die gelehrte Welt sowohl als für mich. S. die Schrift von mir: „Tzschirner's Denkmal, oder kurze Cha-

Allein ich weiß nicht, ob meine Leser an dem allen großes Vergnügen finden möchten. Denn ich habe immer gefunden, daß Erzählungen, je weiter ausgesponnen, desto langweiliger wurden. Daher soll sich ein Erzähler das Claudite jam rivos etc. lieber selbst zurufen, damit es ihm nicht von Andern zugerufen werde. — Und so eil' ich nun zum Schlusse meiner Erzählung. Denn alles Ding in der Welt hat ja sein Ende, und alles Fleisch, sagt die Schrift, ist vergänglich wie Gras. Darum musste auch mein irdisches Leben ein Ende nehmen. Wie es aber damit zugegangen, will ich jetzt noch kürzlich beschreiben.

Eines Abends, als ich mich ganz gesund und heiter zu Bette gelegt, trat mein ganzes vergangnes Leben mit ungemeiner Klarheit und Lebendigkeit vor mein Bewusstsein. Es wandelten vor meinen Augen, obwohl dieselben fest zugedrückt waren, alle die Gestalten vorüber, die mir auf meiner Lebensreise begegnet waren. Einige nickten mir freundlich zu, andre kehrten mir sauertöpfisch den Rücken, noch andre dräueten wohl gar mit den Fäusten. Ich lächelte aber nur dazu. — Als diese Gestalten vorüber waren, gedacht' ich dessen, was ich gethan oder gelassen. Da fand ich denn freilich zu meiner großen Beschämung, daß ich manches gethan, was ich hätte lassen oder anders thun sollen, und wiederum manches gelassen, was ich hätte thun sollen. Es war aber leider nichts mehr von dem zu ändern, was hinter mir lag. Ich nahm mir also nur vor, dasjenige besser zu machen, was etwa noch vor mir liegen möchte. — Endlich berechnet' ich die Summen der Freuden, die ich genossen, und der Leiden, die ich erduldet. Da fand ich zu meinem Erstaunen dreierlei: 1) daß beide Summen einander so ziemlich gleich waren, 2) daß oft Freuden aus Leiden und Leiden aus Freuden hervorgegangen, und 3) daß

---

rakteristik Tz.'s als Gelehrten, Kanzelredners und Menschen." Leipzig, 1828. 8. Auch in den gesamm. Schrr. B. 2. Nr. XXII. [N. A.]

beide zu meiner Entwickelung und Ausbildung gedient hatten. Darum dankt' ich auch meinem Schöpfer für beide. Denn nun erst wurde mir ganz klar, was mir schon mein erster Lehrer, der gute Brauer, gesagt hatte, was aber mein kindischer Verstand damal nicht fassen konnte, daß auch das Uebel, das dem Menschen auf seiner irdischen Laufbahn begegnet, eine Wohlthat Gottes sei.

Indem ich nun dalag und vom Denken in's Träumen überging, ward mein Bewusstsein immer dunkler und dunkler. Bevor es sich aber ganz verdunkelte, war mir's, als wollte mein eigentliches Ich seine grobe Hülle abstreifen und, nach einer feinern strebend, auf und davon gehn. Wie lange dann jener Zustand des völlig verdunkelten Bewusstseins, des sogenannten Todenschlummers, dauerte, weiß ich nicht. — Als ich aber daraus erwachte, fand ich mich auf einmal vor dem Throne des Allmächtigen. Geblendet und erstaunt stand ich eine Weile sprachlos da. Endlich sank ich anbetend nieder und sagte: „Vater, ich habe während meines irdischen Lebens mannigfaltig geirrt und gefehlt. Aber Du bist barmherziger, als die „Menschen, die selbst um Deines heiligen Namens willen einander verfolgen. Du wirst mir vergeben, wie ich selbst nach „Deinem Willen allen meinen Feinden auf der Erde von Herzen vergebe." — Und der Allmächtige winkte einem Engel, der zur Rechten des Thrones stand. Und der Engel des Herrn trat zu mir, fasste mich bei der Hand und sagte mit einem sanften Drucke derselben:

Sei willkommen uns hier! — Hier sind wir allesammt Brüder —
Darum preise mit uns den allbarmherzigen Vater!

Erster Anhang.

Leipziger Freuden und Leiden, besonders im J. 1830 als dem merkwürdigsten meines Lebens.

Vorwort.

Die vor sechs Jahren von mir beschriebne und in Druck gegebne Lebensreise schloß ich mit der zuversichtlichen Hoffnung, daß ich von nun an meine Tage in ungestörter Ruhe verleben würde. Ja ich war sogar, um diese Hoffnung zu verwirklichen, halb und halb entschlossen, dem öffentlichen Leben ganz zu entsagen; und ich würde diesen Entschluß auch ausgeführt haben, wenn mir nicht mein Genius zugeflüstert hätte, es sei doch allzu egoistisch, nur sich selbst leben zu wollen, wenn man noch Kraft habe, auch für Andre zu leben. So geschah' es denn, daß jene Hoffnung, wie so viel andre schöne Träume der Menschen, nicht nur gleichfalls unerfüllt blieb, sondern daß ich auch in das öffentliche Leben auf eine Weise verflochten und verwickelt wurde, wie ich nie erwartet und gewünscht hätte. Da nun solchergestalt das Schicksal selbst einen Nachtrag zu meinem Leben geliefert hat: so ist es ganz natürlich, daß ich auch einen Nachtrag zu meiner Lebensbeschreibung liefere. Hier geht es nach dem Sprüchworte: „Wer A sagt, muß auch B „sagen;" ob ich gleich voraussehe, daß es Leute geben werde, die da sagen: „Besser, du hättest weder A noch B gesagt."

Deshalb nehm' ich die Nachsicht meiner Leser für B nicht minder als für A in Anspruch; ja im Grunde noch mehr. Denn die Vergangenheit, welche B darstellt, steht uns noch so nahe, daß vielleicht Niemand sie ganz und mit völlig unbefangenem Blicke durchschaut, wenn gleich Viele mit Aeneas bei Virgil (Aen. II, 5. 6.) sagen können: Quae ipse vidi et quorum pars magna fui. Das Rien que la vérité hab' ich mir freilich zum Gesetze gemacht. Aber für das Toute la vérité kann ich nicht bürgen, weil die reine und volle Wahrheit vielleicht mir selbst nicht durchgängig bekannt wurde, da viele Menschen ein Interesse an der Verhüllung derselben haben. — Uebrigens werden gestrenge Richter mir wenigstens insofern Gnade angedeihen lassen, als ich nach Ablegung des gravitätischen Amtsernstes wirklich einer gemüthlichen Erholung bedurfte. Wie hätt' ich aber diese besser finden können, als wenn ich mich im süßen Gefühle sorgloser Unabhängigkeit wieder einmal gehen ließ? — Geschrieben im J. 1831.

Sunt bona mixta malis.

Als ich meine Lebensreise beschrieb und so die einzelen Abschnitte meines Lebens, welche man Jahre nennt, vor meinem Bewußtsein vorüberziehen ließ: da kam es mir vor, als sei das merkwürdigste Jahr meines Lebens jenes von 1813 gewesen. Denn das war ein großes und ein schweres Jahr, wie für ganze Völker und Staaten, so auch für meine Wenigkeit. Es war das Jahr, wo ich das zum ersten Mal in meinem Leben übernommene Rektorat der Universität Leipzig mitten im Kriegsgetümmel und im beständigen, oft sehr unfreundlichen, Verkehre mit den die Stadt und die Universität bedrängenden Kriegsbefehlshabern (unter ihnen auch Napoleon) führte — wo ich nachher dieses beschwerliche Amt unter dem Donner der Kanonen während der großen viertägigen Völkerschlacht von

Leipzig niederlegte — und wo ich bald darauf, durch die allgemeine Begeistrung für Deutschlands gänzliche Befreiung vom französischen Joche in den Strudel der großen Weltbegebenheiten fortgerissen, selbst mit zu den Waffen griff, um an einem Feldzuge gegen Frankreich theilzunehmen, der aber durch den schneller, als alle Welt glaubte, abgeschlossenen Frieden von Paris schon am Rhein ein ruhmloses Ziel fand.

Wie hätt' ich nun, nachdem der Weltfriede durch feierliche Völkerverträge hergestellt und sogar durch einen heiligen Bund besiegelt, ich selbst aber zu der stillen Beschäftigung mit den Musen zurückgekehrt war — wie hätt' ich da können ahnen, daß noch während meiner kurzen Pilgerzeit auf der Erde neue Revoluzionen ausbrechen und die europäische Welt erschüttern würden! Wie hätt' ich können fürchten, daß ich dann (schon nahe dem großen Stufenjahre des menschlichen Lebens, wo das Quadrat der heiligen Drei sich mit der bösen Sieben vermählt, um dem Menschen ein ernstliches Memento mori zuzurufen) noch einmal dasselbe beschwerliche Amt übernehmen sollte, um es immitten bürgerlicher Unruhen, welche der fortwährende Kampf des Alten und des Neuen erregte, ein ganzes Jahr lang zu führen! Doch der Mensch denkt, Gott aber lenkt. Und er lenkte — Dank und Preis sei ihm dargebracht! — alles so, daß ich auch dieses in jeder Beziehung höchst merkwürdige Jahr glücklich überstand und mehr Ehre davon trug, als von jenem frühern, wo ich mich noch in der höchsten Blüthe des männlichen Alters, rüstig an Leib und Seele, befand. — Wie dieß zugegangen, will ich jetzt Allen, die mir geneigt zuhören wollen, offen und ehrlich erzählen.

Es war am 23. April 1830, als der Hofr. und Prof. D. Beck mir das von ihm bis dahin geführte akademische Zepter übergab. Schon jener Tag war ominos. Denn es war ein Freitag, also nach dem Volksglauben ein Unglückstag. Allein auch die vorausgegangene Wahl war nicht ganz geheuer. Nach der alten Verfassung der Universität ward der Rektor von den

vier Nazionen, in welche sonst der akademische Körper zerfiel, jedesmal aus den ordentlichen Professoren alter Stiftung und derjenigen Nazion gewählt, welche eben an der Reihe war und zuweilen kaum zwei oder drei Wählbare befasste, da die Nazionen der Gliederzahl nach sehr ungleich waren. Die Wahl aber, sobald sie vollzogen, bedurfte keiner Bestätigung von oben, sondern der Gewählte trat auf der Stelle die Regierung an. Nach der neuen Verfassung hingegen, die nur zum Theil in's Leben getreten, zum Theil aber noch unverwirklicht war, sollte der Rektor vom akademischen Senate aus allen ordentlichen Professoren alter und neuer Stiftung, als nunmehrigen Mitgliedern des Senats von gleichen Ansprüchen auf die höchste akademische Würde, gewählt werden, diese Wahl jedoch erst von der höchsten Behörde in Dresden ihre Bestätigung erwarten. Als mich nun die Wahl getroffen — trotz meinem nicht bloß affektirten, sondern wahrhaft ernstlich gemeinten Widerstreben, weil ich nichts Gutes ahnete — blieb die Bestätigung lange aus. Das damalige Ministerium schien sich zu bedenken, ob man wohl einem Manne, der zur liberalen Oppositionspartei gerechnet wurde, ein solches Amt anvertrauen dürfte. Indessen hielt man es auch auf der andern Seite für gut, da nun einmal die alte Gestalt der Universität wegen allzugroßer Misfälligkeit in eine neue umgewandelt werden sollte, an die Spitze dieser Anstalt einen Mann zu stellen, der durch seine Schrift: „Entwurf zur Wiedergeburt der Universität „Leipzig und andrer Hochschulen, welche ihr mehr oder „weniger ähnlich sind," jene Umwandlung wo nicht eingeleitet, so doch eingeläutet hatte. Die Bestätigung ging also doch endlich ein, und so trat ich das Amt wohlgemuth an, da ich nach bösen Vorbedeutungen eben nicht viel zu fragen gewohnt bin.

Anfangs ging auch alles gut. Denn wiewohl ich als ein Uebergangs-Rektor, gleichsam wie ein Januskopf, sowohl rückwärts nach dem Alten als vorwärts nach dem Neuen schauen musste und in der Anknüpfung des Einen an das Andre manche

widerstrebende Tendenz zu besiegen hatte: so ward ich doch von den meisten meiner Herren Kollegen bei der Lösung dieser schwierigen Aufgabe kräftig unterstützt. Und was die studirende Jugend anlangt, die zu unsrer Zeit anderwärts den Rektoren gar viel zu schaffen gemacht hat: so war die hiesige im Ganzen so manierlich und schien mit der getroffenen Wahl ihres Oberhauptes so zufrieden, daß ich auch wiederum mit ihr nicht anders als zufrieden sein konnte.

Allein diese Freude dauerte nicht lange. Denn der Himmel fing bald an sich zu bewölken. Und hiezu gab ein Fest Anlaß, von welchem man dieß am wenigsten hätte befürchten sollen. Es fiel nämlich in diese Zeit (den 25. Jun.) das dreihundertjährige Jubelfest der Uebergabe des augsburger Glaubensbekenntnisses. Dieses Fest sollte, wie das vierhundertjährige Jubelfest der Universität im J. 1809 und das dreihundertjährige Jubelfest der Reformazion im J. 1817 mit großer Pracht gefeiert werden. Die Universität war auch durch ein besondres Reskript aus dem hohen Kirchenrathe beauftragt worden, für eine anständige und würdige Feier des Festes zu sorgen. Es ward daher beschlossen, am Jubeltage nach dem Frühgottesdienste eine große Prozession aus der Nikolaikirche durch die Stadt über den Markt nach der Pauliner- oder Universitätskirche zu veranstalten, zu welcher Prozession alle Behörden der Stadt eingeladen werden sollten.

Natürlich durfte dabei die studirende Jugend nicht fehlen, auf deren Gemüth solche Feierlichkeiten den meisten Eindruck machen, so wie hinwiederum ihre Theilnahme dem ganzen Festzuge ein glänzenderes und zugleich hoffnungvolleres Ansehn für die Zuschauer geben musste. Denn die freudige Theilnahme der Jugend an solchen Festen giebt dem Alter gleichsam eine Bürgschaft, daß der Saame, den es ausgestreut, künftig auch Früchte bringen und der Nachwelt das Gute erhalten werde, welches die Vorwelt begründet hat. Ich lud daher die Studirenden durch einen Anschlag am schwarzen Brete im Namen des akademischen Senats zur Theilnahme ein, und jene folgten

auch willig der Einladung. Ja es setzten sich sogar Viele von ihnen in große Unkosten, um durch glänzende Uniformen und durch einen Fackelzug mit Musik das Fest zu verherrlichen. — Aber ach! jene Uniformen waren es eben, welche nicht nur eine Störung des Festes, sondern selbst einen blutigen Ausgang desselben veranlassten. Indem ich jedoch im Begriffe bin, hievon die näheren Umstände darzustellen: muß ich zuvor ein paar Worte von einem Manne sagen, der fast durchgängig als die erste Ursache des Unheils hart verklagt und schonunglos verdammt worden, ohne ihn doch nach dem alten Grundsatze der Gerechtigkeit: Audiatur et altera pars! vorher gehört zu haben. Denn er hat sich nie, wenigstens nicht öffentlich, vertheidigt, sondern sein großes Misgeschick mit stiller Resignazion ertragen — ein Benehmen, das selbst seine erbittertsten Feinde hätte entwaffnen sollen. Ich werde mich über ihn ganz sine ira et studio erklären, wie es dem Geschichtschreiber ziemt; und ich kann das um so mehr, da ich von ihm weder zu hoffen noch zu fürchten habe.*)

Herr von Ende (so hieß der Mann) vereinigte seit seiner Anstellung in Leipzig — früher war er theils zu Merseburg theils zu Dresden in verschiednen Staatsämtern angestellt — eine Menge von Aemtern in seiner Person. Er war Oberhofrichter, Konsistorialdirektor, Präsident des Kriminal- und Polizeiamts, auch Schulinspektor in Grimma, überdieß aber noch außerordentlicher Regierungsbevollmächtigter bei der hiesigen Universität. Jedermann begreift wohl von selbst, daß eine solche Stellung höchst schwierig, und daß es fast unmöglich ist, in derselben jeden Fehltritt oder Anstoß zu vermeiden, wenn man gleich alle, jenem Manne eigne, Geschäftskenntniß und Gewandtheit besitzt. Auch hab' ich, so lang' ich mit ihm in Geschäftsverbindung gestanden, an ihm nie eine wahrhaft

*) Wenn man das Folgende als eine Réparation d'honneur ansehen will, so hab' ich nichts dagegen. Ich hielt es aber für meine Pflicht, sie zu geben. Und ich gestehe, daß mich eben dieß bestimmt hat, diese Schrift noch herauszugeben.

zuvorkommende (nicht bloß erkünstelte oder vornehm herablassende) Freundlichkeit und Artigkeit vermisst. Selbst als er früher einmal den Auftrag erhielt, mir wegen meiner Schreiberei einen Verweis zu geben: unterzog er sich diesem, für ihn gewiß sehr unangenehmen, Geschäfte mit so viel Feinheit, daß der Verweis beinahe wie ein Kompliment klang. Ich habe daher vor jenem Feste nie eine Differenz mit ihm gehabt und würde auch wahrscheinlich ohne das Fest nie dergleichen gehabt haben. Sollt' ich aber gleichwohl etwas an ihm tadeln: so wär' es das zu feste Halten an gewissen Meinungen oder Beschlüssen, selbst dann, wenn die Umstände mehr Nachgiebigkeit geboten — ein Fehler, der bei Männern von hoher Stellung und umfassender Wirksamkeit zwar sehr verzeihlich, aber doch oft sehr verderblich ist.

Unglücklicher Weise war Hr. v. E. während der Vorbereitungen zum Feste gerade abwesend. Er befand sich auf dem Landtage zu Dresden. Alle Vorbereitungen zum Feste waren also schon vollendet und alle Behörden der Stadt zur Theilnahme am Feste eingeladen, als Hr. v. E. plötzlich am Abende vor dem Feste nach Leipzig zurükkam, um selbst daran Theil zu nehmen. Ich ging daher gleich zu ihm, um zu vernehmen, in welcher Eigenschaft er theilnehmen wollte. Denn da er so verschiedne Aemter bekleidete, die ihm einen verschiednen Rang gaben: so musste natürlich bei der Anordnung des Zugs hierauf Rücksicht genommen werden, um jede Kollision zu vermeiden. Und diese Anordnung musste leider ich treffen, der ich mich um solche Dinge wenig in meinem Leben bekümmert habe, weil sie oft gar zu sehr in's Kleinliche fallen. Hr. v. E. kam mir aber gleich mit der Frage entgegen: „Ist es wahr, was „ich schon in Dresden gehört habe, daß die Studenten in Uni„formen aufziehn werden?" Ich bejahte diese Frage und setzte sogleich hinzu, daß ich um so weniger Bedenken getragen hätte, dieß zu erlauben, da bei solchen Gelegenheiten die Studenten immer Uniformen getragen, selbst als sie dem Könige unlängst bei seiner Huldigung in Leipzig ein Lebehoch gebracht. Hr.

v. E. aber erwiederte, die Uniformen, welche die Studenten nach den ihm zugekommenen Nachrichten sich dießmal hätten machen lassen, bezögen sich auf geheime Verbindungen, welche durch die Gesetze streng verboten wären. Solche Abzeichen dürfte er weder als Polizeipräsident noch als Regierungsbevollmächtigter bei der Universität dulden. Ich möchte also den Studenten das Tragen dieser Uniformen untersagen; widrigenfalls müsste er sich aller Theilnahme am Feste enthalten und sogleich Bericht darüber nach Dresden erstatten.

Man kann sich leicht denken, daß mich eine solche Erklärung in nicht geringe Verlegenheit setzte. Auf der einen Seite hatte Hr. v. E. wohl nicht ganz Unrecht. Auf der andern aber sah' ich mit Bestimmtheit voraus, welch Unheil daraus entstehen musste, wenn die den Studenten ertheilte Erlaubniß, sich zum Feste zu uniformiren, wieder zurückgenommen würde. Man stelle sich nur eine Menge von jungen Feuerköpfen vor, die sich's einen schönen Thaler haben kosten lassen, um ein großes Fest, das keiner von den Lebenden wieder erlebt, recht glänzend mitzufeiern; die lange zuvor davon geredet und sich darauf gefreuet, auch wohl Freunde und Bekannte dazu eingeladen haben; und die nun plötzlich mit einem solchen Verbote, wie mit eiskaltem Wasser, übergossen werden!

Vielleicht wird man fragen: „Warum hattest du aber die „Erlaubniß zur Tragung dieser Uniformen gegeben, ohne erst „deshalb bei der obern Behörde anzufragen?" — Ich will hierauf ohne allen Rückhalt antworten. Mag dann Jeder mich richten, wie er wolle! — Wie schon bemerkt, haben die Studirenden bei so feierlichen Gelegenheiten immer Uniformen getragen. Es ist dieß eine alte Sitte und Gewohnheit, die auch sehr natürlich ist, weil ein Festzug dadurch etwas Imposantes erhält. Ich hielt es also nicht nur für unnöthig, sondern auch (wiewohl ich kein absoluter, sondern nur ein konstituzionaler Rektor war) unter meiner Würde, über eine solche Sache erst höhere Erlaubniß einzuholen. Auch ist es gewiß dem Geschäftsgange nicht förderlich, wenn bei jeder Gelegenheit von

unten nach oben angefragt wird, als sollte dort weder Verstand noch Wille sein. Ebenso hielt ich es für überflüssig, die Studirenden erst auszufragen, welche Farbe und welchen Schnitt sie zu ihrer Bekleidung wählen würden. Ich überließ dieß ihrem Geschmacke und ermahnte sie bloß, daß sie sich anständig kleiden und das Fest überhaupt würdig begehen möchten. Das war die Hauptsache; alles Uebrige schien mir dagegen unbedeutend. Ich verfuhr also nach dem altrömischen Grundsatze: Minima non curat praetor.

„Aber die von den Studirenden gewählten Uniformen „waren zugleich Abzeichen geheimer und durch die akademischen „Gesetze verbotner Verbindungen!" — Dieß war, streng genommen, nicht erwiesen, sondern nur vorausgesetzt. Ob die Voraussetzung gegründet, war vor dem Feste nicht mehr Zeit zu untersuchen. Hätten also die Studirenden sich in dieser Beziehung wirklich etwas zu Schulden kommen lassen — wie sie denn allerdings meine ursprünglich nur auf einerlei Uniform gehende Erlaubniß zu weit ausgedehnt hatten — so konnte dieß sehr füglich nach dem Feste untersucht und nach Befinden auch an den Anführern bestraft werden. Alles kam meines Erachtens vor der Hand bloß darauf an, die Festfreude nicht zu stören.

Uebrigens muß ich noch hinzufügen, daß Hr. v. E. selbst wohl einsahe, welche Folgen ein unbedingtes Verbot des Uniformtragens haben dürfte. Er wollte daher auf meine Fürbitte gestatten, daß die Studirenden einerlei oder höchstens zweierlei Uniform beim Festzuge am Tage trügen; des Abends beim Fackelzuge möchten sie sogar alle die Uniformen tragen, die sie sich hätten machen lassen, weil dieselben dann nicht so auffallen würden. Indessen genügte dieß den jungen Leuten nicht. Sie wollten sich natürlich gern in allen ihren Uniformen am hellen lichten Tage zeigen, und konnten auch nicht darüber einig werden, welche Uniformen am Tage den übrigen vorgezogen werden sollten. Es war dieß für sie eine Sache der Ehre oder, wenn man will, der jugendlichen Eitelkeit. Und

so beschlossen sie, gleichsam aus Verzweiflung, am Feste lieber gar keinen Theil zu nehmen.

Dieß ist der wahre Hergang einer viel besprochnen und sehr verschieden beurtheilten Sache. Ich habe auch bei dieser Darstellung keineswegs die Absicht gehabt, die Schuld von mir ganz ab und bloß auf Hrn. v. E. zu wälzen. Dieser Mann handelte unstreitig nach der Ueberzeugung von seiner Pflicht. Eine solche Ueberzeugung muß man allemal ehren, wenn man sie auch nicht theilen kann. Theilen konnt' ich sie aber schon darum nicht, weil ich überhaupt der Meinung bin, daß man in allen verwickelten Lebensverhältnissen von zwei Uebeln immer das kleinere zu wählen habe. Hier waren nun gewiß die Uniformen das kleinere Uebel, wenn sie überhaupt eins waren, die Störung der Festfreude hingegen das größere. Darum schien es mir besser, jenes zu dulden, um dieses zu vermeiden.

Gegen einen andern Vorwurf aber muß ich Hrn. v. E. durchaus in Schutz nehmen. Man hat ihm nämlich Schuld gegeben, er habe als ein heimlicher Freund des Katholizismus und Jesuitismus oder gar vermöge höheres Auftrags die Festfreude der protestantischen Kirche absichtlich gestört. Dieser Vorwurf ist — das kann ich heilig und theuer versichern — völlig aus der Luft gegriffen, ob er gleich sogar in einige Karikaturen übergegangen. Denn auch durch Zerrbilder hat man sich an diesem Manne, nachdem er seine Macht verloren, zu rächen gesucht. Darüber kann er sich aber leicht trösten. Ist es mir doch nicht besser ergangen! Denn auch von mir sind späterhin solche Bilder erschienen, sei es aus Bosheit oder aus Ungeschick. Eines insonderheit hat mich im festlichen Amts-Ornate mit so schönen rothen Wangen unter grauen Haaren dargestellt, als hätt' ich mich gleich einer alten Kokette zum Jubelfeste geschminkt.

Ich fahre nun fort in meiner Erzählung. Die Studirenden mit ihren Uniformen und Fahnen und Marschallsstäben blieben also vom großangelegten Festzuge gänzlich weg, so daß derselbe sich sehr kleinlich ausnahm und in der ungeheuren Volks-

masse fast verlor, welche auf den Straßen und dem Markte versammelt war. Ja er konnte sich kaum bis zur Paulinerkirche durchdrängen. Denn wiewohl ich die Polizei vorher mündlich und schriftlich ersucht hatte, ein Detaschement Kavallerie kommen zu lassen, um theils den Zug zu decken, theils andern Unordnungen vorzubeugen, welche bei dergleichen Volksfesten so leicht entstehn: so erhielt ich doch zur Antwort, sie besitze Mittel genug zur Erreichung dieser Zwecke. Es zeigte sich aber sehr bald, wie unzulänglich jene Mittel waren. Das ganze Publikum nämlich, aus Einheimischen sowohl als Tausenden von Fremdlingen bestehend, war im höchsten Grade über die getäuschte Erwartung entrüstet. Selbst die zarteren und sanfteren Frauen theilten diese Entrüstung, weil sie statt einer Menge von hübschen Jungen in glänzenden Uniformen nur ein Häuflein von alten Herren in schwarzen Kleidern, durch eine Eskorte von Polizeidienern gedeckt, schaueten. Spöttische Mäuler sagten sogar, es habe ausgesehn, als wären einige arme Sünder unter Vortritt des Rector Magnificus auf den Richtplatz geführt worden.

Für diese Kränkung ward den Theilnehmern am Zuge doch in der Paulinerkirche einige Entschädigung zu Theil. Ein schönes, vom Kapellmeister Schneider in Dessau neu komponirtes Te Deum — wofür ihn auch die philosophische Fakultät zum Doktor der Philosophie und Magister der freien Künste machte — ward daselbst aufgeführt. Auch hielt der erste Professor der Theologie, D. Tittmann, eine nicht bloß wohlgesetzte, sondern auch gehaltreiche lateinische Festrede, an deren Schlusse die Männer genannt wurden, welche die theologische Fakultät für würdig gehalten hatte, bei dieser feierlichen Gelegenheit zu Doktoren der Theologie promovirt zu werden. Es waren derselben drei und zwanzig, und meine Wenigkeit hatte die ausgezeichnete, obwohl unverdiente Ehre, diesen hochwürdigen Reigen anzuführen. So ging eine Prophezeihung des sel. Reinhard wenigstens halb in Erfüllung, ob ich gleich nicht mehr daran gedacht, vielweniger darauf gerechnet hatte. (S.

dessen 37. Br. im 2. Anh.) Man kann aber leicht denken, daß ich mich, trotz dem Gefühle meiner Unwürdigkeit, darüber nicht so ärgerte, wie die Hegel-zeitung, die in einer Rezension von Carové ihren Ingrimm nicht verbergen konnte, daß eine hochwürdige Fakultät einem solchen Erzketzer, als ich von jeher gewesen und leider noch bin, ihren Doktorhut aufgesetzt hatte! Vielmehr freut' ich mich, daß ich auf solche Weise doch einigermaßen purifizirt worden. Die Herren Hengstenberg und Konsorten mögen nun in ihrer sog. evangelischen Kirchenzeitung auf mich schimpfen, wie sie wollen. Ein Doktor der Theologie, also ein Kollege von jenen tapfern Kempen der altkirchlichen Orthodoxie, bin und bleib' ich nun doch bis an mein seliges Ende, weil das mir in der Kirche selbst aufgedrückte Gepräge ein character indelebilis ist.

Draußen aber, nämlich auf den Straßen und Plätzen der Stadt, ward es von Stunde zu Stunde lauter und bewegter. Die Studirenden zogen in kleinen Trupps mit Schnupftüchern, als Fähnlein an Stöcke gebunden, den Festzug parodirend umher, und große Volkshaufen folgten lachend und schreiend den muthwilligen Jünglingen. Was jedoch am Tage nur Scherz gewesen, das ward gegen Abend und in die Nacht hinein bitterer Ernst. Man suchte nun durch Pereatschreien, Fenstereinwerfen und Laternenzerschlagen dem lange verhaltenen Ingrimme Luft zu machen. Natürlich suchte die Polizei diesem Unfuge zu steuern. Selbst nicht stark genug gegen die andrängenden Volkshaufen, rief sie nun auch Militär zu Hülfe. So kam es hin und wieder zum Handgemenge, in welchem nicht nur Einige verwundet wurden, sondern sogar ein junger Kaufmann, Namens Gottschalch, seinen Tod fand. Dieß empörte das Publikum um so mehr, als man späterhin erfuhr, daß der Unglückliche nicht im Handgemenge unmittelbar erschlagen, sondern nur, von einem Kolben getroffen, besinnungslos zur Erde gefallen war und vielleicht noch hätte gerettet werden können, wenn man ihn nicht bis gegen Morgen theils auf der Straße theils im Polizeihause als einen scheinbar Be-

trunknen hülflos hätte liegen lassen. Freilich hatte die Polizei genug mit ihrer eignen Vertheidigung zu thun. Denn Einige ihrer Diener wurden gleichfalls schwer verletzt; und es fehlte nicht viel, daß man schon jetzt das Polizeihaus erstürmt hätte. Unter solchen Umständen ließ sich jene Nachlässigkeit wohl entschuldigen. Jedoch nahm das Volk davon keine Notiz. Es stieß vielmehr die fürchterlichsten Drohungen und Verwünschungen gegen eine Behörde aus, die es nun als eine Bürgermörderin betrachtete, uneingedenk des wohlthätigen Schutzes, den sie sonst dem ruhigen und friedlichen Bürger gegen Mörder und Räuber und andres schlechte Gesindel gewährt hatte.

Indessen gelang es den vereinigten Bemühungen sämmtlicher Stadtbehörden, nebst dem zahlreicher herbeigezognen Militär, den Aufruhr für dießmal zu beschwichtigen. Als daher nach einigen Tagen die Leiche des Gefallenen zur Erde bestattet wurde, so waren zwar viele Tausende theils als Leichenbegleiter theils als Zuschauer auf den Beinen. Sie verhielten sich aber so ruhig und still, daß sie ganz in Schmerz versunken schienen, während die Polizei sich aus kluger Vorsicht in den Hintergrund zurückgezogen hatte. Daß aber dieser Leichenzug nach jenem Festzuge, und alles, was dabei vorgefallen, einen Stachel in den Gemüthern zurückließ, kann man leicht denken. Das Feuer schien zwar gelöscht, allein es glimmten unter der Asche noch Funken, die beim ersten Windstoß einen neuen Brand entzünden konnten und auch wirklich entzündeten. Kaum war nämlich ein Monat verflossen, als in Frankreich wieder eine Revoluzion ausbrach und die Nachricht davon sich mit Blitzesschnelle durch Europa verbreitete. Ich ahnete gleich nichts Gutes. Denn da ich die frühere französische Revoluzion von Anfang an durchlebt, und gesehn hatte, wie die dortige Erschütterung nach und nach alle Völker und Reiche Europa's, ja selbst die der entfernten Welttheile, ergriff: so war leicht vorauszusehn, daß diese neue Revoluzion nicht innerhalb der französischen Gränzen verbrausen würde. Karl 10. hat daher vorzüglich darin gefehlt, daß er, nicht gewarnt durch das

Schicksal der Stuarts, die sich auch durch jesuitische Rathschläge in's Verderben stürzen ließen, durch seine unseligen Ordonnanzen nicht bloß sich und seine Familie unglücklich gemacht, sondern auch die Legitimitäts-Frage von neuem angeregt und dadurch die Throne der Fürsten ebensowohl als den Frieden der Völker auf's Spiel gesetzt hat. Davon gab sogleich Belgien den Beweis, das sich über keine eidbrüchigen Ordonnanzen zu beklagen hatte und sich doch von widerspenstigen Priestern (die Napoleon nur durch die Drohung zügelte, er werde, wenn sie nicht gehorchten, sich und ganz Frankreich protestantisiren) und von andern Demagogen verleiten ließ, einem protestantischen Könige, der dem Volke nichts zu Leide gethan hatte, den Gehorsam aufzukündigen und dadurch das eigene Wohlsein zu zerstören *).

So sollte denn auch unser sonst so ruhiges und friedliches Sachsen in den Strudel des Aufruhrs mit fortgerissen werden, und Leipzig — die alte und berühmte Universitäts- und Handelsstadt, der an Erhaltung der Ruhe und Ordnung am meisten gelegen sein musste — sollte gleichsam das Signal dazu geben. Da ich indeß keine Geschichte von Sachsen zu schreiben, sondern nur von dem zu reden habe, was sich eben in Leipzig zutrug und mich selbst näher berührte: so schweige ich von den Unruhen in andern Städten Sachsens und von den tiefer liegenden Ursachen derselben. Denn diese datirten sich

---

*) Schon im April des J. 1825 sagte der französische Constitutionnel von Belgien: „Vorzüglich unter der Regierung eines aufgeklärten, philo„sophischen und toleranten Fürsten, der ein Freund der Freiheit und der „Bildung ist, erregt es ein peinliches Gefühl, wenn man sieht, daß, un„geachtet der anerkannten Gesinnung dieses Fürsten und seines beharrlichen „Strebens, die südlichen Provinzen des Königreichs der Niederlande [also „Belgien] sich dennoch allen Ausschweifungen des Fanatismus und des „Aberglaubens hingeben. Man erblickt mit einer wahren Unruhe unter „der belgischen Geistlichkeit Männer, welche durch jedes Mittel den Aber„glauben des Volkes befördern; womit die Intoleranz unzertrennlich verbun„den ist.“ — Jetzt redet jenes Blatt freilich anders, aber dieses Andersreden macht die Sache nicht anders.

eigentlich von einer frühern Zeit. Die Kinder büßten hier, wie oft, die Schuld ihrer Väter, die Nachfolger den Fehl ihrer Vorgänger *).

Es war am 2. September Abends, als der Aufruhr von neuem in Leipzig sein drohendes Panier erhob und dießmal nicht nur länger wüthete, sondern auch weit bedeutendere Wirkungen hervorbrachte, weil nun Dresden, Chemnitz und andre Städte des Königreichs dem Beispiele Leipzig's folgten und im Unisono Beschwerden ertönen ließen, deren Abhülfe sehr ungestüm gefodert wurde. Man hat dabei an Aufreizung von außen, wohl gar an den berüchtigten (obwohl noch nicht erwiesenen) Comité directeur von Paris gedacht. Allein die nachher angestellten gerichtlichen Untersuchungen haben nichts, wenigstens nichts Zuverlässiges der Art ergeben. Auch war in Leipzig der erste Anstoß etwas ganz Zufälliges, eine wahre Bagatelle, nämlich ein sogenannter Polterabend. Da bei dieser Gelegenheit viel Volks sich vor der Wohnung der Braut ver=

*) Daß die lange Regierung Friedrich August's, eines sonst gerechten und milden Fürsten, nicht mit der Zeit fortgeschritten war, sondern zu starr am Alten festgehalten, und daß zugleich jener Fürst seit der unglücklichen Theilung Sachsens einen Premierminister (Grafen von Einsiedel) gewählt hatte, der seiner Zeit nicht gewachsen war und sich stark zum Pietismus hinneigte, deshalb auch dem Katholizismus im protestantischen Sachsen einen zu freien Spielraum ließ — das war eigentlich die Hauptursache jener Unruhen; wie ich jetzt wohl unverholen sagen darf. Solche Tage wird aber Sachsen schwerlich wieder erleben, wenn nicht — was Gott verhüte! — neue Stürme es erschüttern sollten. Denn jetzt erfreut es sich einer weit bessern Verfassung, die schon zur Wahrheit geworden, weil es sich auch eines Königs erfreut, der fest an derselben hält und im Vertrauen mit seinem Volke wetteifert, und zugleich eines Lindenau's als Premierministers, der ein Freund friedlicher Reformen ist. Denn in einem Briefe, mit dem er mich einst beehrte, schrieb er: „Eine Umgestaltung muß eintreten und möge nur solche friedlich erfolgen! Desgleichen: „Gewiß wird „die Welt noch dahin gelangen, daß alle Streitigkeiten der Fürsten und „Völker nicht durch das Schwert, sondern durch Schiedsgerichte erledigt „werden." — Wahrlich ein Dictum classicum, werth von allen Fürsten und Völkern tief beherzigt zu werden! [N. A.]

sammelt hatte, um theils seinen Muthwillen an alten Töpfen auszulassen, die an der Hausthüre zerschmettert wurden, theils aber auch nur, um mit zu schauen und zu schreien: so musste natürlich die Polizei ein wachsames Auge auf diesen lärmenden Haufen haben. Ein Lehrling vom ehrsamen Schlosser- oder Schmiedehandwerke mochte sich dabei besonders hervorthun. Er bekam daher von einem Polizeidiener eine handgreifliche Zurechtweisung. Dieß war die Losung zum Tumulte. Augenblicklich rotteten sich Lehrlinge und Gesellen aller Art nebst andern Leuten zusammen, durchzogen lärmend die Straßen, zerschlugen die Laternen, hin und wieder auch Fenster und Thüren, besonders beim Polizeipräsidenten.

Am nächstfolgenden Abende wiederholten sich diese Gewaltthätigkeiten in einer noch drohendern Gestalt. Das herbeigezogne Militär that ihnen nicht Einhalt, entweder weil es sich zu schwach gegen die Menge fühlte, oder weil es keine höhern Befehle hatte, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, oder auch weil es überhaupt Bedenken trug, Mitbürger als Feinde auf Tod und Leben zu behandeln. Dieß vermehrte natürlich die Keckheit der Aufrührer. Daher wurden sie am dritten Tage förmliche Stürmer und Zerstörer von Häusern. Kaum war es dunkel geworden, so stürmte man die Polizei. Diese hatte am vorigen Abend einige Gefangene gemacht, unter welchen sich freilich auch wohl solche befinden mochten, die bloß neugierig zugeschaut, aber sich sonst nicht durch Wort oder That vergangen hatten. Man wollte also die Gefangenen befreien. Und die Polizei war schon so ohnmächtig, daß sie die Gefangenen, trotz der in der Nähe aufmarschirten Reiterschaar, herausgeben musste.

Da auch einige Studirende waren eingezogen, diese aber an die Universität abgeliefert und in die gewöhnlichen Karzer gebracht worden: so war vorauszusehn, daß man die Loslassung dieser Gefangenen gleichermaßen fodern würde. Um mir sie also nicht abzwingen zu lassen, gab ich den Pedellen, als sie mir jenes berichteten, auf der Stelle Befehl, den Ver-

hafteten die Freiheit zu geben. Kaum war dieß geschehen, so vernahm ich, daß ein großer Haufe lärmend nach dem Paulinum (dem Universitätsgebäude, wo eben die Karzer waren und ich selbst wohnte) im Anzuge sei. Sogleich verließ ich die bei mir versammelte und des Ausgangs dieser Gewaltthätigkeiten ängstlich harrende Abendgesellschaft und ging dem andringenden Haufen entgegen. Mit der Hand winkend und dadurch zur Stille auffodernd fragt' ich: „Meine Herren, was wollen „sie hier?" — Keine Antwort. Noch einmal rief ich mit noch lauterer Stimme: „Erklären Sie sich, meine Herren! Was ist „Ihre Absicht?" — Da trat Einer aus dem Haufen hervor und sagte mehr bittend als fodernd: „Wir ersuchen Ew. Magnifizenz um Loslassung der verhafteten Studenten." — Ich erwiederte hierauf, daß sie schon frei wären, und ermahnte nun die Umstehenden, das Paulinum zu verlassen und ruhig nach Hause zu gehn. Da riefen sie mir ein Vivat zu und gingen fort. Bald darauf ließ mir die Polizei sagen, ich möchte nur, um größeres Uebel zu vermeiden, die Gefangenen losgeben — was schon geschehen war, wie so eben erzählt worden.

Allein unter der großen Menschenmasse, die auf den Straßen wogte und tobte, befanden sich auch Leute, die noch andre Absichten hatten. Sie wollten auch persönliche Rache nehmen an allen denen, welche ihnen aus irgend einem Grunde verhasst waren. Man drang also in deren Wohnungen, zerschlug die Geräthe, zerschnitt Kleider und Betten, stürzte alles zum Fenster hinaus auf die Straße, und zerstörte auch hin und wieder die Häuser selbst, ohne irgend eine Untersuchung über Schuld oder Unschuld der Personen, welche dieß harte Schicksal betraf, angestellt zu haben. Denn die sogenannte Volks-Justiz liebt die Untersuchung nicht, sondern handelt bloß nach Leidenschaft, so daß sich hier am wenigsten das Wort bewährt: „Volkes Stimme Gottes Stimme." — Bei der Gelegenheit wurden auch einige Tempel der paphischen Göttin (freilich nicht der **Venus Urania**, sondern der **Venus Cloacina** oder **Volgivaga**) zerstört. Und wie sich oft im mensch-

lichen Leben das Lächerliche mit dem Schrecklichen paart, so gab es auch hier manche höchst komische Szene. Ich will sie aber nicht ausmahlen, damit mich die strengen Katonen nicht wieder verurtheilen.

Diese Störungen der öffentlichen Ruhe und Sicherheit dauerten die ganze Nacht hindurch bis zum lichten Morgen. In einem Gebäude legte man sogar, um es ganz zu zerstören, Feuer an, das jedoch bald wieder gelöscht wurde. Und von der Stadt aus verbreitete sich schon der Frevel nach den nächst gelegnen Ortschaften, um auch hier zu verwüsten und zu zerstören. Kurz, es schien, als sei alle Macht in die Hand eines wüthenden Pöbels gegeben. Denn keine öffentliche Behörde vermochte mehr, ihren Befehlen Achtung zu verschaffen. Da erhob sich ein allgemeiner Schrei des Unwillens und des Entsetzens. Alle, die noch etwas zu verlieren hatten und gesetzliche Ordnung liebten, riefen einstimmig, solchem Unfuge müsse schnell und kräftig gesteuert werden. Es vereinigten sich daher Bürger und andre Stadtbewohner von Entschlossenheit und guter Gesinnung mit einander, bewaffneten sich, so gut sie in der Geschwindigkeit konnten, legten zum Zeichen ihrer Vereinigung und Erkennung weiße Binden um den linken Arm, und zogen truppweise durch die Stadt und die Vorstädte, um, wo es Noth that, zu widerstehen, zu schützen und zu helfen. Dieß geschah' am Sonntage dem 5. September Vormittags. Da es sich nun von selbst verstand, daß unter so gefahrvollen Umständen die Universität keine unthätige Zuschauerin bleiben konnte: so berief ich gegen 11 Uhr den akademischen Senat und die studirende Jugend in die Paulinerkirche. Die Studirenden, die bei den Unruhen mehr neugierige Zuschauer (denn die Jugend liebt das Außerordentliche und macht gern neue Erfahrungen) als wirkliche Theilnehmer gewesen waren, fanden sich auch gleich ein, zum Theil schon bewaffnet. In einer kurzen Anrede stellt' ich ihnen vor, daß sie als Jünglinge, die nach einer höhern Bildung strebten und durch diese Bildung einst das Wohl des Vaterlandes in den mannigfaltigsten Be-

rufskreisen fördern wollten, ganz vorzüglich bei Erhaltung der gesetzlichen Ordnung und Ruhe betheiligt wären, und foderte sie daher auf (nicht die Ruhestörer todtzuschlagen — to kill and slay — wie ein wunderlicher Korrespondent aus Leipzig in den brittischen Times berichtete, sondern) ihre Kraft mit der einer wackern Bürgerschaft zu vereinigen, um die gestörte Ordnung und Ruhe wieder herzustellen. Dieser Auffoderung entsprachen sie auch sogleich durch freudige Akklamazion, durch Zusammenschlagen der Schwerter, und durch ein improvisirtes Vivat — das erste vielleicht, das an dieser heiligen Stätte von den Wänden und Gewölben derselben wiederhallte.

Um aber jedem tumultuarischen Verfahren vorzubeugen, welches bei der Schnelligkeit, mit der gehandelt werden musste, leicht entstehen konnte: versammelt' ich die Studirenden Nachmittags wieder auf dem Paulinerhofe, ordnete sie mit Hülfe der von ihnen selbst erwählten Anführer in einige Schaaren, und ließ sie so abmarschiren, um theils in der Stadt und den Vorstädten zu patrouilliren, theils die Thore und einige andre wichtige Punkte in Gemeinschaft mit den Bürgern zu besetzen. Zum Hauptquartiere ward das in der Mitte des Paulinerhofes liegende theologische Auditorium bestimmt, das wohl auch zum ersten Male seit seiner Gründung eine solche Bestimmung erhielt. Gegen Abend setzt' ich mich auf's Pferd, um die einzelen Posten zu inspiziren, und fand alles in der besten Ordnung. Doch ereignete sich auch bei dieser Gelegenheit ein lächerliches Quid pro quo. Als ich nämlich auf einem Posten erschien, der besonders stark sowohl von Bürgern als von Studirenden besetzt war: so ward ich mit einer etwas zu lauten Akklamazion empfangen. Auf einigen andern Posten, wo man dieß Geschrei vernahm, glaubte man, ein neugebildeter Haufe von Ruhestörern sei im Anzuge. Man schickte daher sogleich dem vermeintlich bedrohten Posten Sukkurs, lachte aber von beiden Seiten nicht wenig, als sich das Misverständniß aufklärte.

Eine so imposante Menge von Vertheidigern der gesetzlichen Ordnung und Ruhe — denn es kam auch noch ein bedeutendes Truppenkorps hinzu — wirkte natürlich so auf die erregte Masse des Volks, daß bedeutende Störungen nicht mehr zu befürchten waren. Die Studirenden legten also nach einigen Wochen auch die Waffen nieder und kehrten zu ihren gewohnten Beschäftigungen zurück. Indessen wollte doch die Stadt sich gegen die Universität dankbar für geleistete Hülfe beweisen. Und dazu ward ein neuer Festtag auserkoren. — Der 31. Oktober wird bekanntlich in Sachsen, der Wiege des Protestantismus, alljährlich als Reformazionsfest gefeiert. Da nun am 25. Juni das Jubelfest so kleinlich ausgefallen und die Festfreude in Trauer verkehrt war, so wollte man jetzt das Versäumte nachholen. Es wurden also lange vorher Anstalten getroffen, um dießmal das Reformazionsfest auf eine so ausgezeichnete Weise zu feiern, als es wohl nie (selbst 1817 nicht) gefeiert worden. Nicht nur alle königliche, akademische und städtische Behörden, sondern auch alle Innungen und Zünfte, alle Schulen, selbst alle Geistliche, auch römisch-katholische, griechische und jüdische, nahmen Theil. Und sie konnten es mit gutem Gewissen. Denn nach einer höhern, sehr weisen Anordnung sollte das Fest nicht bloß als ein kirchliches, sondern auch als ein bürgerliches, als ein Fest der wiederhergestellten Ordnung und Ruhe mit Dank gegen die allwaltende Fürsehung gefeiert werden. Wer hätte sich aus religiosem Partikularismus, der hier nur Fanatismus gewesen wäre, von einem solchen Feste ausschließen dürfen!

Am Vorabende des Festes wiederfuhr mir eine Ehre, bei deren Erzählung ich nur erröthen kann. Und doch darf ich sie nicht mit Stillschweigen übergehn, weil solches Schweigen Undank verrathen würde. Als nämlich alle Glocken der Stadt das Fest des kommenden Tages eingeläutet hatten: kam eine Deputazion der Bürgerschaft und überreichte mir mit den herzlichsten Aeußerungen der Achtung und Liebe einen großen silbernen Pokal von der schönsten Arbeit, unten die Minerva mit

dem Gorgonenschilde und der Eule, oben den Apollo mit der Kithare und dem Schwane darstellend, und auf der einen Seite das Stadtwappen von Leipzig, auf der andern aber die Worte eingegraben enthaltend: „Dem Sprecher für Glauben, Wahr„heit, Recht die Bürger am 31. Oktober 1830 *).“

Durch diesen großen, mein kleines Verdienst bei weitem überbietenden, Ehrenlohn ward ich so beschämt und gerührt, daß mir die Thränen aus den Augen stürzten, und daß ich den freundlichen Ueberbringern des Geschenks und deren würdigem Sprecher, dem Kaufmanne Jurany, kaum einige Worte des Danks sagen konnte. Nachdem ich mich aber etwas erholt hatte, ließ ich zwei Fläschchen Kap Konstanzia kommen, füllte damit den Pokal und weihete ihn durch folgenden Trink- und Zuspruch ein:

Konstanzia heißt dieser Wein;
Konstant soll unsre Freundschaft sein!
Das Kap der guten Hoffnung spendet ihn;
Die gute Hoffnung soll uns nie entfliehn!
In steter Eintracht wirke unsre Kraft!
Hoch lebe Leipzig's wackre Bürgerschaft!

Noch denselben Abend kam ein Sänftenträger und verlangte, den Becher zu schauen. Da sich noch eine Neige Konstanzia in dem Becher befand: so sagt' ich dem schon betagten Manne, er möge den Becher nur ausleeren; es sei etwas Stärkendes darin. Das schien ihm zu munden. Am andern und den nächstfolgenden Tagen kamen nun nicht bloß mehre Sänftenträger, sondern auch viel andre Leute allerlei Standes, Alters und Geschlechts, welche den schönen Becher schauen, vielleicht auch mit konstant werden wollten, so daß es manch-

*) Böttiger, der ebenso gelehrte als geistreiche Kunstkenner, hat in dem von ihm herausgegebnen, sehr gehaltreichen, artistischen Notizenblatte (Nr. 22. vom J. 1830) den Pokal genauer beschrieben und auch den „erfindungsreichen Künstler“ genannt, der den Entwurf dazu gemacht hat. Es ist der Silberarbeiter oder, wie ihn B. altrömisch nennt, vascularius Westermann in Leipzig, dessen Sohn späterhin als Prof. der griech. und röm. Literatur eine Zierde der dasigen Universität wurde. [N. A.]

mal wirklich schien, als wollte man das Haus stürmen. Da merkt' ich allerdings, daß ich, wie ein öffentliches Blatt sagte, „ein Mann des Volks“ geworden, daß aber solche Popularität, wie jedes andre Ding in der Welt, auch ihre zweite Seite hat. Die Studirenden bekamen für ihre bereitwillige Theilnahme an der Beschützung der Stadt von derselben gleichfalls ein herrliches Ehrengeschenk, nämlich eine kostbare Fahne, gestickt von den kunstfertigsten Jungfrauen der Stadt. Diese Fahne ward ihnen am Festtage selbst auf dem Markte unter Trompeten- und Paukenschall feierlich übergeben, und nachher eine Zeit lang im theologischen Hörsale ausgestellt, so daß das Volk auch hieher zur Beschauung wallfahrtete. Beide — Becher und Fahne — wurden sogar abgebildet und in mehren Bilderläden ausgehängt, gleichsam als wären sie heilige Reliquien.

Die Festfeier selbst war zwar sehr schön und erhebend, aber auch für mich sehr beschwerlich. Zuerst musst' ich an dem ziemlich kalten Herbsttage im Amts-Ornate, also auch im bloßen Kopfe, mit der großen Prozession, die gar kein Ende nehmen wollte, durch die Straßen der Stadt ziehen, dann dem Gottesdienste in der Paulinerkirche beiwohnen, und endlich nach einer kleinen Pause, während welcher die vorhin erwähnte Feierlichkeit auf dem Markte stattfand, in derselben Kirche noch eine lateinische Rede halten, bei der ich mich jedoch möglichst kurz fasste, um nicht die bereits durch vieles Sehen und Hören ermüdete Geduld der Zuhörer auf eine zu harte Probe zu stellen *).

---

*) Sie ist auf Verlangen unter dem Titel gedruckt: **Oratiuncula habita die 31. m. Oct. a. 1830 et in memoriam hujus diei duplici nomine festi edita etc.** — Wer übrigens genauere Kunde haben will von den mannigfaltigen Feierlichkeiten dieses Tages (zu welchen auch zwei große Fackelzüge mit Musik gehörten, einer von den Studirenden, der andre von den Kaufmannsdienern veranstaltet, die mich gleichfalls, wie früher die Bürgerschützen, mit einer freundlichen Begrüßung beehrten) der muß die öffentlichen Blätter jener Zeit und die kleinen Schriften zu Rathe ziehn, welche ausdrücklich einer ausführlichen Beschreibung jener Feier-

Diese Rede war zugleich Abgangs- und Antrittsrede. Denn nach der neuen Universitäts-Konstituzion sollte am Reformazionsfeste der alte Rektor abgehn und der neue antreten. Nach dem von der höchsten Behörde genehmigten Wunsche des akademischen Senats aber ward mein Rektorat noch auf ein halbes Jahr prolongirt. Das war mir nun freilich nichts weniger als angenehm. Denn ich sehnte mich nach Ruhe und bedurfte auch derselben nach einer so stürmischen Amtsführung, während der mich sogar eine der asiatischen Cholera ähnliche Brechruhr auf's Krankenbett geworfen hatte. Was wollt' ich aber machen? Ich musste mich in mein Schicksal ergeben. Beinahe hätte man mir indessen noch eine andre Würde und Bürde auferlegt. Es wurde nämlich in Leipzig, wie in andern Städten des Königreichs Sachsen, eine Kommunalgarde errichtet, weil man wohl einsahe, daß eine solche Garde das beste Mittel sei, gesetzliche Ordnung und Ruhe zu handhaben. An dieser Garde nahmen auch viele Akademiker Theil, welche meist eine eigne Abtheilung oder Kompagnie unter dem Namen der akademischen Legion bildeten. Gern hätt' ich ebenfalls Theil genommen, wenn nicht ein ohnehin schon so beschwerliches Amt und ein schon so weit vorgerücktes Lebensalter mich davon abgehalten hätten. Als nun aber späterhin von der Wahl eines Chefs der hiesigen Kommunalgarde die Rede war: so erinnerten sich Einige, daß ich früher schon eine Reiterschwadron kommandirt hatte. Sie wünschten daher, daß ich auch dieses Kommando übernehmen möchte. Allein dieselben Gründe, welche mich von der Theilnahme an der Kommunalgarde überhaupt abgehalten hatten, nöthigten mich auch, auf diese Ehre zu verzichten. Hätte man mich nur zugleich zehn Jahre jünger machen können, so würd' ich mit Freuden eingeschlagen haben.

---

lichkeiten gewidmet wurden. Hier lag eine solche Beschreibung außer meinem Zwecke. Mit Recht aber sagte ein öffentliches Blatt, daß die Jahrbücher der Stadt Leipzig einer solchen Festfeier nicht gedenken.

Das Winter-Rektorat war übrigens weit ruhiger, als das im Sommer. Zwar brauste noch zuweilen der Geist der Unordnung und Unruhe auf, besonders in der Haupt- und Residenzstadt des Landes, welche überhaupt mehr Gährungsstoff dieser Art zu enthalten schien, als irgend eine andre Stadt des Königreichs. Allein das hatte weiter keine Folgen, als daß die Regierung in ihrer Weisheit ernstlich darauf Bedacht nahm, das Uebel in der Wurzel auszurotten. Schon lange hatte man sich in Sachsen nach einer andern Ordnung der Dinge gesehnt. Die alten Formen wollten zu der neuen Zeit nicht mehr passen. Daher nahm nicht nur der seinem Volke herzlich ergebne König Anton einen seiner Neffen, Friedrich August, der späterhin auch sein Nachfolger wurde, da er selbst keinen Sohn hatte, zum Mitregenten an, sondern Beide beriefen auch bald nachher die Landstände zusammen, um sich mit denselben über eine neue Staatsverfassung sowohl als eine neue Städteordnung zu berathen. Da ich jedoch über diesen Gegenstand in einer andern Schrift (Ueber die Wiedergeburt des Königreichs Sachsen) mich hinlänglich ausgesprochen: so hab' ich hier nichts weiter darüber zu sagen, und eile daher zum Schlusse meiner Erzählung.

Was mir im Laufe des akademischen Winterhalbjahres ganz vorzügliche Freude machte, war der Umstand, daß die hiesigen Studirenden, eingedenk dessen, was ich ihnen in der Rede vom 31. Oktober aus wahrhaft väterlicher Liebe an's Herz gelegt hatte, während jener Zeit sich musterhaft ruhig verhielten, ungeachtet das, was zu derselben Zeit in München, Halle, Jena, Göttingen und anderwärts geschehen war, erregbare Gemüther wohl zu ähnlichen Bewegungen hätte aufreizen können. Ich halt' es aber auch für Pflicht, dieß nicht bloß rühmend anzuerkennen, sondern zugleich in meinem, der Universität und des gesammten Vaterlands Namen, das seine schönsten Hoffnungen auf seine studirende Jugend setzt, dafür den herzlichsten Dank öffentlich auszusprechen. Mögen die wackern Jünglinge immer so allen Verlockungen des Bösen

widerstehn! Dann wird das Vaterland auch jene Hoffnungen am herrlichsten erfüllt sehen.

Dagegen war es mir auf der andern Seite ein großer Schmerz, daß die begonnene neue Schöpfung oder Umgestaltung der Universität während meines ganzen Rektorats nicht größere Fortschritte machen konnte. Wie äußerlich, in Ansehung der akademischen Gebäude, mehr niedergerissen als wieder aufgebaut worden: so findet dasselbe Verhältniß auch innerlich, in Ansehung der übrigen akademischen Angelegenheiten und Einrichtungen, Statt. Besonders ist das Rechnungswesen oder der gesammte Verwaltungs-Etat der Universität noch in einem unvollkommnen Zustande *). Wäre nun alles ruhig oder in seinem regelmäßigen Gange geblieben: so hätte allerdings in dieser Hinsicht mehr geschehen können und sollen. Allein die Unruhen in Stadt und Land, die daraus hervorgegangenen Unordnungen, die ebendadurch so vielfach vermehrten Arbeiten der obern und untern Behörden, so wie die damit verbundnen Zersplitterungen der Kraft und der Zeit, indem oft ein kaum angefangenes Geschäft wieder abgebrochen und ein neues vorgenommen werden musste, weil dieses für den Augenblick dringender war — wozu dann noch auf meiner Seite eine Krankheit kam, während der ein öffentliches Blatt mich schon todt machte — mit einem Worte, die Noth und der Drang des Lebens stellten sich einer stetig fortschreitenden Ausbildung des neuen akademischen Organismus mit unwiderstehlicher Gewalt entgegen. Es musste also vieles einer ruhigern Folgezeit überlassen bleiben **).

*) Zwar hab' ich während meines Rektorats vier und siebenzig auf die verschiednen Institute, Fonds und Kassen der Universität bezügliche Rechnungen, welche bis dahin entweder noch nicht gefertigt oder noch nicht geprüft und justifizirt waren, zur Justifikazion gebracht. Es sind aber doch noch einige rückständig; und darum hat auch bis jetzt noch kein neuer Etat gemacht werden können, ungeachtet derselbe ein sehr wesentliches Bedürfniß für die Universität ist. [Späterhin ist diesem Uebel abgeholfen worden.]

**) So sind aus der Mitte des akademischen Senats zwei Kommissio-

Zu den Leiden, die ich während meines Rektorats zu dulden hatte, gehört auch eine Unzahl von anonymen Zuschriften mit Bitten, Beschwerden, Vorschlägen, Vorwürfen u. d. g. Um ein Beispiel von dem vielen darin enthaltenen Unsinne zu geben, will ich nur eine dieser Zuschriften, die ich bald nach den Unruhen des Jubelfestes, am 29. Juni, erhielt, buchstäblich treu mit allen Fehlern in Schreibung und Abtheilung abdrucken lassen. Sie lautete so:

„Dem Verdienste seine Kronen!"

„Krug: Warum opferten Sie Sich ihren Ideen nicht und „wirkten durch ihre Popularität? Sie würden Sich unsterb„lichen Ruhm für Sachsens Bürger erworben haben mögten Sie „fallen oder nicht gleich viel die Folgen sein gleich wichtig, „schlug doch Simson thausente seiner elenden Zeitgenossen der „Philister mit einer Eselskinnepacken! Krug! unser prote„stantischer Glaube ist ein Verein zur gründlichen selbst Uber„zeigung, was der katholische? Der Herzog Ferdinand von „Anhald Köthen hat den hier verstorbnen Prinz Anno 1818 „durch Hülfe der Jesuiten vergeben lassen, wozu Adam Müller „freundschaftlich die Hand reichte, diese Eigenschaften sind von „Papisten bekandt und ihre Handlungen bestätigen es. Jedoch „werde ich geistreiche Männer sehen auftreten so gehe ich zur „Protestantischen Religion über, dieses schreibt Sie ein Katholik „und ein Freund der Protestanten" [sic] *).

---

nen oder Deputazionen, die eine zur Revision der akademischen Gesetze, die andre zur Entwerfung neuer Statuten für die gesammte Universität, niedergesetzt worden. Beide haben aber ihre Arbeiten noch nicht vollendet. Bloß ein neues Reglement für den akademischen Senat und eine neue Karzerordnung sind bereits entworfen, die Entwürfe aber noch nicht von der höhern Behörde genehmigt und bestätigt. [Auch dieß ist späterhin geschehen.]

*) Aus Dresden erhielt ich später eine ähnliche Zuschrift, deren Verfasser mich sogar als einen ihm gleichgesinnten Bruder sans façon dutzte. In diese Zeit fallen auch die beiden verrückten Briefe aus Paris und Ulm, deren Schreiber droht, mich „dummes ungläubiges Protestanten-„Luder" à la Sand ermorden zu wollen. (S. Leipz. Lit. Zeit. Nr. 247. J. 1830). Und der Mann will gleichfalls die Welt reformiren, wie jener „junge Deutsche," der in einer eignen Druckschrift von Straßburg aus die deutsche Jugend auffodert, sich zum 1. Mai auf einem Berge bei Aschaffen-

Wie könnt' ich aber, wenn von „Leipziger Freuden und Leiden im J. 1830" die Rede ist, ein Ereigniß mit Stillschweigen übergehn, das für Leipzig's Bewohner ein neues Jubelfest war? — und zwar ein Jubelfest ohne Störung durch irgend einen unglücklichen Zufall — ich meine das Erscheinen der sächsischen Dioskuren (Söhne des Prinzen Maximilian) im Zenithe von Leipzig. Der Eine (Prinz Friedrich August) erschien als Mitregierer des Königreichs, erweckend Vertrauen durch Vertrauen und frohe Hoffnung durch freundlichen Zuspruch; der Andre (Prinz Johann) als Anführer aller Bürgergarden des Landes, begeisternd die neue Schaar durch ritterlichen Sinn und kräftiges Wort. Beide wurden überall vom Volke mit Jubel begrüßt. Beide bewiesen auch der Universität eine ebenso herzliche als ehrenvolle Theilnahme. Möge dieses glänzende Zweigestirn noch lange dem Vaterlande leuchten! Mög' es auf lange Zeiten hinaus Heil und Segen verkünden!

Endlich muß ich auch noch eines Biedermanns gedenken, mit dem ich während seines fast halbjährigen Aufenthalts in Leipzig in vielfache und stets erfreuliche Geschäftsberührung kam. Dieser Mann war der vom Könige zur neuen Anordnung der Stadtangelegenheiten hieher gesandte außerordentliche Bevollmächtigte, Regierungsdirektor Müller. Mit Recht beschloß die hiesige Juristenfakultät, dem auch um unsre Universität hochverdienten Manne, so wie zu gleicher Zeit dem nicht minder würdigen neuen Oberbürgermeister, Hof- und Justizrathe Schaarschmidt, die höchsten Ehren in der Rechtswissenschaft zu ertheilen*). Zeuge der feierlichen Uebergabe der vom Stadtrathe und Buchdrucker Teubner mit typographischer Pracht ausgestatteten Diplome, und Theilnehmer an dem des-

burg zu versammeln, um von hier aus das große Werk zu beginnen. Warum aber nicht lieber auf dem Blocksberge? Da wäre ja Mephistopheles gleich bei der Hand gewesen!

*) Jener wurde später Minister des Kultus und des öffentlichen Unterrichts, dieser geheimer Regierungsrath in Dresden. [N. A.]

halb vom Ordinarius jener Fakultät, Domherrn D. Günther veranstalteten Festmahle, konnt' ich mich, ergriffen vom begeisternden Augenblicke, nicht enthalten, den beiden neuen Doktoren folgenden Trinkspruch zuzurufen:

Regius commissarius,
Consul primarius —
Par nobile fratrum,
Consilio patrum
Jureconsultorum
Praemiis summorum
In jure honorum
Hodie ornatum,
Juste celebratum —
Ut vivant ac floreant
Semperque vigeant,
Facit pia vota
Universitas tota.

Kurz vor Niederlegung des akademischen Zepters in die Hände des Domherrn D. Winzer am 1. Mai 1831 ward ich noch mit dem Ritterkreuze des K. S. Zivil-Verdienstordens beehrt, und zwar, wie es in dem deshalb unterm 18. April ausgefertigten Dekrete hieß, „zu Bezeigung HöchstIhrer" — des Königs und des Prinzen Mitregenten — „Zufriedenheit „mit seiner" — des bisherigen Rektors — „verdienstlichen „Wirksamkeit für besagte Universität, und in besonderem Anerkenntniß der während seines letzten Rektorats bei den Ereignissen der neuern Zeit der Akademie sowohl als der Stadt „Leipzig geleisteten ersprießlichen Dienste."

Das war wieder allzuviel Ehre. Denn was hatt' ich eigentlich gethan? Nichts als meine Schuldigkeit. Ich war daher, weil ich immer eine kleine Anmaßung darin gefunden habe, sich durch eine Dekorazion, die als Zeichen des Verdienstes von der menschlichen Eitelkeit noch mehr gesucht wird als das Bezeichnete, vor Andern auszuzeichnen, die vielleicht mehr wahres obwohl unerkanntes Verdienst haben — ich war,

sag' ich, anfangs unschlüssig, ob ich sie annehmen sollte. Indessen wär' es doch auf der andern Seite gar zu undankbar, ja unehrerbietig gewesen, zu verschmähen, was so verbindlich und von so hoher Hand dargeboten wurde. Ich nahm es also an, nahm mir aber auch zugleich vor, mich bei Anlegung jenes Kreuzes jedesmal eines andern Kreuzes, als Zeichens der tiefsten Demuth und der höchsten Aufopferung, zu erinnern.

So ward ich denn vom Himmel während meines Erdenlebens wechselsweise bald erniedrigt bald erhöhet. Aus einem Rittmeister ward ein bloßer Reiter, und aus diesem wieder ein Ritter, obwohl zu Fuße. Denn ich hatte leider meine gute Hermine abschaffen müssen, weil sie zu alt geworden, und konnte mir keine junge wieder anschaffen, weil meine Jungen in der freien Kunst des Geldverbrauchs nach und nach immer größere Fortschritte gemacht hatten, so wie sie herangewachsen waren. Doch was thut's? Am Ende kommt's auf Eins hinaus, ob man durch die Welt zu Pferde oder zu Fuße pilgert. Denn das Finale alles irdischen Thuns und Treibens, mithin auch alles Reitens und Gehens, ist ja doch — das Grab! Wenn ich indessen noch so viele Jahre leben sollte, als mir in diesem einen Jahre von akademischen und andern Mitbürgern Vivats gebracht worden: so dürft' ich wohl nicht sobald dorthinab fahren, wo durch den Zauber des Genius mit der umgekehrten Fackel alle Freuden und Leiden dieses Lebens sich in eine mehr als stoische Apathie auflösen.

Späterer Zusatz vom J. 1841.

Vergebens hatt' ich gehofft, von nun an ein stilles, einzig der Wissenschaft und dem Lehramte gewidmetes, Leben führen zu können. Das Schicksal wollte mir immer noch keine Ruhe gönnen, ob ich gleich schon über sechzig Jahr' alt war. Ich sollte noch einmal in den Strudel politischer Wirren und Käm-

pfe geworfen werden. Daran war zunächst der Aufstand in Polen Schuld. Die unglücklichen Polen, die man nicht mit Unrecht die Franzosen des Nordens genannt, bildeten sich ein, sie könnten ihren König ebensowohl absetzen, wie die Franzosen des Südens den ihrigen. Sie bedachten aber nicht, daß diese, weit stärker, es nur mit einem französischen Könige, sie hingegen, weit schwächer, es zugleich mit einem russischen Kaiser zu thun und auf auswärtige Hülfe gar nicht zu rechnen hatten. Sie konnten also durch ihren Aufstand nur noch unglücklicher werden als vorher, und setzten ihre ganze Nazionalexistenz auf's Spiel. Als ich dieß nun in der Schrift: „Polens Schicksal, „ein Wahrzeichen für alle Völker, welche ihre Frei„heit bewahren wollen," öffentlich aussprach — eben zum Nutzen und Frommen für andre Völker und für die Polen selbst, soweit ihnen noch zu helfen war — da fielen die sogenannten Polenfreunde, die aber durch falsche Rathschläge und leere Versprechungen zum Theile selbst am Unglücke der Polen Schuld waren, mit einer Art von Wuth über mich her, und nannten mich einen Abtrünnigen, einen Verräther an der Freiheit, die ich sonst selbst verfochten hätte*).

---

*) Am wüthendsten fiel wegen jener Schrift über mich her ein Zeitblatt, das doch späterhin selbst von einer Zeit sprach, „die, nach Frei„heit strebend, wie Polens letzter Senat, indem er die Bauern„Emanzipazion" — auch die der Juden — „verweigerte, die Freiheit „verweigerte und so, das Prinzip verrathend, das traurige Zeugniß der „eignen Nichtswürdigkeit ablegte. Denn wer nur Freiheiten für „sich und seine Genossen, und nicht die Freiheit unbedingt für Alle will, „geht unter in seinem egoistischen Streben, wie Polen schaudernd „lehrte; und wehe! daß man es sagen muß, er geht mit Recht unter." (S. Eremit. J. 1834. Nr. 41.). Früher hingegen waren die Polen lauter Helden, die sich ganz uneigennützig nicht bloß für die eigne Freiheit, sondern sogar für die Freiheit der ganzen Welt aufopferten; und wer dieß nicht anerkennen wollte, der war ein Nichtswürdiger, ein Elender, ein Sklav, und Gott weiß, was sonst alles! — Die beste Rechtfertigung aber erhielt ich von den Polen selbst, wenigstens von denen, die nach und nach zur Besinnung kamen. So stand in einem

Zwar sucht' ich mich gegen so harte Vorwürfe zu vertheidigen durch eine Nachschrift: „Für Polenfreunde und „Polenfeinde," und noch mehr durch die Schrift: „Der „falsche Liberalismus unsrer Zeit." (S. Gesamm. Schrr. B. 5. Nr. XX. u. XXIV). Aber dadurch macht' ich das Uebel nur noch ärger. Denn die Erklärung, daß meine Gegner einem falschen Liberalismus huldigten und dadurch die Freiheit selbst gefährdeten, erbitterte sie noch mehr. Und da sie mich nicht widerlegen konnten, so suchten sie mich wenigstens durch Spott und Schmach (selbst durch Zerrbilder) um allen Kredit zu bringen. Das gelang ihnen auch insoweit, daß ein großer Theil des von ihnen bethörten Volkes wirklich glaubte, ich sei ein Feind der Freiheit geworden, während ich doch nur die freiheitsmörderischen Exzentrizitäten der Volksverführer bekämpfte. Ja ich erhielt sogar wieder Drohbriefe im Style des höchsten politischen Fanatismus.

So ging denn allerdings die früher gewonnene Popularität wieder großentheils verloren. Das wunderte mich aber ebensowenig, als es mich kränkte. Denn ich wusste längst,

---

öffentlichen Blatte des Jahres 1834 (Leipz. Zeit. Nr. 288.) Folgendes: „Der Graf Adam Gurowski, der seinen Ideen von der Unabhängig„keit Polens alles geopfert und sie mit seinem Namen, mit seinem „Muthe, mit seinem Geiste unterstützt hat, erklärt jetzt, das Resultat „der Studien und Betrachtungen, die er seit seinem Aufenthalte in „Frankreich angestellt habe, sei: daß Polen ohne Russland nicht bestehen „könne und daß Letzteres ihm den Auftrag zu haben scheine, die Zivilisazion „von Europa nach Asien zu übertragen." — Auch besuchten mich mehre angesehene Polen (unter andern der berühmte Skrzinecki, der eine Zeit lang ihr Diktator oder Generalissimus war und dessen Bekanntschaft ich 1834 im Bade zu Töplitz machte, wo er mich zuerst aufsuchte) und bewiesen, daß sie über ihr Schicksal weit unbefangener und richtiger dachten, als die sogenannten Polenfreunde. Wenn aber Einige der Letztern mich sogar beschuldigten, ich hätte jene Schrift nur herausgegeben, um einen russischen Orden zu bekommen: so war dieß um so hämischer, da ich vielmehr den Orden, den man mir ungesucht geben wollte, ausdrücklich verbeten habe; wie meinen genauern Freunden wohl bekannt ist.

daß die aura popularis (wie Cicero die Volksgunst, die auch er aus eigner Erfahrung kannte, treffend bezeichnete) ein sehr wetterwendisches Ding sei. Wurde doch selbst Lafayette, unstreitig der popularste Mann neuerer Zeit, von den französischen Ultraliberalen ein infamer Freiheitsmörder genannt, weil er nicht mit ihnen rasen wollte, und daher auch sein Leichenbegängniß sehr kalt, sogar ohne Reden, gefeiert.

Bei meinen näheren Bekannten jedoch und insonderheit bei meinen Kollegen, hatt' ich dadurch nichts von dem früher besessenen Vertrauen verloren. Als daher die Universität zum ersten Male nach der neuen Landesverfassung einen Abgeordneten zur Ständeversammlung in Dresden zu erwählen hatte — denn früher fand keine Wahl Statt, sondern die ordentlichen Professoren besuchten nach der Reihe der Fakultäten die alten Landtage, bei denen sie nur wenig zu thun hatten — so fiel gleich beim ersten Skrutinium die Wahl mit großer Stimmenmehrheit auf mich. Und ich nahm diese Wahl gern an, weil die neue Verfassung dem Abgeordneten der Universität eine ganz andre und weit bessere Stellung in jener Versammlung gab. Ich betrat also nun auch den parlementarischen Kampfplatz, der mir jedoch wieder neue Drohbriefe zuzog. Denn dreizehn angebliche Bürger Dresdens wollten mir die Knochen zerschlagen, weil ich eine Petizion der in Sachsen sehr gedrückten Juden um Ertheilung der Bürgerrechte der ersten Kammer der Ständeversammlung übergeben und durch Bevorwortung unterstützt hatte *).

Nun blieben zwar jene Drohungen nur leere Worte; was ganz natürlich ist. Denn Menschen, welche anonyme Drohbriefe schreiben, sind in der Regel Feiglinge. Man braucht daher auch ihre Drohungen nicht zu fürchten. Allein der sonst so angenehme Aufenthalt in Dresden war doch in andrer Hin-

*) S. Verhandlungen des ersten Landtags im Königreiche Sachsen nach der neuen Verfassung. Nr. XI. N. A. Gesamm. Schrr. B. 6. S. 1 ff.

sicht sehr nachtheilig für mich. Die lange Störung einer strengern Lebensordnung, an die ich mich seit mehren Jahren gewöhnt hatte, und die Nothwendigkeit, zum Durchlesen und Durchdenken der vielen mit ausführlichen Motiven versehenen Gesetzentwürfe, welche die Regierung den Ständen zur Berathung vorgelegt hatte, um auch die an alte Formen gebundne Verwaltung mit der neuen Verfassung in Einklang zu bringen, so wie zum Durchlesen und Durchdenken der darauf bezüglichen, oft sehr weitläufigen, Deputazions-Gutachten, die der Ruhe geweihten Stunden der Nacht zu Hülfe zu nehmen, griff meinen Körper dergestalt an, daß ich mich sehr unwohl fühlte, als ich wieder nach Hause kam. Da ich nun auch bereits das große Stufenjahr des menschlichen Lebens — die böse 7 mal 9, die schon den Alten als annus fatalis climactericus galt — überschritten hatte: so sehnt' ich mich natürlich nach Erleichterung und Erholung. Ich bat daher um Entlassung von meinem bisherigen Lehramte (das ich gerade 25 oder mit Zurechnung der Lehrzeit in Wittenberg, Frankfurt a. d. O. und Königsberg, 40 Jahre lang geführt hatte) und erhielt sie auch, nach einiger Zögerung, als Professor honorarius mit einer Pension von tausend Thalern und mit der Befugniß, nach Belieben sowohl noch Vorlesungen zu halten als an den Berathungen des akademischen Senats und der philosophischen Fakultät Theil zu nehmen. Dem zufolge legt' ich am 1. Mai 1834 mein bisheriges Lehramt nieder, und mit demselben zugleich das Dekanat der philosophischen Fakultät und die sog. (auf Verwaltung einiger der Universität gehörigen Dorfschaften bezügliche) Großpropstei. Sonderbarer Weise fügt' es sich, daß vermöge der neueren Reformen die zuletzt erwähnte altherkömmliche Würde oder Pfründe ganz aufhörte. Ich sollte also der letzte Großpropst sein, dessen die Annalen der Universität Leipzig gedenken würden.

Wie es nun zu geschehen pflegt, daß das neugierige Publikum statt der wahren, wenn auch ganz nahe liegenden, Gründe menschlicher Handlungen noch anderweite, entfernte

und geheime, Motiven aufsucht: so wollte man auch in diesem Falle dergleichen aufgespürt haben. Einige meinten, ich möchte wohl Lust haben, noch eine auswärtige Universität zu beziehn; Andre, ich möchte wohl die Beschränkungen fürchten, mit welchen die deutschen Universitäten zu jener Zeit von dem neuen Kongresse zu Wien bedroht wurden; noch Andre, ich möchte wohl von meiner eignen Regierung so gekränkt oder bei derselben so in Ungnade gefallen sein, daß ich aus Mismuth oder Trotz den Abschied genommen; und noch Andre endlich meinten gar, ich möchte wohl mit der Universität oder wenigstens mit der Fakultät, der ich zunächst angehörte, dergestalt zerfallen sein, daß ich es für rathsam gehalten hätte, von derselben auszuscheiden, ungeachtet ich dabei einen bedeutenden Theil meiner bisherigen Einnahme aufopferte, während die meisten Professoren ihre Stellen mit dem ganzen Gehalte bis zum letzten Lebenshauche zu behalten pflegen. Ich wurde daher auch mit allerlei bald ängstlich theilnehmenden, bald indiskret zudringlichen Fragen mündlich und schriftlich bestürmt. Ich kann aber auf Ehre versichern, daß das lauter leere Vermuthungen waren, und daß durchaus kein andrer Grund als der Wunsch nach Erleichterung und Erholung mich zu jenem Entschlusse bestimmt hat.

Daß insonderheit die beiden letzten Vermuthungen ganz ungegründet waren, kann ich am gründlichsten durch zwei amtliche Aktenstücke beweisen, die mir abschriftlich mitgetheilt worden; und ich halt' es sogar für Pflicht, diesen Beweis hier zu führen, damit auch die Behörden, sowohl die vorgesetzte als die kollegialische, von dem geäußerten Verdachte befreiet werden, als hätten sie durch irgend etwas Verletzendes Anlaß zu meiner Abschiedsfoderung gegeben.

Das erste Aktenstück ist ein Reskript des Kultus-Ministerium in Dresden vom 22. Febr. 1834 an die philosophische Fakultät in Leipzig. Da es aber zu lang ist, indem es auch Bestimmungen wegen der mir auszuzahlenden Pension enthält, die keinen Leser interessiren können, so will ich nur den hieher

gehörigen Schluß mittheilen, welcher also lautet: „Obschon „nun hierdurch das Gesuch des Prof. D. K. im Hauptwerke „Gewährung findet, so hat Man doch im Uebrigen, in Hinsicht „seines bisherigen Verhältnisses zur Universität, der von ihm „gehegten Absicht, nunmehr gänzlich in die Reihe der Privat„dozenten zurückzutreten, nicht beipflichten mögen, sondern „findet vielmehr für angemessen, daß demselben nicht allein „das Prädikat als **Professor honorarius** und sein zeitheriger „Platz im Lectionskataloge, so lange er sich dessen bedienen „will, verbleibe, sondern daß ihm auch, um seine nützliche „Wirksamkeit für die Universität ferner möglichst zu erhalten, „das Recht vorbehalten bleibe, noch an den Berathungen des „akademischen Senats und der philosophischen Fakultät, be„sonders in allgemeinen akademischen Angelegenheiten, mit Sitz „und Stimme Antheil zu nehmen" — worauf dann noch die Auffoderung an die Fakultät folgt, zur Wiederbesetzung der erledigten Stelle „einige geeignete Gelehrte in Vorschlag zu „bringen." — Schwerlich wird man hierin irgend eine Spur von Uebelwollen oder Mishelligkeit entdecken, besonders wenn man damit die öffentliche Erklärung vergleicht, welche das Ministerium bald nachher in die Leipziger Zeitung vom 27. März 1834 wegen dieser Angelegenheit einrücken ließ; denn diese Erklärung ist so wohlwollend und ehrenvoll, daß die Absicht durchleuchtet, falsche Gerüchte niederzuschlagen. Noch weniger aber wird man dergleichen Spuren entdecken in dem zweiten Aktenstücke, der Antwort der Fakultät vom 8. März 1834 auf jenes Reskript. Eher möchte man darin des Lobes zu viel finden; was mich auch von der Mittheilung abhalten würde, wenn ich nicht voraus wüßte, daß sachkundige Leser es nur detractis detrahendis verstehen werden. Nach einem kurzen Eingange sagt nämlich die Fakultät: „Mit stummer Trauer „haben wir vernommen, was das hohe Ministerium uns zu „melden und zu befehlen geruhet hat, und mit der tiefsten Be„trübniß sehen wir einen werthen und hochgeschätzten Kollegen „aus dem Kreise seiner bisherigen Wirksamkeit austreten, einen

„Mann, der auf so ausgezeichnete und so vielfache Weise die „Wissenschaft gefördert; der zweimal, erst in Wittenberg und „nachher in Leipzig, nicht bloß in seinem Lehramte, sondern auch „in andern Geschäfften und höheren Stellungen sich die größten „und unzweideutigsten Verdienste um das Vaterland erworben; „der durch treuen Pflichteifer, durch unbestechliche Rechtlichkeit, „durch unerschrockne Freimüthigkeit, und durch unerschütterliche „Festigkeit sich überall und in jedem Verhältnisse Achtung und „Ehre gesichert hat. Freundliche Worte liebevollen Andenkens „an seine vieljährige Treue, dankbare Anerkennung seines er„folgreichen Wirkens, wohlverdiente Belobung seiner stets und „überall Gutes befördernden Thätigkeit folgen ihm von Seiten „seiner Kollegen, wie von jedem, der den Werth eines Mannes „als Menschen, als Gelehrten, als akademischen Dozenten und „als Staatsbürgers zu schätzen weiß. Wenn wir uns an den „Gedanken der Trennung werden gewöhnt haben, wird die Fakul„tät nicht ermangeln, dem Befehle des hohen Ministeriums Folge „leistend, die Denominazion zu der auf den 1. Mai erledigt „werdenden Professur zu veranstalten; die wir in tiefster Ehr„furcht verharren ꝛc."

Uebrigens machte ich von der mir ertheilten Befugniß, nach Belieben sowohl noch Vorlesungen zu halten als an den Berathungen des akademischen Senats und der philosophischen Fakultät Theil zu nehmen, fortwährend Gebrauch, so daß eigentlich nichts Wesentliches in meiner Stellung verändert war, sondern ich nur für weniger Einkommen mehr Freiheit erlangt hatte. Auch hatt' ich die Freude, noch im nächsten Halbjahr hundert und vier Namen auf meiner Zuhörerliste zu finden, obwohl außer mir noch acht theils ältere theils jüngere Dozenten philosophische Vorlesungen angekündigt und meine Gegner in allerlei Zeitschriften mit einer Art von Triumphgeschrei ihrem Publikum versichert hatten, daß es nun aus mit meiner akademischen Wirksamkeit sei; weshalb sie auch sehr witzig und spitzig die Niederlegung meiner Professur eine Niederlage nannten. Späterhin musst' ich freilich auch meine

Vorlesungen aufgeben, weil eine chronische Augenkrankheit nicht nur allmählich die Sehkraft schwächte, sondern auch in den Augen Schmerzen bewirkte, die sich mehrten, wenn ich anhaltend sprach; weshalb ich auch von der Zeit an alle größere Gesellschaften mied, die ich sonst sehr liebte.

Jene Augenkrankheit aber war die Folge theils einer epidemischen Grippe, die auch mich ergriff, theils der Ausarbeitung eines größern literarischen Werkes, wobei ich viele andre Werke nachschlagen und vergleichen musste, nämlich des „Allgemeinen Handwörterbuchs der philosophischen Wissenschaften nebst ihrer Literatur und Geschichte." Dieses Werk fand zwar soviel Beifall, daß es in kurzer Zeit, trotz seiner Kostspieligkeit, wieder aufgelegt werden musste, und daß ein mir ganz unbekannter Rezensent im Literaturblatte zur allgemeinen Kirchenzeitung (J. 1838. Nr. 70.) es sogar für ein „deutsches Nazionalwerk" erklärte, durch welches der Verf. sich „ein bleibendes Denkmal gegründet und gerechte Ansprüche „auf den Dank der Mit- und Nachwelt erworben" habe. Allein was half mir dieses hyperbolische Lob, da ich es mit dem Verluste der ganzen Sehkraft meines linken und der halben meines rechten Auges bezahlen musste und da ich diesen Verlust bei allen nachfolgenden literarischen Arbeiten immer schmerzlicher empfand? So ward mir endlich auch die Schriftstellerei verkümmert — jene geistige Zeugung, die mir früher (auch ohne Rücksicht auf andern Gewinn, und allen literarischen Kämpfen zum Trotze) schon durch die damit verbundene Erhöhung des Selbbewusstseins den heilsamsten sowohl als angenehmsten Lebensgenuß gewährt hatte. Denn ich schrieb nur dann, wenn mich ein Gegenstand so lebhaft anzog und ergriff, daß ich mich Tag und Nacht mit ihm beschäfftigte; und ich kam daher auch nicht eher wieder zur Ruhe, als bis ich das letzte Wort über ihn niedergeschrieben hatte. Will man diesen Zustand ein geistiges Fieber nennen, so hab' ich nichts dagegen. Aber ich wünschte wohl, daß ein so genussreiches Fieber noch lange fortgedauert hätte.

Ich muß indeß hier noch eines seltsamen Zufalls gedenken, der mir beim ersten Wiederbeginne meiner Vorlesungen nach der Niederlegung meiner Professur begegnete. Oft schon hatt' ich, wie bereits erwähnt, Drohbriefe erhalten, ohne sie weiter zu beachten. Denn durch Drohungen zum Thun oder Lassen bestimmt zu werden, hieße doch auf alle Selbständigkeit verzichten. So erhielt ich denn auch noch kurz vor dem Anfange der Vorlesungen einen ähnlichen Brief, in welchem der ungenannte Held sich als einen Freund von Sand ankündigte und mich daher mit dem Schicksale Kotzebue's bedrohte. Zugleich meldete er, daß noch sieben und vierzig Andre mit ihm verschworen seien, Studenten, Handwerker und Soldaten, Adelige und Bürgerliche, und daß er selbst sich unter meinen Zuhörern einfinden würde. Das war nun allerdings zum Lachen. Denn wenn ist je ein Meuchelmörder so dumm gewesen, sein Schlachtopfer selbst zu warnen, damit er sein Ziel verfehle? Es konnte also dieses neue Drohschreiben, das krasseste von allen, die ich bis dahin erhalten hatte, nur ein blinder Schreckschuß oder ein abgeschmackter Spaß sein.

So verächtlich es nun auch sowohl in der einen als in der andern Voraussetzung war: so ergriff ich doch diese Gelegenheit, in einem Prologe zur ersten Vorlesung meinen Zuhörern jenes Drohschreiben mitzutheilen und an diese Mittheilung einige mahnende Worte zu knüpfen in Bezug auf die Gefahren, welche die deutschen Universitäten wegen der Theilnahme einiger Studirenden an polischen Umtrieben und Unruhen, besonders in den Rhein- und Maingegenden, bedroheten, und auf die Mittel, durch welche die Studirenden jene Gefahren am sichersten abwenden könnten. Sie nahmen auch die mit väterlichem Sinne gesprochene Mahnung wohl auf, und es vermehrte sich dadurch sogar die Zahl meiner Zuhörer. Um also die Mahnung in einem noch weiteren Kreise zu verbreiten, ließ ich sie nebst einer Anzeige meiner Vorlesungen in Form eines akademischen Programms unter dem Titel drucken: „Ein „Wort an die Studirenden in Leipzig." Das hatt' ich

aber nicht gut gemacht, wenigstens für meine Person. Denn nun fielen sogleich meine Gegner über das Programm her, sogen nach ihrer Art Gift daraus, und beschuldigten mich sogar lächerlicher Weise, ich hätte dadurch der Universität Leipzig geschadet, vielleicht wohl auch die böse Absicht gehabt, die deutschen Universitäten überhaupt bei den deutschen Regierungen zu verklagen.

Insonderheit zeichneten sich in dieser Hinsicht zwei Journalisten aus, die ich jedoch nicht nennen will, da ihre Namen nichts zur Sache thun und da sie sich späterhin besserten, der Eine von ihnen sogar in der Noth meine Unterstützung suchte, die ich ihm auch nicht verweigerte, so weit es mir möglich war. Jene Männer hatten zwar selbst in ihren Zeitschriften die deutschen Universitäten, und namentlich die zu Leipzig, so oft angegriffen und so schlecht gemacht, daß sie gewiß nicht für das Heil derselben so ängstlich besorgt waren. Es lag daher wohl etwas Andres zum Grunde. Die Herren, die überhaupt gern tadeln, wenn sie es auch nicht besser machen können, weil jenes doch die Eigenliebe kitzelt, und die unter andern auch über die zu große Zahmheit der leipziger Studenten gespöttelt hatten — vermuthlich weil dieselben 1830 in den Tagen der Unordnung und Unruhe zur Herstellung der gesetzlichen Ordnung und Ruhe so bereitwillig mitwirkten, den Ermahnungen ihres Rektors mehr folgend als den Anreizungen der Aufwiegler — jene Journalisten, sag' ich, nahmen mir es übel, daß ich den Studirenden gesagt hatte, nicht durch rohe Gewalt könnten sie die akademische Lehr- und Hörfreiheit retten, sondern „einzig und allein durch Achtung gegen die Gesetze, durch wis„senschaftlichen Fleiß, durch ernstes und gründliches Studium, „durch gesittetes und anständiges Betragen überhaupt." — Das war Jenen zu illiberal; und daß die Studirenden diese Mahnung auch so ruhig angehört und sogar größtentheils beifällig aufgenommen hatten, war ihnen sehr ärgerlich. Hätten dagegen die jungen Männer, wie jene Pariser im Hörsaale des Prof. Orfila, gescharrt und gepfiffen oder gar ihren Lehrer

vom Katheder herunter gejagt — ja, dann würden die Herren Journalisten sich himmlisch über ein so liberales Skandal gefreut und mir auch wohl mit einem großmüthig mitleidigen Lächeln verziehen haben, daß ich dazu Anlaß gegeben.

Doch genug von diesen und andern Anfechtungen, die mich übrigens nicht rührten, weil ich schon daran gewöhnt war. Ich dachte wie jener Dichter:

„Laß sie spotten, laß sie lachen,
„Laß sie saure Mienen machen!
„Gutes Muths gerade fort,
„Wird dir's wohl gehn hier und dort."

Daher lebt' ich auch jenen Anfechtungen zum Trotze im Schooße meiner Familie, deren Glieder insgesammt mir Freude machten, und in einer meinen Kräften angemessenen Thätigkeit (denn es erschienen doch noch mehre Schriften von mir, die zum Theile sogar neu aufgelegt wurden) so ruhig und zufrieden, als es die sich freilich nach und nach einfindenden Altersbeschwerden erlaubten.

Nur Ein Punct erregte mir ein stärkeres Misbehagen. Die Einnahmen verminderten, die Ausgaben vermehrten sich. Die Pension von 1000 Thalern, welche mir bei Niederlegung meines Amtes bewilligt worden, war gegen den frühern Gehalt und die vielen Dienstjahre zu unverhältnissmäßig und reichte bei weitem nicht hin zur Deckung der Ausgaben. Das sahe der damalige Kultminister D. Müller, ein sehr wackerer und menschenfreundlicher Mann, wohl ein und versprach mir daher noch eine Zulage von 200 Thalern. Unglücklicher Weise starb er aber bald darauf, und seine Nachfolger hielten sich nicht verpflichtet, jenes Versprechen sobald zu erfüllen. Auch würde mir eine etwanige spätere Erfüllung weniger geholfen haben. Das brachte mich nun auf den wunderlichen Einfall, mein Heil bei der Fortuna zu versuchen, jener Göttin, von welcher Göthe in seiner römischen Elegie sagt:

„Die herrlichsten Gaben
„Theilt als ein Mädchen sie aus, wie es die Laune gebeut."

Allein ich hatte bei jenem Einfalle noch die geheime Absicht, wenn Fortuna mich begünstigte, meiner Pension ganz zu entsagen und der Universität außer einer schon früher gemachten Stiftung noch etwas zufließen zu lassen, um thatsächlich zu beweisen, daß meine Liebe zu Vaterland und Universität auf tiefern Grundlagen ruhte, als daß sie durch solche Begegnisse hätte erschüttert werden können. Aber ach! die launische Göttin täuschte meine Hoffnung; ich verlor im Ganzen mehr, als ich im Einzelen gewann. Nur Ein tragikomisches Beispiel der Art will ich hier anführen, damit es sich Andre zur Warnung dienen lassen, wenn sie in dieselbe Lage und auf denselben Einfall kommen sollten.

Im Sommer 1841 ward eine große und einträgliche Herrschaft bei Wien, die eigentlich der Pfaffenberg heißt, die aber wegen ihrer schönen Lage und andrer Herrlichkeiten von den Wienern der Himmel genannt wird, mit Erlaubniß der östreichschen Regierung in einer öffentlichen Lotterie ausgespielt. Das Loos oder die Actie, wie man's ehrenhalber nannte, kostete nur 4 Thaler, und wenn man mehre nahm, bekam man noch als Zugabe einige gratis. Da nun die Herrschaft, zu welcher noch ein bedeutendes Landgut in Aspern an der Donau gehört, gerichtlich auf 2,590,115 Gulden W. W. geschätzt worden war; da das große und schöne herrschaftliche Schloß von einem gleichfalls großen und schönen Parke umgeben ist; und da zugleich mit demselben eine darin befindliche Sammlung von 200 in Goldrahmen gefassten Oelgemälden (unter welchen sich auch Bilder von Corregio, Guido Reni, Mengs, Raphael, Rembrandt, Rubens, Van Dyck und andern großen Meistern befanden oder, wenn die Sammlung nicht zersplittert worden, noch befinden) verloost werden sollte: so zogen mich alle diese Umstände, vornehmlich der letztere (nebst der Aussicht, von einem der gepriesensten Augenärzte Wien's Heilung erlangen und dann von dort aus eine längst ersehnte Reise nach Italien machen zu können, um auch dadurch noch an geistiger Bildung zu gewinnen) so mäch-

tig an, daß ich nicht widerstehn konnte und sogar 25 Actien nahm, um die Wahrscheinlichkeit des Gewinnes nach dem Calculus probabilium zu vergrößern. Und was war der Erfolg? — Statt der Herrschaft und des Schlosses mit dem herrlichen Parke und der herrlichen Bildergallerie gewann ich als Nebenpreis oder Prämie die Summe von — 5 Th. 8 Gr. Im ersten Augenblicke, wo ich die Nachricht erhielt, war ich wohl etwas verstimmt; nachher aber musst' ich doch über das ungeheure Misverhältniß zwischen dem gehofften und dem wirklichen Gewinne lachen. Ja bei weiterem Nachdenken musst' ich sogar ausrufen: „Was Gott thut, das ist wohlgethan!" und: „Gelobt sei der Herr!" Denn wie viel Noth, Sorge und Verdruß würde mir der Gewinn jener Herrschaft gemacht haben! Sollt' ich sie behalten und meinen Wohnsitz daselbst aufschlagen? Dann hätt' ich mein geliebtes Vaterland, dem ich so lange gedient und an das ich mich so innig gewöhnt hatte, verlassen müssen, und zwar in einem Lebensalter, wo die Lebensregel sich doppelt geltend macht:

Si qua sede sedes, atque est tibi commoda sedes,
Ista sede sede, nec ab ista sede recede!

Sollt' ich also die Herrschaft, wenn ich sie eben gewonnen hätte, wieder verloosen oder verkaufen? Das Erste widerstand meinem Gefühle und würde auch von der Regierung einem Fremden schwerlich erlaubt worden sein; das Andre aber würde mir schweren Verlust gebracht haben, da ich weder Oekonom noch Handels- oder Finanzmann war. Ich hätte also wahrscheinlich die ganze Herrschaft mit allem Zubehör um ein Spottgeld hingeben müssen; was wieder den Unwillen derer, die auf meine Hinterlassenschaft gerechte und billige Ansprüche hatten, erregen und dadurch sogar den häuslichen Frieden stören konnte, den ich doch für ein wesentliches Stück aller irdischen Glückseligkeit hielt. Ich musste aber das göttliche Geschick in dieser Sache um so mehr preisen, da statt meiner ein armer Oekonom, der nur Eine Actie hatte kaufen können, aber eine starke Familie besaß, die Herrschaft gewonnen hatte. So freut'

ich mich am Ende gar über das als ein Glück, was mir zuerst als ein Unglück erschienen war. Denn ich dachte, wenn nach Seneca magna fortuna magna servitus ist, so ist sie auch magna miseria. Sonderbarer Weise kam die Nachricht von jenem Erfolge gerade zum Geburtstage meiner Gattin an, die eben nicht darüber erfreut war, sondern solche Nachricht an solchem Tage für ein böses Omen hielt. Um sie also auf andre Gedanken zu bringen, bracht' ich ihr beim kleinen Familien-Festmahle den Toast zu:

Wenn auch der Wiener Himmel uns gebricht
Mit aller seiner Herrlichkeit:
So fehlt's uns doch an Leipz'ger Freuden nicht,
Gespendet von der Jahreszeit.
Denn heute trat an's Licht der Welt
Ein Weiblein, wie es Gott gefällt.
Drum lasst uns trinken um die Wette:
Es lebe dreimal hoch Minette!

Meine Lebensweise ward nun immer ruhiger und stiller, je mehr sich meine Lebensreise ihrem Ziele näherte. Denn ein gelehrter Engländer, Namens Bulwer, soll ja berechnet haben, daß die Philosophen durschnittlich nur 67 Jahr' alt werden; ich aber bin schon jetzt, wo ich dieses schreibe, um 5 Jahre über jene Frist hinaus. So lebt' ich denn, nachdem so Viele meiner innigern Freunde von mir geschieden, fast einsiedlerisch, obwohl immitten meiner Familie, die schon durch fünf Enkel vermehrt war. Darum hab' ich auch ein kleines und unansehnliches Lusthaus, das ich mir in dem an mich auf Lebenszeit vermietheten Paulinergarten statt eines größern und hübschern, aber wegen akademischer Bauten weggerissenen, habe bauen lassen, meine Eremitage genannt.

Indeß ward dieses Still-Leben auf eine für mich ebenso ehrenvolle als überraschende Art unterbrochen. Als ich nämlich vor 50 Jahren (im J. 1791) noch in Wittenberg studirte, hatte die philosophische Fakultät daselbst mich zum Doctor philosophiae et Magister artium liberalium ernannt. Den

Tag dieser Ernennung wusst' ich nicht mehr, da das zu diesem Behuf ausgefertigte Diplom unter vielen andern Papieren verschwunden war. Auch glaubt' ich nicht, daß Jemand sich noch dessen erinnern würde. Allein bei Vereinigung der Universität in Wittenberg mit der in Halle waren auch die Fakultäts-Akten mit nach Halle gebracht worden. Daraus ergab sich dann das Nähere; und daher beschloß sowohl die Universität Halle-Wittenberg (wie sie nach der Vereinigung hieß) als die Universität Leipzig, am 17. Oktob. 1841 mein Magister-Jubiläum zu feiern. Von dieser Jubelfeier als dem höchst wahrscheinlich letzten öffentlichen Akte meines irdischen Lebens noch einige Nachricht zu geben, halt' ich für unerlässliche Pflicht der Dankbarkeit *).

Nachdem das vom hier garnisonirenden Offizierkorps abgesandte Musikchor mich durch ein schönes mit geistlichen und militärischen Melodien abwechselndes, Morgenständchen aus dem Schlummer geweckt und bis zu Thränen gerührt hatte: erschienen mehre Deputazionen, unter welchen sich auch drei Herren jenes Korps (Oberstlieutenant von Buttlar, Major Graf von Holzendorf und Major Aster, Letzterer zugleich Kommandant der leipziger Kommunalgarde) befanden, mit Glück-

*) Wenn einige der im folgenden Berichte erwähnten und zum Theil abgedruckten Dokumente ein hyperbolisches Lob enthalten sollten: so mögen die verehrten Leser wohl bedenken, daß Freundschaft und Liebe, besonders bei solchen Gelegenheiten, immer durch ein Vergrößerungsglas den Gefeierten schauen. Ich für meine Person bin von der Einbildung, daß ich alle die Vorzüge und Verdienste wirklich habe, die mir hier so wohlwollend beigelegt worden, sehr weit entfernt. Da ich jedoch den Tadel der Feinde nicht verschwieg, so durft' ich wohl auch des Lobes der Freunde gedenken. Die Leser können ja beides nach Recht und Billigkeit modifiziren. — Uebrigens war es mir etwas schauerlich, daß mein Jubelfest gerade in eine Zeit fiel, wo vor 28 Jahren große feindliche Heere in und um Leipzig standen, um über die Weltherrschaft mit einander zu kämpfen. Jetzt war es hier wohl ruhig, doch nicht ganz. Denn die geräuschvollen Messgeschäfte Merkur's störten die stillern Beschäftigungen der Musen; weshalb auch die meisten Studenten in die Heimat gegangen waren und keine Vorlesungen stattfanden.

wünschungs-Reden oder Schreiben und mit Ehrengeschenken. Die Universität Halle-Wittenberg hatte zu dem Ende den Geh. Hofr. und Prof. Gruber, einen alten und bewährten Freund von mir, über dessen Wiedersehn nach mehren Jahren ich mich herzlich freute, abgesandt. Er brachte zuerst im Namen der Universität ein Gratulazions-Diplom mit folgender Charakteristik: Viro perillustri ... strenuo libertatis germanicae defensori, promto veritatis custodi, claro moris integerrimi exemplo, facundo lucis evangelicae vindici, qui philosophiam ratione temperatam, elegantia sermonis illustrem, disciplinae leges cum usibus et humanitate vitae civilis sociantem non solum ore, literis, auctoritate, constantia singulari propagavit, sed beneficiis etiam in hanc scholam Fridericianam collatis liberaliter commendare pergit — sodann im Namen der philosophischen Fakultät, deren Dechant er eben war, ein neues Magister-Diplom mit folgender Charakteristik: Candidissimi animi, praestantis ingenii, insignis doctrinae viro, qui philosophiae, quam quatuor in universitatibus, etiam Vitebergae, maximo audientium plausu docuit, libris plurimis diversissimique argumenti editis et fines propagavit et praecepta ad populares usus revocavit et ad pietatem tuendam ut ad superstitionem convellendam adhibuit felicissime, fecitque ut pateret germanicae philosophiae ad exteros quoque laus et utilitas.

Von Seiten der Universität Leipzig kam deren Oberhaupt selbst, der damalige Rector Magnificus, Prof. Drobisch, und übergab zuerst eine schöne silberne Votivtafel mit einer Inschrift, die folgende Charakteristik enthielt: Viro ... libertatis in sacris, in re publica, in literis contra superstitionem, tyrannidem, fallaciam defensori fortissimo, vita, scholis, scriptis veritatis, justitiae, fidei, constantiae, humanitatis magistro gravissimo — sodann im Namen der philosophischen Fakultät noch ein besondres Gratulazions-Diplom mit der Charakteristik: Viro ingenio, eruditione, virtute splen-

didissimo, philosopho tam scriptorum praestantissimorum ubertate quam innumerabilis paene juvenum multitudinis institutione cum de tota Germania tum de academiis Vitebergensi, Francofurtana, Regiomontana, quas olim decoravit, deque Lipsiensi, cui etiamnum ornamento est, optime merito, collegae studio ac benevolentia, qua sibi obstrinxit omnes, animi integritate ac fortitudine, qua omni tempore ordinis, cui saepenumero praefuit, jura ac dignitatem tutatus est, summe venerando et conjunctissimo. Ueberraſcht aber ward ich nicht wenig, als auch der Ordinarius der Juriſtenfakultät, Domherr D. Günther, kam und ein Diplom, mit ſilberner Siegelkapſel und goldnen Schnüren geſchmückt, überbrachte, in welchem die hochlöbliche Fakultät mich als philosophum hoc nomine dignissimum, veri cultorem, superstitionis inimicum, tenebrionum oppugnatorem acerrimum, qui per longam annorum seriem aequales scriptis, juventutem academicam scholis erudivit ac, dum philosophiam docuit, jurisprudentiae quoque sine philosophia languentis studia egregie promovit, zum Doctor juris utriusque machte. Damit es aber auch nicht an Poeſie fehlte, ſo brachte unſer Altmeiſter Hermann, der ſelbſt vor kurzem ſein Magiſter-Jubiläum gefeiert hatte, noch im Namen der Univerſität eine von ihm verfaſſte alkaiſche Ode, die, ganz abgeſehn von der Beziehung auf meine Wenigkeit, an ſich ſelbſt ſo ſchön iſt, daß ich glaube, allen Kennern und Liebhabern der lateiniſchen Poeſie einen großen Gefallen zu erweiſen, wenn ich ſie hier in ihrer ganzen Fülle und Trefflichkeit einſchalte:

Mentes creavit vivere liberas
Natura, nec, si relligio aut metus
Aut error ignavus catenas
Injiciat, tenuesve tendat

Artis malignae vafrities plagas,
Possint refrenatum opprimere ignei
Fervoris aestum, ne reposcat
Denique vi sua jura victor.

Nam lenta crescens insuperabilis
Veri potestas mox celeri gradu
Prorumpit et caliginosam
Dissipat impetuosa noctem,

Si nacta magno est ingenio virum,
Quem cor periclis cedere nescium
In prava molitos acutas
Dirigere exstimulet sagittas.

Te nostra dicunt carmina, liberae
Mentis sacerdos, Te sapientiae
Monstrator altae, Te dolosis
In tenebris latitantium ultor

Fallaciarum, quem neque consonus
Clamor virorum vana tuentium
Terrere nec laudis lucrive
Flectere blanda quiit cupido,

Ne certa vibrans tela retunderes
Illiberales lucifugi minas
Torporis, aeternique praeco
Gentibus exorerere veri.

Sensere clarae vocis imaginem
Luci negatis orbis in ultimis
Oris repercussam stupentes
Credulitatis inertis aures.

Tu, quum superbos militis hostici
Punire fastus, impatiens jugi
Servilis, experrecta virtus
Pristina Teutoniae parabat,

Et, si tyrannum pelleret, aureum
Sperans, futuri nescia, seculum,
Ad sacra festinabat arma,
Pro patria cupiens perire,

Ad dura Martis munera protenus
Accinctus inter signiferos grave
Virtutis exemplum stetisti,
Qua tuba duceret ire certus.

Idem relictas pacificas redux
Musarum ad artes magna negotia
Tractare sumpsisti salubri
Pro populo patriaque suasu,

Non segnis, urbem quum trepidam fera
Terrente turba mascula Te duce
Commilitonum fortitudo
Restituit subitam quietem.
Tanta refulgenti o utinam Tibi
Longis parata laude laboribus
Congratularemur valenti
Praemia prima catae iuventae!
Grandaevus olim sic sua dicitur
Sedisse Peleus facta recogitans,
Argoque vectam saeva Ponti
Per freta Cyaneasque cautes,
Cui si labantes deficiens vigor
Tardabat artus, tristitiam tamen
Lenibat in nati potente
Pelias hasta manu coruscans,
Multo ad Scamandrum sanguine nobilis,
Quae stravit ingentem Hectora, Pergami
Tutamen, et nunc arte vatum
Postgenitis memorata claret.
Sic Te perennis gloria naviter
Aetatis actae, sic recreet Tua
Florens propago, sic ab ore
Quae numerosa Tuo pependit
Discens juventus, sic Academia
Grata suum Te mente colens decus,
Fidique amici pro salute
Debita vota viro ferentes,
Veracior quo nec probior fuit,
Nec justior, nec fortior aut magis
Constans fidelisve atque recti
Promptus ubique bonique vindex.

Daß aber auch die hohe Staatsregierung in Dresden von meinem Jubiläum nicht bloß Kenntniß, sondern auch an demselben thätigen Antheil nahm, erfreute mich nicht minder. Denn ich erhielt durch Vermittlung des Regierungs-Bevollmächtigten bei der Universität, Herrn D. von Falkenstein, ein amtliches Schreiben des Herrn Kultus-Ministers von Wietersheim, worin Derselbe nicht nur die schönsten Glückwünsche aussprach, sondern auch, Wort durch That auf der

Stelle bestätigend, mir eine Zulage von 200 Thalern zu meiner Pension ertheilte. Dieß erkannt' ich mit um so größerem Danke, weil dadurch auf eine zarte Weise eine frühere Differenz, von welcher schon oben die Rede war, völlig ausgeglichen wurde. Und da dieß wohl auch mit Genehmigung **Sr. Majestät,** meines **Allergnädigsten Königs,** geschehen war: so sang ich mein God save the King zwar nicht laut, sondern im Stillen, aber mit desto innigerem Gefühle.

Auch die Stadt Leipzig bezeigte mir ihre Theilnahme auf sehr ehrenvolle Weise. Denn der Stadtmagistrat ertheilte mir, in Einstimmung mit den Stadtverordneten, das Ehrenbürgerrecht von Leipzig, und ich nahm dieß um so dankbarer an, da ich das Bürgerthum von jeher geachtet und geliebt, unter der Bürgerschaft von Leipzig aber viel gute Freunde und Bekannte gefunden, und überhaupt in dieser herrlichen Stadt, welche nicht bloß den sogenannten materialen Interessen, sondern auch den Interessen des Geistes und des Gemüths mit Eifer huldigt, 32 Jahre hindurch unzählig viel Gutes genossen hatte. Darum würd' ich auch, eingedenk solcher Wohlthaten, diesen Ort um keinen Preis verlassen; wiewohl jetzt schon das hohe Lebensalter mich an ihn fesselt und mir noch ein andres Memento zuruft.

Soll ich nun aber auch noch von andern Glückwünschungen und Ehrenbezeigungen, die ich bei dieser Gelegenheit von einheimischen und auswärtigen, öffentlichen und privaten, theils Korporazionen theils Individuen erhielt, Bericht erstatten? Für mich selbst würde dieß allerdings sehr interessant sein. Aber auch für Andre? Das bezweifl' ich; denn an Wiederholungen könnt' es doch nicht fehlen. Und diese ermüden, ja langweilen am Ende jeden Leser; der Franzos aber sagt mit Recht: Le genre ennuyeux est le plus mauvais. Also manum de tabula! Nur in Bezug auf zwei Fälle bitt' ich um Erlaubniß, eine Ausnahme machen zu dürfen, weil dabei auch Damen konkurrirten; was ich gar nicht erwartet hatte. Und zwar

bezeigten im ersten Falle drei junge und liebenswürdige Fräulein, die man wohl mit den drei Grazien des Alterthums hätte vergleichen können, gemeinschaftlich ihre Theilnahme am Jubiläum eines alten Magisters. Sie schickten mir nämlich einen Ehrenkranz von schönen Blumen und begleiteten denselben mit einem Kranze von noch schönern Versen, die so lauteten:

Blumen, verwelkliche nur, weihn zu dem heutigen Feste,
Das den goldenen Kranz Dir um den Scheitel gelegt,
Dir die Kinder des Freunds, mit dem Du im engen Vereine
Unverwelklich dereinst Blumen des Geistes getauscht.

Dieser Freund war der sel. Tzschirner, der mir, obwohl jünger als ich, so lange vorausgehn musste. Ach! wäre der noch zugegen gewesen, wie würden durch ihn die Freuden dieses Tages erhöht worden sein! Doch hat auch sein würdiger Nachfolger, D. Großmann, sich mir jetzt wie früher als einen recht wohlwollenden und theilnehmenden Freund bewiesen. Denn er schickte mir nicht bloß in seinem eignen Namen, sondern auch in dem seiner ganzen Ephorie ein recht herzliches Glückwunschschreiben.

Der zweite Fall war ein scheinbar ganz entgegengesetzter. Denn hier zeigte sich nur Eine Dame, und zwar eine sehr alte, zugleich aber sehr ehrwürdige und weltberühmte. Doch kam sie nicht selbst, sondern sie erließ nur durch die in ihrem Dienste angestellten und um die Bildung der Jugend sehr verdienten Männer ein Glückwunschschreiben, das mich tief erschüttert hat. Das idealische Weib aber, das ich meine, war die alma mater Portensis, die mich in der Jugend geistig und leiblich so liebevoll nährte und pflegte, wie ich schon in der dritten Stazion meiner Lebensreise berichtet habe. Hier stehe nur noch als ergänzender Anhang zu diesem Berichte das Schreiben selbst, das man aber durchaus im Sinne einer Mutter lesen muß, wenn man es nicht zu schmeichelhaft finden und an dem neuern Sie statt des ältern Du Anstoß nehmen soll. Es lautete nämlich also:

An dem Tage, an welchem es Ihnen vergönnt ist, auf eine nunmehr funfzigjährige, eben so segensreiche wie ruhmvolle amtliche Wirksamkeit und literarische Thätigkeit zurückzuschauen und wo Sie die zahlreichen Glückwünsche und die mannigfaltigen Zeichen der Liebe und der Verehrung entgegennehmen, die Ihnen bei dieser feierlichen Gelegenheit von nah und fern dargebracht werden, möge es auch uns verstattet sein, Ihnen im Namen der mütterlichen Pflegerin und Bildnerin Ihrer Jugend, der Pforte, unsre aufrichtigste und herzlichste Theilnahme zu bezeugen. Wenn die Pforte von jeher ihr schönstes Glück und ihren höchsten Stolz in dem guten Namen, dem Ruhm und den Ehren ihrer Söhne gesucht und gefunden hat, wenn sie deren Andenken stets in sich lebendig zu erhalten bestrebt gewesen ist, die ihr jenes Glück bereitet, auf die sich jener Stolz lehnen durfte, und wenn sie endlich für die mütterliche Liebe und Sorge, womit sie alle ihre Kinder umfasst und trägt, den süßesten Lohn in der dankbaren Gesinnung findet, welche ihrer Muttertreue durch das Leben hindurch von ihren Söhnen bewahrt und an den Tag gelegt wird: so hat sie mehr als Einen Anlaß, sich selbst zu dem heutigen Tage Glück zu wünschen, der einem ihrer edelsten Söhne zu einem hohen Ehrentage geworden ist, dem wackern Manne, gleich ausgezeichnet durch Gesinnung, Wissenschaft und Lehrthätigkeit, hoch verdient durch Wort und That um die Wiedererringung der Freiheit und Unabhängigkeit des gesammten deutschen Vaterlandes, so wie um die glückliche Neugestaltung des öffentlichen Lebens in seinem besondern Heimatlande, und der — was ihrem Herzen besonders wohlthun muß — der Mutter Pforta bis in sein hohes Alter die treueste Anhänglichkeit, Liebe und Dankbarkeit bewahrt und bekundet hat. Uns, denen die Ehre zu Theil geworden ist, Sie heute im Namen der Pforte zu begrüßen, möge es noch erlaubt sein, Ihnen den Wunsch darzubringen, daß der Himmel Ihnen noch lange das Glück gewähre, sich der Liebe Ihrer Familie, der Ergebenheit Ihrer Freunde, der Verehrung Ihrer Mitbürger und der Hochachtung aller derjenigen zu er-

freuen, welche Adel des Charakters und Verdienst um Staat und Wissenschaft zu schätzen wissen; mögen Sie noch viele Jahre hindurch in Deutschland, in Sachsen, an der Hochschule, deren Zierde Sie lange gewesen sind, den Saamen, den Sie ausgestreut haben, zu tausendfältiger Frucht gedeihen sehn! Genehmigen Sie die Versicherung unsrer ausgezeichnetsten Hochachtung und Verehrung.

Das Lehrer-Collegium der Landesschule Pforta:

Pforta,	D. Kirchner. Niese. Wolff. Jacobi I.
am 17. October	Koberstein. Jacob. Steinhart. Jacobi II.
1841.	Fickert. Keil. Dietrich.

An dem Festmahle, welches die Feier beschließen sollte, konnt' ich leider nicht persönlich theilnehmen, so gern ich's auch gethan hätte. Denn als ich den Arzt deshalb befragte, bat er mich „um Gottes willen," es nicht zu thun, weil schon die dabei unvermeidlich stärkere Gemüthserregung meinen krankhaften Zustand dermaßen verschlimmern könnte, daß an keine Heilung mehr zu denken wäre. Wie durft' ich einer solchen Bitte widerstehn, die eigentlich ein Pflichtgebot der Vernunft selbst war? Um aber doch nicht undankbar zu erscheinen und auch meinen Dank etwas feierlich auszusprechen, ließ ich durch meinen ältesten Sohn, den Appellazionsrath D. Krug, der auch ein Zögling der Pforte war, als meinen natürlichsten Stellvertreter, den versammelten Gästen folgenden Toast zubringen:

Ach! vom Dämon gebannt in die Enge der häuslichen Klause,
Muß ich entsagen der Lust, mir von der Freundschaft geweiht!
Dennoch erhebt sich der Geist selbst über dämonische Mächte,
Und weilt mitten im Kreis, der uns so freundlich umschloß.
Darum nehm' ich auch Theil an Eurem festlichen Mahle,
Und verkündige laut, was sich im Innersten regt:
„Heil den würdigen Männern, den höheren Bildnern der Jugend!
„Segne der Himmel Euch stets! Lebet hoch — tausendmal hoch!

Wie lange ich nun noch auf dieser Erde wallen werde, das weiß Gott allein. Lange wohl nicht, da schon ein leichter Schlaganfall mein Leben bedrohte und bald darauf ein böser

Hydrops sich einfand, ich aber nicht so glücklich bin, die Universalmedizin des Paracelsus (auch Tinktur der Philosophen genannt) zu besitzen. Bestellt ist daher mein Haus, so daß ich jeden Augenblick zum Abzuge bereit bin und den Tod, der ja der natürlichste und sicherste Arzt gegen alle Krankheiten und Schmerzen ist, nichts weniger als fürchte. Sagten ja doch schon die Alten, es sei die Philosophie nichts andres als eine Meditazion des Todes. Gott behüte mich nur vor einem langsamen und qualvollen Hinsterben, bevor die Stunde der Erlösung schlägt! Denn das ist selbst die schlimmste Krankheit, weil sie den Kranken ganz unthätig macht. Und was ist Leben ohne Thätigkeit, ohne diesen edelsten und süßesten aller Genüsse? — — Ich schließe also hier, wenigstens schriftlich, meine Lebensreise und füge nur noch folgende Worte als eine Art von Rekapitulazion derselben hinzu:

Bald kämpfend und siegend,
Bald unterliegend,
Von Jenen gepriesen,
Geschmähet von Diesen,
Gekräftigt durch Freuden,
Geprüfet durch Leiden,
Durchschifft' ich ein Leben,
Wo Sturm oft getobt.
Du, der es gegeben,
Sei ewig gelobt!

Zweiter Anhang.

Franz Volkmar Reinhard's

Briefe an den Verfasser,

als Belege und Ergänzungen der vorstehenden Lebensbeschreibung.

Mit Anmerkungen des Verfassers.

1.

Dresden, den 16. Jun. 1792.

Es ist mir ungemein angenehm, daß Sie den Entschluß, sich künftig dem akademischen Leben zu widmen, vesthalten. Ich habe nicht ohne Ueberlegung, nicht ohne die angenehme Hofnung, daß Sie und die Welt dabey gewinnen werden, diesen Vorsatz in Ihnen zu erwecken und zu bevestigen gesucht. Zu eilen brauchen Sie indessen freilich nicht. So überzeugt ich bin, daß Sie itzt schon mit Nutzen würden lehren können, wenn Sie sich darzu entschließen wollten: so werth und schätzbar ist mir die Gewissenhaftigkeit, und der Eifer, mit welchem Sie sich zu diesem wichtigen Geschäfte noch länger vorbereiten wollen*). Ich kann daher

---

*) Alle in diesem und den folgenden Briefen enthaltene Lobeserhebungen hielt und halt' ich nur für Aufmunterungen. So muß sie auch der Leser nehmen, wenn R. nicht als Schmeichler erscheinen soll.

Ihren Gedanken, auf ein Jahr nach Jena zu gehen, nicht anders als billigen, und ich hoffe, es werde Ihnen dieser Aufenthalt in mehr als einer Hinsicht angenehm und nützlich seyn. Darf ich bitten, so schränken Sie sich mit Ihren Bemühungen weder auf die Erklärung des Alten Test. noch auf Philosophie allein ein; sondern fahren Sie fort, auch der alten klassischen Litteratur einen Theil Ihrer Zeit zu widmen. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie gut sich diese Dinge mit einander verbinden lassen, und treten Sie einst in Ihre akademische Laufbahn ein, so werden Sie den großen Vortheil haben, auf mehr als eine Art, und gerade in dem Fache nützen zu können, wo am meisten nachzuhelfen seyn dürfte. Fahren Sie übrigens fort, mir Nachrichten von Ihren Umständen zu ertheilen, und schreiben Sie mir so oft Sie wollen, und worüber Sie es nöthig finden. Sie kennen mich zu sehr als einen ehrlichen Mann, als daß Sie mir nicht glauben sollten, wenn ich versichere, daß ich aufrichtigen Antheil an allem nehme, was Sie betrifft, und daß ich mich nach Gelegenheiten sehne, Ihnen dies auch mit der That beweisen zu können. Mit der herzlichsten Freundschaft und Ergebenheit bin ich

ganz der Ihrige
Reinhard.

2.

Dresden, den 8. Dec. 1792.

Es thut mir leid, daß Ihr Aufenthalt in Jena mit so viel Schwierigkeiten verknüpft ist, und sonderlich, daß Ihre Gesundheit so viel leidet. Sorgen Sie vor allen Dingen für die Wiederherstellung derselben, und halten Sie es für Gewinn, wenn Sie diesen Winter über Ihr Wohlbefinden bevestigen können, gesetzt auch daß Sie in Erreichung Ihrer litterarischen Absichten keinen Fortschritt machen sollten. Beugen Sie vornämlich aller üblen Laune vor; sie stört alles, was zur Wiedererlangung der Gesundheit vorgenommen wird, und giebt allen Leiden ein doppeltes Gewicht. Ich erinnere dies nicht umsonst. Sie haben mir schon in Wittenberg einen gewissen Hang zu finstern Vorstellungen zu

empfinden geschienen; arbeiten Sie diesem Uebel entgegen, so viel Sie können, und suchen Sie selbst die Wahl Ihrer litterarischen Beschäftigungen so einzurichten, daß sie zu Ihrer Aufheiterung etwas beitragen kan.

Die Nachricht, welche Sie mir von Döderleins Tod gegeben haben, war mir nicht nur völlig unerwartet, sondern hat mich auch sehr niedergeschlagen. Jena und die ganze theologische Litteratur haben an diesem Manne, der Alters halber noch so viel hätte leisten können, sehr viel verlohren; und ich sehe vor der Hand keine Möglichkeit ab, wie man in Jena diesen Verlust ersetzen will. Was soll aus der Theologie auf Universitäten werden, wenn binnen einigen Wochen Männer, wie Morus und Döderlein, plötzlich hinter einander wegsterben! Auch hier wird die Verlegenheit, wo man für die theologischen Stellen in Leipzig und Wittenberg brauchbare Männer hernehmen soll, immer fühlbarer; und es geschah mit Rücksicht auf diesen gewiß immer größer werdenden Mangel, daß ich Ihnen rieth, das akademische Leben zu wählen. Cura igitur ut valeas, das Uebrige wird sich mit Gottes Hülfe wohl geben.

Ihren Entschluß, nach diesem Winter noch ein Jahr in Jena zuzubringen, kan ich bey den von Ihnen angeführten Gründen nicht mißbilligen. Zaudern Sie mir aber dann nicht länger, sondern bedenken Sie, daß Zeitverhältnisse oft ein größeres Gewicht haben, als Geschicklichkeit und andre Verdienste, und daß mancher vorgezogen und befördert werden muß, nicht weil er der Beßte, sondern weil er der Aeltere ist. Suchen Sie also alles so einzurichten, daß Ihnen nicht allzu Viele von denen, die sich itzt dem akademischen Leben widmen wollen, zuvorkommen.

Bei Ihrer Unpäßlichkeit können Sie übrigens von mir um so mehr Trost annehmen, da es mir und auch meiner Frau nicht besser geht. Wir kränkeln fast immer, und nur vorige Woche hat mich Fieber und Halsweh gehindert zu predigen. Sonst hab ich alle Ursache, mit meiner Lage in Dresden und mit der Art, wie man mich hier behandelt, zufrieden zu seyn. Gott gebe, daß es mir einst gelingen möge, auch zu Ihrer Zufriedenheit und Be-

förderung mitzuwirken. Geben Sie mir bald neue Nachricht von Ihrem Befinden, und leben Sie wohl. Ich bin

ganz der Ihrige

R.

3.

Dresden, den 26. May 1793.

Ich bin Ihnen für die Nachrichten, die Sie mir von Zeit zu Zeit von sich haben zukommen lassen, sehr großen Dank schuldig, mein lieber Freund. Verzeihen Sie nur, daß ich nicht immer geantwortet habe. Ich habe, wie Sie vielleicht gehört haben werden, einen Winter überstanden, wo mich Gott durch viel häusliche Leiden geprüft hat, unter denen der Verlust meines guten Weibes bei weitem das schmerzhafteste und größte war. Hierzu kamen so viel durch den Landtag verursachte außerordentliche Zerstreuungen und Arbeiten, daß ich nur von wenigen meiner Stunden Herr war, und mich ganz außer Stand sah, an etwas anders, als an die Geschäfte meines Amtes zu denken. Indessen freue ich mich, daß es mit Ihnen besser geht, und Ihre Gesundheit sich stärkt. Erhalten Sie dieselbe mit aller nur möglichen Sorgfalt, und lassen Sie sich durch einen Mann warnen, der es nun zu seinem größten Nachtheil fühlt, was das zu bedeuten hat, zu verschwenderisch mit seinen Kräften umzugehen, und wie viel dazu gehört, eine durch allzu große Anstrengung zerrüttete Gesundheit nur einigermaßen wieder herzustellen.

Was Sie mir von Ihren Beschäftigungen in Jena und von den Lehrern melden, mit welchen Sie Bekanntschaft gemacht haben, ist mir überaus angenehm. Haben Sie die Güte, diejenigen Herren, die sich meiner etwan erinnern, von meiner großen Verehrung zu versichern. Den Herrn geheimen Kirchenrath Griesbach hab ich das Vergnügen gehabt, vorgestern bey mir zu sehen. Er kannte Sie bereits von einer guten Seite, und versicherte mir, er sey so sehr bereit, Ihnen gefällig zu werden, daß es nur von Ihnen abhängen werde, ihm dazu Gelegenheit und Veranlassung zu zeigen.

So sehr es übrigens gut ist, mein Freund, daß Sie den Aufenthalt in Jena angenehm und lehrreich finden: so sehr wollt ich doch auch bitten, die Rückkehr ins Vaterland nicht allzu lange aufzuschieben. In Absicht auf Talente und Gelehrsamkeit wird Ihnen freilich Niemand von den jungen Docenten zuvorkommen, die sich itzt nach der Reihe habilitirt haben und habilitiren werden; aber in Ansehung der Zeitverhältnisse gewinnen doch viele einen Vorsprung, wenn Sie allzu lange zaudern; und leider heißt es zuweilen auch bey den akademischen Beförderungen, prior tempore potior jure. Leben Sie unterdessen wohl, und schreiben Sie bald wieder

Ihrem

R.

4.

Dresden, den 1. Aug. 1793.

Bey meinen oft wiederholten Erinnerungen, Sie möchten den Antritt Ihrer akademischen Laufbahn nicht allzu lange verschieben, bin ich immer von der Voraussetzung ausgegangen, daß Sie wenig väterliche Unterstützung auf derselben zu erwarten haben würden, und daher gegen andre Vortheile nicht gleichgültig seyn könnten. Nun, da Ihnen, wie Sie mir melden, jene Unterstützung zugesichert ist, fällt eine Hauptursache weg, warum Sie Ihre Rückkehr nach Wittenberg zu beschleunigen hätten, und eine möglichst gute Vorbereitung zu Ihrer künftigen Lebensart ist, meines Erachtens, das höchste Gesetz, welches Sie bey dieser Angelegenheit zu beobachten haben. Bestimmen Sie also die Zeit, welche Sie noch auf auswärtigen Universitäten zubringen wollen, bloß nach Ihren litterarischen Bedürfnissen, und lassen Sie die Gelegenheit, außer Jena noch eine fremde Akademie besuchen zu können, nicht unbenutzt. Sie sind zweifelhaft, ob Sie Göttingen oder Königsberg wählen sollen? Ich würde ohne Bedenken für Göttingen entscheiden. Darf ich nämlich demjenigen trauen, was mir Fichte, der Verfasser der Kritik aller Offenbarung, neulich von Kant erzählt hat, so dürfte wohl ein bloßes Anschauen dieses großen Mannes der ganze Vortheil seyn, den Sie von Ihrem

Aufenthalt in Königsberg in Absicht auf die Philosophie desselben haben würden. Er läßt sich, wie mir versichert ist, im Privatumgang auf wissenschaftliche Gegenstände gar nicht ein, und aus seinen Vorlesungen dürften Sie, da Sie nicht lange da bleiben wollen, und er immer mehr in die Jahre kommt, wo sich die Fähigkeit zum Unterricht verliehrt, wenig neues Licht erhalten. Außer Kant wüßte ich aber Niemanden in Königsberg, der Sie bestimmen könnte, diese Universität Göttingen vorzuziehen. Göttingen ist und bleibt in jeder Rücksicht eine so merkwürdige akademische Lehranstalt, daß der, welcher einst selbst auf Akademien lehren will, die Gelegenheit, sie in der Nähe kennen zu lernen, und das Eigenthümliche zu erforschen, wodurch sie sich so merklich auszeichnet, ja nicht verabsäumen muß. Selbst die Göttingen nahe liegenden Orte sind zum Theil so merkwürdig, daß es in dieser Hinsicht weit mehr besucht zu werden verdient, als das in einer ziemlich vernachlässigten Provinz liegende Königsberg. Daß man übrigens die kritische Philosophie fassen kann, ohne ihren Stifter gehört und gesehen zu haben, sehen Sie ja an dem Herrn Rath Reinhold selber *).

Noch muß ich Ihnen die bedenklichen Gesundheitsumstände melden, in welchen ich mich befinde. Ein Schwindel, der mich schon seit fast drei Jahren plagt, ist seit einigen Wochen so heftig geworden, daß ich sehr gefährlich scheinende Angriffe desselben auszustehen habe, und weder predigen noch sonst etwas Anstrengendes arbeiten kan. Die Aerzte, deren ich mich bediene, es sind die Leibärzte des Churfürsten, streiten über die Ursache des Uebels, und mithin auch über die zu wählende Curart, mit denen, welche ich in Wittenberg hatte, sonderlich mit Langguthen. Daß ich bey dieser Fehde nicht eben wohl daran bin, und mein Schicksal sehr zweideutig finden muß, sehen Sie ohne mein Erinnern ein. Be=

*) Reinhold führte den Titel eines herzoglichen Raths. Es war übrigens diese Instanz freilich nur ein **argumentum ad hominem**; denn es fragt sich noch, ob Reinhold je die kritische Philosophie durchaus richtig gefasst habe. Indessen konnte der Ort allerdings nichts dazu beitragen.

reit bin ich zu allem, und sollte es Gott gefallen, mich abzuruffen, so brauch ich Ihnen und meinen übrigen Freunden mein Andenken nicht erst weitläuftig zu empfehlen. Mit dem herzlichsten Wohlwollen bin ich ganz der Ihrige

R.

5.

Dresden, am 4. Nov. 1794.

Mit dem größten Vergnügen sehe ich Sie endlich auf der Laufbahn, die mir für Sie die würdigste und für das Publicum die nützlichste unter allen scheint, welche Sie wählen konnten. Ich bin gewiß versichert, daß weder mich der Rath, den ich Ihnen hierüber gegeben habe, noch Sie die Bereitwilligkeit, mit der Sie ihn annahmen, jemals reuen wird *). Wer die akademische Laufbahn mit so viel natürlichen Fähigkeiten und nach einer so sorgfältigen Vorbereitung antrit, wie Sie, der darf darauf rechnen, daß es ihm an Erfolg und an Segen Gottes auf derselben nicht fehlen werde.

Sie haben die Güte gehabt, Ihre Habilitationsdisputation mir zuzuschreiben. Sie kennen meine Gesinnuugen zu gut, als daß ich Ihnen erst zu sagen brauchte, wie rührend dieser Beweis Ihres fortwährend freundschaftlichen Wohlwollens mir gewesen ist, und mit welcher Dankbarkeit ich denselben erkenne. Selbst der Inhalt Ihrer Schrift, und die Nachbarschaft des guten Reinholds ist mir angenehm. Zwar wissen Sie, daß ich für meine Person mich nicht zu der Schule bekenne, deren Grundsätze und Hofnungen Sie vorgetragen haben. Allein wenn es irgend eine friedfertige Philosophie geben kan, so ist es die Meinige **). Ich habe den Frieden unter den Philosophen zwar nie in einer gänzlichen Uebereinstimmung der Grundsätze gesucht; ein solcher Friede, wie

*) Nein, es hat mich nie gereut, selbst da nicht, wo es mir am schlechtesten ging. Dafür konnte aber R. nicht.

**) Sie war es damal wirklich. Späterhin zeigte sie sich freilich weniger so in dem bekannten Prologus galeatus. Man muß aber bedenken, daß R. durch zunehmende Kränklichkeit immer mehr verstimmt wurde.

möglich und nützlich er auch seyn mag, hat mir immer ein schöner Traum geschienen, dem eine noch jugendliche Phantasie und ein für alles Wahre und Gute warmes Herz mit großer Begeisterung nachhängen können, der sich aber in eben dem Grade auflöset, in welchem Alter und Erfahrung dergleichen Exaltationen nach und nach herabstimmen, und das, was in der wirklichen Welt ausführbar ist, näher vor die Augen rücken. Dagegen habe ich mich zu allen Zeiten der philosophischen Toleranz beflissen, die jeden anders Denkenden gern neben sich duldet, frey von aller Sectirerey das Wahre schätzt, wo sie es findet, und in der philosophischen Welt diejenige Art des Friedens zu befördern sucht, wo jeder ungestört und frey bekennen darf, was ihm richtig scheint, ohne andre neben sich zu verachten und anzufeinden, oder von ihnen verachtet und angefeindet zu werden. Mit diesen Gesinnungen würde ich also dem vortreflichen Nachbar, den Sie mir gegeben haben, mit Freuden die Hand bieten, wenn ich das Glück haben könnte, ihn zu sehen und zu sprechen. Die allgemein gültigen Grundsätze, in deren Besitz er sich befindet, sind es zwar für mich noch nicht; aber warum sollt ich einen Glücklichen nicht schätzen, der bereits hat, was ich noch suche*).

Und so erforschen, lehren und bekennen Sie denn, mein theuerster Freund, was Sie nach bestem Wissen und Gewissen für wahr und gut halten. So zu handeln, und andre so handeln zu lehren, ist der große Beruf des akademischen Docenten. Ich unterhalte von Ihrer Gelehrsamkeit, von Ihrem Fleiße, und von Ihrer bescheidnen Freymüthigkeit sehr große Erwartungen; Gott lasse mirs nur gelingen, etwas zur Erleichterung der äußerlichen Schwierigkeiten beytragen zu können, die Sie auf Ihrer freilich mühevollen Laufbahn vielleicht antreffen möchten.

---

*) Die feine, in diesen Worten liegende Ironie werden diejenigen von selbst ermessen, welche wissen, daß R. als Philosoph anfangs Wolfianer, dann Eklektiker, zuletzt Skeptiker war. Um aber doch etwas Gewisses zu haben, warf er sich dem Supernaturalismus in die Arme und ward so ein Gegner des Rationalismus, dem er früher gar nicht so fremd war, wie Manche glauben.

Es sind gegenwärtig zwey hohe Churfürstl. Stipendia vacant, zu denen sich die Herren Rudolph und Griesdorf gemeldet haben, die auch bereits deshalb examinirt sind. Man hat neulich beym Collegio mit Vergebung dieser Stipendien absichtlich angestanden, weil man erst Ihre Habilitation abwarten wollte. Wünschen Sie also eins dieser Stipendien, so überschicken Sie mir ein kurzes Memorial, in welchem Sie um das gewöhnliche Examen bey dem Decano theologo bitten, und halten Sie sich versichert, daß Sie keine Fehlbitte thun werden. Ich ersuche Sie überhaupt, sich künftig ohne alle Zurückhaltung gegen mich über alles zu äußern, was Sie wünschen, und womit Ihnen hier gedient werden kan; an Eifer und Thätigkeit, Ihre Wünsche zu befriedigen, soll es mir gewiß nicht fehlen. Ich bin mit der größten Hochachtung

Ew. u. s. w.

gehorsamer Diener

R.

6.

Dresden, am 2. Dec. 1794.

Das Buch, mein lieber Freund, mit welchem Sie mich beschenkt haben, und für welches ich Ihnen hiermit danke, habe ich bereits vor einigen Wochen gelesen. Die Veranlassung darzu war mir sehr unangenehm, und wird es wahrscheinlich auch Ihnen seyn. Allein ich finde es nöthig, Sie davon zu unterrichten, weil ich mir nicht vorstellen kan, daß ich die Vertraulichkeit, mit der ich mich gegen Sie erklären werde, jemals sollte bereuen müssen; ein Mann, wie Sie, verdient solche Eröfnungen, und ist unfähig, Sie zu mißbrauchen *).

*) Die jetzige Bekanntmachung dieses Schreibens wird wohl niemand für einen solchen Misbrauch erklären, da R. längst vom Schauplatze der Welt abgetreten. Ohnehin ist die ganze hier erzählte Geschichte in der Hauptsache kein Geheimniß mehr, und sie liegt so weit in der Vergangenheit zurück, daß bereits eine Generazion darüber ausgestorben. Also ist gar kein vernünftiger Grund abzusehn, warum nicht auch die kleineren dazu gehörigen Umstände bekannt werden sollten.

Ihre Schrift war im Intelligenzblatt der A. L. Zeitung angekündigt. Der Churfürst, der diese Zeitung mit der größten Aufmerksamkeit liest, wurde durch den Titel frappirt, und vermuthete einen gefährlichen Inhalt. Der Herr Präsident von Zedtwitz erhielt also Befehl, dieses Buch, so bald es zu haben seyn würde, zu lesen, und eine beurtheilende Relation an den Churfürsten darüber zu erstatten. Die Büchercommission in Leipzig schickte ein Exemplar desselben ein, so bald es zu erlangen war, und der Herr Präsident, welcher mich eines besondern Vertrauens würdigt, und sich durch das Lesen Ihrer Schrift in nicht geringe Verlegenheit gesetzt sah, verlangte, ich sollte sie auch durchlesen, und ihm mein Urtheil sagen. Gleich der erste Anblick überzeugte mich, Sie müßten der Verfasser seyn, weil ich aus Ihren Briefen an mich wußte, daß Sie willens gewesen waren, so etwas zu schreiben. Die Lectüre des Buchs bestätigte mich in dieser Meinung vollkommen, und ich kan Ihnen nicht bergen, mein liebster Freund, daß die Freude über die vielen Beweise Ihres Scharfsinns, Ihrer Gelehrsamkeit und Ihrer freymüthigen Wahrheitsliebe, welche in dieser Schrift enthalten sind, auch bey mir durch eine Menge banger Besorgnisse gar sehr gestört und vermindert worden ist. Nicht, als ob Ihr freyer Untersuchungsgeist mir für meine Person anstößig wäre; Sie kennen mich zu gut, als daß Sie so etwas vermuthen könnten, und wissen es längst, wie gelassen ich jede Verschiedenheit der Meinung ertragen kan. Aber der Gedanke, daß Ihr Buch höchsten Orts ganz andre Eindrücke machen dürfte; der Gedanke, daß Sie durch dasselbe gleich beym Antrit der akademischen Laufbahn ein großes Hinderniß in den Weg gelegt, und sich bey einer Menge von bedeutenden Männern auf immer verdächtig gemacht haben könnten; der Gedanke endlich, daß dieses Buch das Vaterland um die herrlichen Früchte bringen möchte, die ich mir von Ihrem mündlichen Unterrichte mit so froher Hofnung versprochen hatte: dieser Gedanke, ich kan es nicht läugnen, hat mich einige Tage lang so beunruhigt, daß ich selbst meine itzt so schwächliche Gesundheit dadurch afficirt fühlte. Ich glaubte nun, dem Herrn Präsidenten kein Geheimniß mehr daraus machen

zu dürfen, daß Sie der Verfasser des Buchs wären, über welches er urtheilen sollte. Da er Sie herzlich liebt, so war diese Nachricht ein wahrer Donnerschlag für ihn, und er drang nun darauf, ich sollte ihm eine Anleitung geben, wie er sein Gutachten einrichten und Ihnen helfen könnte. Dieß habe ich auch gethan. Ich habe ihn zu bemerken gebeten, daß Sie bloß einen von mehrern Theologen unsrer Kirche behaupteten Grundsatz weiter ausgeführt hätten; daß Sie überall die größte Ehrfurcht gegen das Christenthum und seinen Stifter bewiesen; daß Sie nicht entscheidend absprächen, sondern Untersuchung veranlassen und belehrt seyn wollten; daß Ihre Schrift nicht populären Inhalts sey, sondern für Theologen von Profession gehöre; ich habe mit einem Worte alles aufgesucht, was darzu dienen kan, das Aegerniß zu schwächen, welches man an Ihrer Schrift nehmen wird. Dabey sind wir übereingekommen, Ihren Namen sorgfältig zu verschweigen, und der Herr Präsident hat mir versprochen, alles zu thun, was bedenklichen Folgen vorbeugen kan.

So steht gegenwärtig die Sache; Sie sind in den Händen eines Mannes, dem es am Herzen liegt, die Rechte der Denkfreiheit und des wahren Protestantismus möglichst aufrecht zu erhalten, und der nach allem, was ich ihm, und so vielen andern hier, von Ihnen gesagt habe, nichts mehr wünscht, als daß Sie recht lange und ungestört zum Wohle des Vaterlands wirken mögen. Aber freilich ist er nicht allvermögend. Er und unser ganzes Collegium hat Ihr Schicksal nicht allein in den Händen, und es wird darauf ankommen, wie der Churfürst die Relation des Herrn Präsidenten aufnehmen wird.

Und nun noch ein Paar Worte in meinem eignen Namen; denn zu einer ausführlichen Erklärung meiner Meinung über Ihr Werk habe ich itzt nicht Zeit. Es enthält viel Vortrefliches, das richtig gedacht und schön gesagt ist. Aber sollte nicht vieles auf einen bloßen Wortstreit hinauslaufen *)? Sollte der Grundsatz,

*) R. liebt' es, die Streitigkeiten der Theologen und Philosophen als Logomachien darzustellen. Viele sind es wohl. Aber hier war doch gewiß mehr, als Streit über Worte.

welchen Sie aufstellen, nicht entweder etwas längst Bekanntes sagen, oder das Christenthum im Grunde aufheben? Denn soll der Satz, das Christenthum ist perfectibel, anzeigen, es lassen sich die Lehren desselben auf Principien zurückführen, an die jedesmal vorhandenen Kenntnisse und philosophischen Systeme anknüpfen, und dadurch bereichern und weiter ausbilden: so enthält er etwas, was man immer geglaubt und in Ausübung gebracht hat. Soll er aber heißen, das Christenthum lasse sich in seinen Hauptlehren durch die Philosophie reinigen und corrigiren, es müsse von derselben verbessert, und in seinen wesentlichen Bestandtheilen nach den itzigen Bedürfnissen verändert werden: so wird es im Grund aufgehoben, und die Philosophie an seine Stelle gesetzt. Auf diese Art ließe sich eben so wohl auch der Muhammedanismus perfectibel nennen *). Und wenn einmal die Philosophie alles entscheiden soll, so sehe ich gar nicht ein, warum man sich noch so viel Mühe mit dem Christenthume giebt, und es nicht lieber geradezu sagt, man könne es entbehren. Soll von demselben nichts weiter gelten, als was die Philosophie erweisen kan: nun wohl, so sage man doch frey heraus, es sey itzt eben so überflüssig, als das Judenthum damals war, da das Christenthum erschien; so rede man nicht weiter von einer Perfectibilität desselben, sondern von seiner nunmehrigen Unbrauchbarkeit **).

*) Der Muhammedanismus ist wohl auch der Vervollkommnung fähig, aber nicht von innen heraus, sondern nur von außen her. Er hat das Prinzip der Vervollkommnung nicht in sich selbst, wie das Christenthum. Und das macht einen großen Unterschied. Das Christenthum sagt z. B. „Prüfet „alles und behaltet das Gute!" Der Islam aber gestattet keine Prüfung; er fodert einen blinden Glauben.

**) Das ist eine harte Rede, welche zu würdigen hier der Ort nicht ist. Ich bemerke also nur, daß dieselbe schon ganz anders klingen würde, wenn es dem guten R. beliebt hätte, statt Philosophie zu setzen die durch das Christenthum selbst erleuchtete Vernunft. Kein Ding in der Welt aber ist unbrauchbar, so lang' es noch sich selbst vervollkommnen kann. Es wird erst dann unbrauchbar, wenn es sich schlechterdings nicht vervollkommnen will, weil es dann aufhört, ein Lebendiges, sich selbst fortschreitend Entwickelndes und Ausbildendes, den höhern Bedürfnissen der

In einzelnen Aeußerungen vermisse ich auch jene Bescheidenheit, mein Freund, die Ihnen sonst so eigen war. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat die infallible Philosophie, die sich Ihres Verstandes bemächtigt hat, Sie etwas intoleranter gemacht, als Sie nach dem freyen Antrieb Ihres guten Herzens seyn würden *). Ihnen brauch ich nicht zu sagen, daß die Wahrheit durch beleidigende Ausfälle nichts gewinnt, und daß sie am meisten gefällt, wenn ihre Verkündiger selbst gegen die Irrenden billig und gerecht sind. — Doch mein Papier geht zu Ende. Ich setze also nur noch hinzu, daß nichts im Stande seyn wird, die herzliche Liebe zu schwächen, die ich gegen Sie habe; und daß Sie um dieser Liebe willen gewiß auch von den Aeußerungen dieses Briefes keinen andern Gebrauch machen werden, als den Discretion und Freundschaft fordern. Lassen Sie doch, ich bitte Sie ein für allemal darum, in Ihren künftigen Briefen an mich alle Curialien weg, und schreiben Sie so zwanglos, wie es unter Freunden gewöhnlich ist. Ich bin ganz der Ihrige

R.

7.

Dresden, am 5. Jan. 1795.

Zur Erlangung einer außerordentlichen Professur ist nichts weiter nöthig, als daß beim Collegio darum gebeten werde. Zuweilen wird dasselbe Anhaltungsschreiben auch noch beym geheimen Consilio abgegeben; doch ist dies letztre darum nicht nöthig, weil

---

Menschheit Entsprechendes zu sein, weil es dann etwas Starres und Todtes wird. Nicht die Perfektibilität macht die Dinge unbrauchbar, sondern vielmehr ihre Imperfektibilität.

*) Einige unbescheidne Aeußerungen kommen in den Briefen über die Perfektibilität ꝛc. allerdings vor; ich würde sie gern sogleich getilgt haben, wenn ich eine zweite Auflage hätte machen dürfen. Intoleranter Aeußerungen entsinn' ich mich nicht. Für infallibel aber kann ich keine Philosophie halten, die das Prinzip der Perfektibilität auf alles, mithin auch auf sich selbst bezieht. Nur das, was sich für imperfektibel hält, muß sich auch für infallibel halten, wie z. B. die römische Kirche.

die Sache, wenn der Kirchenrath den Bittenden befördert wissen will, ohnehin vermittelst Berichts an das geheime Consilium gelangt. Will man auf das Ansuchen dessen, der Professor zu werden wünscht, von Seiten des Kirchenraths wirklich eingehen: so wird allezeit noch vorher Bericht von der Universität verlangt, auf der sich der Bittende befindet, damit etwas bey den Acten sey, worauf man sich gründen könne. Dies ist der gewöhnliche Gang der Sache, von welchem nur in äußerst seltnen Fällen und bey ganz außerordentlichen Umständen abgewichen wird.

Sie fragen mich, ob ich es rathsam finde, daß Sie gegen Ostern um eine außerordentliche Professur der Philosophie ansuchen sollen? So sehr ich es wünsche, Sie bald als Professor zu sehen, und so sehr ich überzeugt bin, daß Sie dieser Ehre in jeder Hinsicht würdig sind: so kan ich Ihnen doch nicht darzu rathen, diesen Schritt schon zu thun. Es ist nämlich nach den Vorschriften, welche das Collegium bey Ernennung der Professoren zu befolgen hat, erforderlich, daß der, welcher ein solches Lehramt sucht, wenigstens ein Paar Jahre wirklich docirt habe. Sucht er es früher, so wird sein Bittschreiben beygelegt, ohne daß etwas darauf erfolgt. Ich fürchte, es möchte auch dem Ihrigen so gehen, wenn Sie schon gegen Ostern es wollten hierher gelangen lassen. Nur vor einigen Wochen war dieß das Schicksal des Herrn M. Eichstädts in Leipzig, der schon über ein Jahr habilitirt war. Sein ganzes Suchen ist vor der Hand bey Seite gelegt, und wird erst wieder in Bewegung kommen, wenn er noch eine Zeit lang docirt haben wird. Das Collegium wird ohnehin vom geheimen Consilio bey jeder Gelegenheit dieser Art auf ein schon um die Mitte dieses Seculi ergangenes Specialrescript verwiesen, nach welchem verhütet werden soll, daß die Anzahl der außerordentlichen Professoren nicht zu groß werde. Zu diesem allen kommt noch, daß die bekannte verdrüßliche Sache, Ihre Briefe über die Perfectibilität betreffend, erst vorbey seyn muß, ehe das Collegium es wagen darf, Sie dem geheimen Consilio zu empfehlen. Das Letztre hat vor den Feiertagen an die Büchercommission in Leipzig rescribiren und Bericht verlangen lassen, ob diese Briefe im Lande gedruckt

und censirt seyen? Durch die schonenden Vorstellungen des Herrn Präsidents ist also bey dem Churfürsten vor der Hand nichts weiter bewirkt worden, als daß man Ihr Buch nicht confiscirt hat. Daß man noch immer Lust hat, den Censor in Anspruch zu nehmen, wenn er im Lande seyn sollte, ist aus den Schritten klar, die man thut. Sollten Sie bey Gelegenheit des Berichts, den die Büchercommission erstatten wird, als Verfasser bekannt werden: so brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen, daß eine Bitte um Verleihung einer Professur unter solchen Umständen gar sehr zur unrechten Zeit kommen würde. Haben Sie also noch Geduld, und seyn Sie versichert, daß von Seiten des Herrn Präsidents und von mir alles geschehen wird, was zu Ihrer Unterstützung geschehen kan. Sie wissen ja ohnehin, daß nicht der der wahre Professor ist, der so heißt, sondern der, welcher Applausum und Einfluß hat. Sie können es also mit aller Gelassenheit abwarten, bis zu dem, was Sie bereits sind, auch der Name komme.

Für die überschickte Schrift sage ich Ihnen den verbindlichsten Dank, und verharre mit gewohnten Gesinnungen der Hochachtung und Liebe ganz der Ihrige

R.

8.

Dresden, am 24. April 1795.

Nur mit Wenigem und in aller Eile melde ich Ihnen, daß ich gestern Ihrer Angelegenheit wegen mit dem Herrn Conferenz-Minister Wurmb gesprochen habe. Er versicherte mit vielem Nachdruck, es sey die Meinung des erlaßnen Rescripts nicht, Sie niederzuschlagen und unbrauchbar für die Universität zu machen; man wolle vielmehr, daß Sie Ihre philosophischen Vorlesungen fortsetzen sollen, und erwarte von Ihnen eine schickliche Erklärung. Er billigte auch den Rath völlig, den ich Ihnen gegeben habe, Ihre Erklärung schriftlich zu den Acten zu geben. Sie werden hieraus sehen, daß Sie es nun ziemlich in Ihrer Gewalt haben, das, was Ihres Buches wegen geschehen ist, völlig unschädlich zu machen, wenn Sie sich mit der nöthigen Vorsicht äußern und es

gehörig ins Licht setzen, daß Sie Ihre Behauptungen mehr um Untersuchung zu veranlassen, als um völlig abzusprechen, aufgestellt haben. Das muß ich jedoch noch beyfügen, wider die über das erste Buch Mosis *) von Ihnen angekündigten Vorlesungen war der Herr Conferenzminister sehr eingenommen. Alle meine Bemühungen, ihm begreiflich zu machen, daß diese Vorlesungen philosophisch seyn und zur philosophischen Fakultät gehören würden, waren umsonst. Ich rathe Ihnen also, diese Vorlesungen für das gegenwärtige Jahr auszusetzen; Sie würden sich, wenn Sie darauf bestehen wollten, sie zu halten, nur bösen Willen machen, und vielleicht ein neues Rescript veranlassen. Leben Sie wohl! Ich umarme Sie und bin der Ihrige

R.

9.

Dresden, am 26. Juli 1796.

Für die neuen Früchte Ihres Fleißes und Ihres philosophischen Geistes, welche Sie mir neulich überschickt haben, statte ich Ihnen den verbindlichsten Dank ab. Was die beygefügte Bitte um die Verlängerung des Stipendii anlangt: so ist sie in der letzten Kirchenrathssession bereits erfüllt worden.

Ich wünsche herzlich, daß die Briefe, welche Sie, wie Sie mir melden, an die Herren geheimen Räthe haben abgehen lassen, gute Eindrücke für Sie machen mögen. Da ich noch keine Gelegenheit gehabt habe, diese Herren, seitdem Sie Ihre Zuschrift erhalten haben, zu sprechen: so bin ich auch nicht im Stande, zu beurtheilen, wiefern sich die Meinungen zu Ihrem Vortheil geändert haben mögen. Es ist freilich eigentlich die Person des Churfürsten, auf welche Ihre unvorsichtigen Briefe über die Perfectibilität so mißfällige Eindrücke hervorgebracht haben; und der Churfürst ist viel zu gewissenhaft und viel zu vest in seinen Grundsätzen, als daß dergleichen Eindrücke so leicht bey ihm verschwänden. Da er sich nun die Conferirung der aus dem für junge

*) soll heißen: über den Pentateuch oder die fünf Bücher Mosis.

Docenten bestimmten Pfortaischen Reluitionsfond fließenden Pensionen selbst vorbehalten hat: so weiß ich nicht, ob Ihre Bitte um eine Pension itzt schon zur rechten Zeit kommen möchte. Eher würden Sie um die Ertheilung einer außerordentlichen philosophischen Professur anhalten können, wenn Ihnen an diesem Titel etwas gelegen seyn sollte.

Als Ihre kleine Schrift: über den Unterschied des Vernunftglaubens und [des] Herzensglaubens, in öffentlichen Nachrichten angekündigt wurde, erhielt der Kirchenrath sogleich Befehl, über den Inhalt derselben Bericht zu erstatten. Auch hieraus werden Sie sehen, daß mein öftres Bitten um Behutsamkeit nicht überflüssig oder ohne Veranlassung sey.

Für die Schrift, welche Herr Reinhold *) mir überschickt hat, werde ich ihm, sobald ich Zeit gewinnen kan, selber danken. Versichern Sie ihn indessen von meiner unbegränzten Verehrung, und leben Sie wohl. Ich bin

ganz der Ihrige

R.

10.

Dresden, am 15. Aug. 1796.

Ich habe, nachdem ich den von Ihnen mir gütigst mitgetheilten Brief gelesen hatte, welchen ich hier wieder zurückschicke, sogleich Gelegenheit genommen, mit dem Urheber **) desselben zu sprechen, und den Eindruck zu erforschen, welcher durch Ihre Vorstellungen und Erklärungen gemacht worden seyn dürfte. Dieser Eindruck ist aber nichts weniger als günstig, und ich habe ihn durch alles, was ich noch habe zu Ihrer Entschuldigung und zur Vertheidigung der guten Sache überhaupt hinzufügen können, nicht verbessern können. O es wird immer schwerer und schwerer, durchzukommen und etwas auszurichten; und je größer die Verwirrung wird, je kühner man sich von der einen Seite her äußert,

---

*) Es war die Schrift: Verhandlungen über die Grundbegriffe und Grundsätze der Moralität rc., welche mir Reinhold für Reinhard zugeschickt hatte.

**) Ob Wurmb oder Burgsdorf, weiß ich nicht mehr.

desto mehr macht man sichs auf der andern Seite zum Geschäft, mit Gewalt entgegen zu wirken, und die Zügel strenger anzuziehn. Von Seiten des Collegii soll Ihnen indessen Gerechtigkeit widerfahren. Der Ihrentwegen von der Universität der Verfassung nach zu erfordernde Bericht *) ist bereits decretirt, auch wird das Collegium gewiß nicht unterlassen, Ihr Gesuch weiter zu unterstützen. Aber für den Erfolg kan ich nicht stehen; wir können nicht mehr thun, als in unsrer Macht ist. Ich bedaure das Vaterland, wenn gerade die besten Köpfe eine Strenge erfahren sollen, welche sie unnütz für dasselbe macht, oder gar aus demselben entfernt. Ich bin mit gewohnter Liebe ganz der Ihrige

R.

11.

Dresden, am 25. Nov. 1796.

Ihr neuer und letzter Brief über die Perfectibilität hat schon wieder ein Specialrescript zur Folge gehabt, in welchem das Collegium angewiesen ist, zu berichten, ob dieser Brief eine Fortsetzung Ihres Werks sey, und ob über den Inhalt desselben etwas zu verfügen seyn dürfte. Man empfindet es übel, so viel ich merken kan, daß Sie ein Werk fortsetzen, über das Ihnen die höchste Unzufriedenheit so nachdrücklich ist zu erkennen gegeben worden **). Wir haben es am besten zu machen geglaubt, wenn wir an die Universität deshalb rescribirten, und Ihnen dadurch Gelegenheit verschaften, sich selbst über diese ganze Sache zu erklären. Ergreiffen Sie also die Gelegenheit, welche Ihnen die Universität unstreitig geben wird, mit Bescheidenheit zu sagen, was Sie wünschen, daß man höchsten Orts von Ihrer ganzen Schrift, und von Ihren Gesinnungen gegen das Christenthum überhaupt und unsre Kirche insbesondre wissen soll. Ich kan die Vorstellung, daß Sie für das Vaterland verlohren seyn sollen, noch immer nicht

---

*) wegen einer außerordentlichen Professur.

**) Es war jedoch keine Fortsetzung der Briefe selbst, sondern eine bloße Abfertigung des sog. Alethophilus.

ertragen. Möchten Sie sich auf eine Art erklären, die dem Collegio Gelegenheit gäbe, nachdrücklich für Sie zu sprechen, und das Vertrauen, welches man freilich gegen Sie verlohren hat, wo möglich wieder herzustellen. Ich bin mit der größten Freundschaft

der Ihrige

R.

12.

Dresden, am 21. Febr. 1797.

Der gutgemeinte Versuch des Collegii, Ihnen zu helfen, ist leider abermals mißlungen. Der für Sie erstattete Bericht war so vortheilhaft, und Ihre eigne von dem Collegio zweckmäßig befundene Erklärung dabey so gut genutzt, daß man sich die beste Wirkung versprach. Allein wir sind befehligt, Ihnen auch die in dem letzten Briefe befindlichen unvorsichtigen Aeußerungen (das Collegium hatte in seinem Berichte keine einzige angezeigt *) zu verweisen, und Ihnen die Herausgabe der zweiten Auflage der Briefe zu untersagen. Ich begreiffe die Verlegenheit sehr wohl, in welche dieser letzte Punct Sie setzen muß, und sehe mit Bedauern die Maßregeln vorher, zu welchen er Sie am Ende nöthigen wird. Ich weiß auch wirklich nicht weiter zu rathen. Was ist nicht mündlich und durch Bericht versucht worden, das Vertrauen wieder herzustellen, das die bekannten Briefe Ihnen entzogen hatten! Bisher hat nichts verfangen und helfen wollen! Wie wehe mir dies alles thut, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Sie wissen, wie ich vom Anfang her gedacht habe, und wie tief es mich schmerzte, dies alles schon damals befürchten zu müssen. Diese Zeilen schreibe ich bloß darum, damit Sie, wenn das Rescript Ihnen bekannt gemacht werden wird, wissen, wie alles zusammen hängt. Daß Ihre Discretion nicht mißbrauchen wird, was ich Ihnen hier eröffnet habe, hoffe ich mit völligem Vertrauen, und verharre

ganz der Ihrige

R.

---

*) Auch ist mir nie eine angezeigt worden.

13.

Dresden, am 19. May 1797.

Den Brief des Herrn Cabinetsministers von Gutschmid *), welchen Sie mir mitzutheilen die Güte gehabt haben, hatte ich bereits gelesen, ehe er an Sie abgieng; der Herr Cabinitsminister hatte mir ihn communicirt, da er das Verhältniß kennt, in welchem ich mit Ihnen stehe. Auch dieser Brief kan Ihnen beweisen, wie gern man Ihren Talenten Gerechtigkeit widerfahren läßt, und wie sehr man es bedauert, daß Sie durch Ihre frühere Aeußerungen Gelegenheit zu einem Mißtrauen gegeben haben, welches sich selbst der Person des Churfürsten bemächtigt hat. Zugleich werden Sie, da Sie den wahren Stand Ihrer Angelegenheiten aus diesem Briefe richtiger und glaubwürdiger kennen lernen, als es sonst möglich gewesen wäre, selbst einsehen, wie wenig es Ihren eifrigsten Freunden, unter die ich mich mit dem lebhaftesten Bewußtseyn meiner Redlichkeit zählen zu dürfen glaube, möglich ist, bey solchen Umständen etwas für Sie zu bewirken, so bald ein andres Collegium außer dem Kirchenrathe mit zu sprechen hat. Was namentlich Ihr Gesuch um eine Professur betrift, so ist es zwar wahr, daß der Churfürst keinen Einfluß auf die Ertheilung derselben hat. Aber die Abneigung abgerechnet, welche Sie bey einigen der Herren geheimen Räthe gegen sich erweckt haben, so müssen sie nothwendig Bedenken tragen, einen Mann zu befördern, von welchem sie wissen, der Churfürst sey nicht mit ihm zufrieden und werde diese Beförderung ungern sehen. Verborgen kan sie ihm ohnehin nicht bleiben, da ihm die Liste aller derer, die zu Aemtern gelangt sind, monatlich vorgelegt werden muß. Auf diese Art

---

*) Dieser wahrhaft edle und um Sachsen hochverdiente Mann hatte mir über meine ganze Lage einen so ausführlichen, vertraulichen, ja herzlichen Brief geschrieben, dass ich sehr dadurch gerührt, zum Theil auch getröstet und gestärkt wurde. Gewiß ist höchst selten aus einem Kabinet ein solches Schreiben erlassen worden. Das kam aber daher, daß der Urheber des Schreibens, als ein geborner Bürgerlicher, von unten auf gedient hatte und selbst eine Zeit lang akademischer Dozent gewesen war. Er wusste also, was dazu gehört und wie schwierig diese Laufbahn ist.

sind dann auch alle Verwendungen des Kirchenraths vergeblich, der nicht aufhört, Ihnen gewogen zu seyn.

Ich begreiffe recht wohl, daß die Ansicht Ihrer Lage, welche ich Ihnen hier zeige, nicht sehr erfreulich ist; aber sie ist die einzige wahre, und ich müßte Ihr Freund nicht seyn, wenn ich Ihnen nicht ehrlich sagen wollte, wie alles steht. Das wirksamste Mittel, Ihren Angelegenheiten eine andre Wendung zu geben, ist Widerruf. Darauf dringen die Herren Conferenzministri *), und ich bin überzeugt, es würde alles gut gehen, wenn Sie sich darzu entschließen könnten. Allein ich für meine Person kan darzu nur unter der Bedingung rathen, wenn Sie mit völliger Zustimmung Ihres Gewissens wiederrufen könnten. An dem letztern zweifle ich, weil Sie, wenn Sie so wiederrufen sollten, wie mans am liebsten sieht, sich von der philosophischen Schule trennen müßten, deren Parthey Sie genommen haben, und bey der Sie Wahrheit zu finden glauben **). Wie ich denn überhaupt fürchte, daß Sie sich schwer

---

*) Zur Steuer der Wahrheit muß ich hinzufügen, daß eigentlich nur zwei, jetzt verstorbene, diese seltsame Foderung machten.

**) Leider hatte der gute R. selbst eben diese Schule so sehr verdächtig gemacht, indem er in der bekannten Vorrede zur dritten Ausgabe seiner Moral unter andern (S. XXVIII) sagte: „Daß Freunde der kritischen Philosophie, „denen die Kälte, Behutsamkeit und Gewandtheit ihres Meisters fehlte, „sich hierüber" — nämlich über Offenbarung und Christenthum — „noch „stärker und unvorsichtiger ausgedrückt, und von einem allmäligen Ueber„flüssigwerden des Christenthums, von einem Beyseitelegen und „Antiquiren desselben gesprochen haben, ist bekannt. Ich gestehe es „also aufrichtig ein, daß ich nicht absehe, wie die kritische Philosophie und „das Christenthum in Uebereinstimmung gebracht werden können, wenn „nicht entweder jene ihre Hauptsätze aufgeben, oder dieses seine Auctorität verlieren soll. Ich verkenne die Versuche und Bemühungen nicht, „durch welche Schmid, Tieftrunk, Ammon, Stäudlin und andre, „diese Uebereinstimmung zu bewerkstelligen gesucht haben. Aber ich berufe „mich auf das Urtheil derer, welche mit den nöthigen Kenntnissen ein freyes „unbefangenes Gefühl" — hatte das wohl R. selbst in dieser Sache? — „verbinden, ob die Versuche dieser, ihrer Gelehrsamkeit und ihrer Gesinnungen wegen, sonst so verehrungswürdigen Männer etwas anders sind, „als ängstliche Unterhandlungen zwischen einer Philosophie, die nicht nach-

zu einem Wiederruf verstehen würden, der, wie er auch beschaffen seyn mag, allezeit etwas Demüthigendes an sich hat, zumal wenn er noch überdies den Verdacht erwecken kan, er sey nicht einmal redlich und unwürdiger Absichten wegen geleistet*).

Sie werden mir sagen: so bleibt mir also nichts übrig, als das Vaterland zu verlassen. Hören Sie, was ich erst noch versucht zu sehen wünsche, ehe Sie diesen Entschluß fassen; und wenn Sie mit meinem Vorschlage zufrieden sind, so will ich das Uebrige einleiten und betreiben.

Zuvörderst muß ich erinnern, daß Ihnen das Collegium den Genuß des hohen Stipendii verlängern wird, wenn Sie diese

---

„geben will, weil sie ihren Sätzen eine apodiktische, allgemeingeltende „Gewißheit zutraut, und zwischen einer Religion, die nicht nachgeben „kann, weil sie auf göttlicher Auctorität beruht. Daher sind auch die Resultate so verschieden, auf welche die zu kommen pflegen, welche sich zu „dergleichen Vermittlern aufwerfen; sie wollen durch ihre Vergleichsvorschläge bald der Philosophie, bald dem Christenthum mehr abdingen, je „nachdem sie entweder gegen das Ansehen des letztern mehr Ehrfurcht übrig „behalten, oder von dem streng gebietenden Geiste der erstern mehr aufgefaßt „haben."— In dieser Verurtheilung (die um so gewagter war, da R. gleich nachher selbst gesteht, er wisse kein haltbareres und mit dem Christenthume vereinbareres philosophisches System vorzuschlagen, da er also hier selbst jene Vorsicht und Milde im Urtheile vergaß, die er anderwärts empfahl) war ich zwar nicht mit genannt, natürlich aber mit begriffen. Und das schadete mir eben am meisten. Denn meine Gegner konnten nun mit Recht zu meinem Freunde sagen: Wie kannst du uns einen Menschen empfehlen, der einer so bösen Schule zugethan? Der gute R. wurde hier, wie es oft im Leben der Fall ist, aus persönlicher Zuneigung inkonsequent, und diese wirklich (im klassischen Sinne des Worts) fatale Inkonsequenz vereitelte alle seine Bemühungen. So geschah' es, daß eben der Mann, der mein verdientester Lehrer, mein eifrigster Gönner, ja mein bester Freund war, mir unwillkürlich am meisten schadete. Doch, was sag' ich, schadete? Es ward in der Folge mein höchster Gewinn. So wenig weiß der schwache Sterbliche, was zu seinem Frieden dient. Darum ist es am besten, sich mit voller Ergebung dem zu fügen, was die Fürsehung über uns verhängt.

*) So vieler Abhaltungsgründe bedurft' es gar nicht. Ich hätte mir ja eher die Zunge ausreißen lassen, als ein Jota ohne Ueberzeugung zurückgenommen.

Verlängerung suchen, und daß Sie also von dieser Seite nichts zu besorgen haben, wenn Sie es noch eine Zeit lang mit ansehen. Sodann muß ich bemerken, daß das Collegium Ihres Gesuchs wegen noch keinen Bericht an das geheime Consilium erstattet hat. Es wollte abwarten, ob eine neue Auflage Ihrer Briefe erscheinen würde. Wäre dies geschehen, so hätte es gar nicht hoffen dürfen, etwas für Sie auszurichten, sondern zuverlässig eine abschlägige Antwort erhalten. Da nun die neue Ausgabe Ihres Buches vor der Hand unterbleibt, Sie wenigstens nicht mitwirken wollen, wenn der Verleger sie veranstalten sollte *): so fällt das bisherige Hinderniß der Berichtserstattung weg. Ich werde also dafür sorgen, daß Ihre Sache nun in Bewegung komme, und daß das Collegium zu Ihrem Vortheil alles sage, was sich nur immerhin sagen läßt. Mißlingt auch dieser Versuch, nun wohl, so mögen Sie ein Land verlassen, wo man Sie nicht haben will, und andre Maßregeln ergreiffen. Die gänzliche Entscheidung dieser Sache dürfte sich höchstens bis Michälis verziehen; wenigstens kann bis dorthin alles im Klaren seyn, wenn nicht ganz besondre Hindernisse eintreten. Melden Sie mir nur mit zwei Worten, ob Sie mit diesen Gedanken zufrieden sind; das Weitere will ich dann besorgen.

Für die litterarischen Geschenke, die Ihrem vorletzten Briefe beygeschlossen waren, statte ich Ihnen den verbindlichsten Dank ab; lege den Brief des Herrn Cabinetsministers wieder bei; und verharre mit herzlichem Wohlwollen der Ihrige

R.

*) Der Verleger hat, so viel mir bekannt, keine veranstaltet, weil er rechtlicher Weise ohne meine Einwilligung nicht konnte. Aber die Nachdrucker im heiligen römischen Reiche, das damal noch mit allen seinen Sünden und Gebrechen bestand, fragten nicht nach Recht und Billigkeit. Sie fanden in jenem Verbote, das nur mich und die Drucker in Sachsen betraf, wo der Nachdruck mit Recht verboten war, eine Art von Privilegium für ihr diebisches Gewerbe, und benutzten es auch nach Herzenslust. So kamen die Briefe nur noch mehr in Umlauf, weil sie nun für einen viel geringern Preis zu haben waren. Auf diese Art beförderte man, was man verhindern wollte!

14.

Dresden, am 6. Jul. 1797.

Die von Ihnen gesuchte Prolongation ist bewilligt, mein theuerster Freund. Gebe doch Gott, daß man Ihnen bald mehr bewilligen könne! Sie haben durch Ihre Erklärung auf den Herrn Cabinetsminister von Gutschmid einen sehr guten Eindruck gemacht. Er hat diese Erklärung dem Herrn Präsidenten und mir mitgetheilt, und die Aeußerung beygefügt, daß er Sie dem Lande erhalten zu sehen wünsche, wenn es auf eine Art geschehen könne, bey welcher man die Zufriedenheit des Churfürsten erwarten dürfe. Ich habe auch nicht das mindeste dagegen, daß Sie sich in dieser Erklärung ein Paar Mal auf mich selbst beruffen haben; ich freue mich vielmehr darüber, daß sich die Meinung des Herrn Cabinetsministers zu Ihrem Vortheil geändert hat*). Bey dem geheimen Consilio will es uns desto weniger gelingen, einen guten Willen gegen Sie hervorzubringen; und so vest wir entschlossen waren, Ihr Gesuch um eine Professionem extraordinariam abgehen zu lassen: so haben die Privaterklärungen der Herren geheimen Räthe **) uns doch genöthigt, den Bericht noch zurück zu halten. Es war nehmlich ein Gedanke des Herrn Präsidents, dem ich nichts Erhebliches entgegen zu setzen wußte, es würde rathsam seyn, die itzt vorzunehmende Revision der Akademien noch erst vorbey zu lassen, weil er alsdann ein desto nachdrücklicheres Zeugniß für Sie ablegen, und Sie desto dringender würde empfehlen können. Den Versuch, von welchem ich Ihnen neulich geschrieben habe, wollen wir also erst nach der Zurückkunft des Herrn Präsidenten †) machen. Durch das hohe Stipendium sind Sie für

*) Dieß zu bewerkstelligen, war nicht so schwer, da jener einsichtvolle und wohlwollende Mann im Grunde nie eine schlechte Meinung von mir gehabt hatte. Man hatte nur allerlei Bedenken in ihm erregt. Und diese war ich so glücklich zu heben, indem ich mich an seinen gesunden Verstand und sein ebenso gesundes Herz wandte.

**) Ich muß hiebei wiederholt bemerken, daß der Leser nicht an alle, sondern nur an einige denken dürfe, die aber leider viel Einfluß hatten.

†) R. schrieb bald so, bald Präsidents. Das erstere ist wohl richtiger. Ich glaubte aber, seine Schreibung nicht ändern zu dürfen.

das nächste Jahr wenigstens einigermaßen gedeckt; sorgen Sie nur dafür, daß der Herr Präsident zu Ihrem Vortheil in seinem Revisionsberichte recht viel anführen könne; vielleicht gelingt unser gemeinschaftlicher Wunsch, Sie dem Vaterlande zu erhalten, doch noch. Mit der herzlichsten Zuneigung bin ich

ganz der Ihrige
R.

15.

Dresden, am 16. May 1798.

Es war eine große Freude für mich, mein werthester Freund, wieder einen Brief von Ihnen zu sehen. Von der Gefahr, in der Ihr Leben geschwebt hat, bin ich sehr genau unterrichtet gewesen, und ich danke Gott, daß er Sie derselben entrissen hat. Unstreitig war die heftige Krankheit, welche Sie dem Grabe so nahe gebracht hat, eine Folge Ihrer allzugroßen Anstrengung *). Möchte Ihnen diese Erfahrung zur Warnung dienen, und Sie zu mehrerer Mäßigung führen! Möchten Sie die tetricam sophiam, der Sie bisher so viel Ihrer besten Kräfte geopfert haben, lieber eine Zeit lang ihrem Schicksal überlassen, und sich in den angenehmern und gesundern Gefilden der Philologie erquicken! Und in der That, ich glaube fast, daß es Ihnen selbst bey Ihren Obern zur Empfehlung gereichen würde, wenn sie sähen, daß Sie sich auch mit etwas Andrem zu beschäftigen geneigt und fähig seyen **). Es ist natürlich, daß Sie in der Gewogenheit mancher

*) Das war es nicht allein. Auch die vielfachen Kränkungen hatten mich auf's Krankenlager geworfen. Ich war damal noch nicht so gleichgültig gegen dergleichen Dinge als späterhin. Ja, ich hatte, trotz allem Studiren, noch nicht einmal recht lachen gelernt, was doch zur Gesundheit sehr heilsam ist. Darum tadelte R. im 2. Br. die „finstern Vorstellungen," die er in mir zu bemerken glaubte, wenn ich nicht so wie er über die Thorheiten der Welt lachte.

**) Der Rath war gut; ich hab' ihn auch befolgt, so weit es thunlich war; aber nicht weil ich hoffte, meine Widersacher dadurch zu beschwichtigen, die etwas ganz Andres foderten — nämlich Widerruf — sondern weil ich die Verbindung der Philologie mit der Philosophie immer für nothwendig hielt.

derselben keine Fortschritte machen, wenn Sie immer neue Beweise eines unermüdeten Eifers für Grundsätze geben, durch welche Sie ihnen gleich anfangs mißfällig geworden sind. Behalten Sie diese Grundsätze, lehren Sie sie. Niemand wird Sie darüber in Anspruch nehmen *). Aber ob Sie damit gewinnen werden, wenn Sie durch alles, was Sie öffentlich leisten, die Meinung erregen, daß Sie alle Ihre Bestrebungen darauf richten, Proselyten Ihrer Schule zu machen, glaube ich nicht **).

Welche Wirkung Ihr neuestes Werk †), welches Sie mir zu überschicken die Güte gehabt haben, bey solchen Umständen haben werde, kan ich nicht sagen. Weil ich Ihr Schreiben auf der Stelle beantworten wollte, konnte ich nicht so viel Zeit gewinnen, es durchzulesen. Daß jede Aeußerung, die sich zu Ihrem Vortheil und zur Austilgung der ehemals gemachten widrigen Eindrücke aus diesem Buche wird benutzen lassen, auch von mir überall benutzt werden soll, verspreche ich Ihnen mit aller Aufrichtigkeit eines redlichen Mannes, und ich werde ihr Werk vorzüglich in dieser Hinsicht mit aller Aufmerksamkeit studiren.

An die Erlangung einer Pension ist itzt darum nicht zu denken, weil keine vacant ist ††). Aber schicken Sie mir nur noch einmal ein Memorial um die Prolongation des Stipendii, ich bin versichert, man versagt Ihnen dieselbe nicht, und Sie

---

*) Doch! Und wie konnte man anders, da eben jene Grundsätze von R. selbst für gefährlich in religioser, moralischer und politischer Hinsicht erklärt waren! R.'s Wort aber galt bei Vielen als ein Evangelium.

**) Das war zu hart! Proselyten machen heißt etwas ganz andres, als seine Ueberzeugungen klar und mit Gründen unterstützt darlegen. Es heißt, durch Versprechungen oder Drohungen, überhaupt durch unerlaubte Kunstgriffe, die man auch Kniffe nennt, Andre zu seiner Partei herüber ziehn. Wo und wann hab' ich das gethan?

†) Ich weiß nicht gewiß, welches. Wahrscheinlich ist die Schrift gemeint: „Ueber das Verhältniß der kritischen Philosophie zur „moralischen, politischen und religiosen Kultur des Men„schen.“ Denn diese erschien zu Anfang des J. 1798.

††) Es wurden auch Pensionen ohne Vakanz gegeben; ich aber bekam keine, es mochte Vakanz sein oder nicht.

haben so doch einstweilen etwas. Sollten Sie sich übrigens zuweilen in Verlegenheit befinden, so wenden Sie sich getrost an mich; meine Börse soll Ihnen gern zu Gebote stehen, und Sie sollen an mir einen Creditor haben, der Sie in Ihrem Leben nicht drücken wird. Halten Sie dieß für keine nichts bedeutende Floskel; es ist mein wahrer Ernst, Ihnen die mühevollen Jahre erleichtern zu helfen, bis es möglich seyn wird, Ihnen die Vortheile zu verschaffen, die Sie so sehr verdienen.

Itzt ist das Vornehmste, was ich von Ihnen bitten muß: cura, ut valeas. Opfern Sie sich nicht vor der Zeit auf; die Maxiwe, daß man sich durch eine unvorsichtige Ueberspannung in den besten Jahren seines Lebens unbrauchbar machen und außer Thätigkeit setzen müsse, taugt nimmermehr zu einer allgemeinen Gesetzgebung *). Unter den besten Wünschen für Ihre Wiederherstellung verharre ich mit den freundschaftlichsten Gesinnungen

ganz der Ihrige

R.

16.

Dresden, am 1. Oct. 1798.

Gott sey Dank, daß der Unfall, der Sie, mein Freund, betroffen hat, größtentheils überstanden ist **). Als ich auf meiner neulichen Reise durch Torgau gieng, benachrichtigte mich der dortige Postmeister von Ihrer Krankheit auf eine Art, die mich äußerst niederschlug und mit den traurigsten Besorgnissen erfüllte. Hätte ich auf der Rückreise, als ich durch Wittenberg gieng, nicht erfahren, daß alle Gefahr vorüber sey, so würde ich, so kurz auch mein Aufenthalt in dieser Stadt war, gewiß nicht unterlassen haben, Sie zu besuchen. So gieng ich, weil Sie schon wieder

*) Das war wieder ein kleiner Hieb auf die tetrica sophia. Ich that aber, als hätt' ich ihn nicht gefühlt.

**) Ich weiß nicht, welchen Unfall R. hier meint. Vielleicht die Augenkrankheit. Es wäre wohl möglich, daß die frühere Erzählung in dieser Beziehung durch einen Gedächtnißfehler ein Hysteronproteron enthielte. Die Sache ist aber zu unbedeutend, um dabei länger zu verweilen.

ausgegangen und bei einer Habilitation gegenwärtig gewesen waren, mit dem erfreulichen Gedanken weg, Ihre Gesundheit werde nun bald ganz und auf viele Jahre wieder hergestellt seyn.

Möchten sich auch Ihre übrigen Umstände bald zu Ihrem Vortheil ändern! Die Klagen, welche Ihr letzter Brief an mich enthält, sind gerecht, und ich kann es nicht läugnen, daß sie mich tief gerührt haben. Und doch, was soll ich zu Ihrem Troste sagen? Der Herr Präsident hat redlich Wort gehalten. Er hat in seinem Revisionsberichte auf die vortheilhafteste Art von Ihnen gesprochen, und alles aufgeboten, was zu Ihrer Empfehlung dienen kan. Ich habe es gleichfalls nicht daran fehlen lassen, privatim, so oft sichs nur thun ließ, für Sie zu bitten, und von allem Gebrauch zu machen, was Ihr neuestes Werk zu Ihrem Vortheil darbietet. Aber ich kan es Ihnen unmöglich bergen, noch das letzte Gespräch, welches ich mit einem der Herren geheimen Räthe am vorigen Donnerstag hatte, läßt mich so gut als Nichts für Sie hoffen. Es thut mir weh, dieß schreiben zu müssen. Aber was soll ich Sie mit leeren Vertröstungen hinhalten? Ich glaube, die Pflicht der Freundschaft besser zu erfüllen, wenn ich Ihnen geradehin sage, wie die Sachen stehen, als wenn ich Sie darüber im Dunkeln lasse. Hören Sie indessen das Resultat einer Berathschlagung, die ich, nach Empfang Ihres letzten Briefes, mit dem Herrn von Zedtwitz gehalten habe.

Da wir voraussehen, daß es schwer halten wird, etwas für Sie durchzusetzen, wenn nicht außerordentliche Triebfedern in Bewegung kommen: so geriethen wir auf den Gedanken, daß es vielleicht ersprießlich für Sie seyn könnte, wenn die dortige Universität aus eigner Bewegung einen Intercessionsbericht für Sie erstattete. Mit Beziehung auf die außerordentlichen Unglücksfälle, von welchen Sie bisher verfolgt worden sind, müßte sie in demselben vorstellen, wie nützlich Sie sich bisher der Akademie gemacht haben, und wie unentbehrlich Sie derselben für die Zukunft seyen. Sie müßte bitten, daß, da Sie ohne höher Unterstützung unmöglich zu subsistiren im Stande seyen, man höchsten Orts Ihnen zu Hülfe kommen und Sie der Akademie erhalten

möchte. Um eine Einleitung zu einem solchen Berichte zu machen, schreibe ich unter dem heutigen Dato an den ehrlichen D. Nitzsch, den ich als Ihren wahren Freund kenne. Ueberlegen Sie die Sache selbst mit ihm, und suchen Sie es dahin zu bringen, daß die Universität noch vor Ablauf dieses Jahres diesen Schritt thue. Dabey muß ich aber bitten, über die von dem Herrn Präsidenten und mir herrührende Anregung das tiefste Stillschweigen zu beobachten, und sich schlechterdings gegen Niemand merken zu lassen, daß wir diese Berichtserstattung wünschen. Sie würde natürlich von ihrem Werthe verliehren, man würde sie für etwas in gewisser Hinsicht Erzwungenes halten, wenn es bekannt würde, daß von hier aus eine Veranlassung dazu gegeben worden sey *).

Was nun ferner Ihr gegenwärtiges und dringendes Bedürfniß anlangt: so frage ich an, ob Ihnen mit einer kleinen Gratification von 20 bis 25 Thalern etwas gedient ist? Wollen Sie sich eine solche Kleinigkeit gefallen lassen: so haben Sie die Güte, mir ein kurzes Memorial zu überschicken, in welchem Sie um einige Unterstützung bitten. Auch können Sie sogleich eine Quittung, die auf den Oberconsistorialcassirer Tillner lauten muß, und in welcher Sie die Summe noch unbezeichnet lassen können (ich werde sie der Resolution des Collegii gemäß schon hineinsetzen lassen) diesem Anhalteschreiben beyfügen. Ich besorge dann alles, und überschicke Ihnen, was ich für Sie erhalten kan. Hätten wir über größre Fonds zu gebieten, als diejenigen sind, über die

*) So unglücklich auch damal meine Lage war, so gesteh' ich doch, daß mir Zedtwitz und Reinhard noch bedauerswerther vorkamen. Wie? Männer, die für das Schul- und Kirchenwesen von Amts wegen zu sorgen hatten und dieß mit ebensoviel Einsicht als gutem Willen thaten, mussten zu solchen Kunstgriffen und Umschweifen ihre Zuflucht nehmen, um einem armen Privatdozenten zu helfen und ihm nur das zu verschaffen, worauf er gerechten Anspruch hatte? Und warum? Weil ein paar Menschen, die doch eigentlich nichts von Theologie verstanden, sich einbildeten, sie allein hätten den rechten Glauben. Jetzt kann freilich so etwas nicht mehr geschehen, seit jene verschwunden und soviel aufgeklärte Männer in den geheimen Rath getreten sind.

wir unabhängig disponiren können, so sollte Ihnen bald geholfen seyn.

Ihre Bedenklichkeit, warum Sie zu meiner eignen Börse Ihre Zuflucht bis itzt nicht haben nehmen wollen, ist von keiner Bedeutung. Ist es der creditor zufrieden, daß der debitor ihm nichts restituire, wenn er seiner Redlichkeit ungeachtet nichts restituiren kan: so ist die Maxime, unter solchen Umständen zu borgen, allerdings fähig, ein allgemeines Gesetz zu werden *). Ich wiederhole also mein voriges Anerbieten. Leben Sie indessen wohl, mein lieber Freund, und schreiben Sie mir bald wieder. Ich bin

ganz der Ihrige

R.

17.

Dresden, am 26. Oct. 1798.

Sie erhalten hier einstweilen 50 Thaler als einen kleinen Vorschuß von mir, mein Freund. Was das Collegium zu Ihrer Unterstützung bewilligen wird, werde ich Ihnen nächstens melden und zugleich übersenden können.

Was die Frage anlangt, ob Sie den Intercessionsbericht der Akademie, welchen ich neulich gewünscht habe, selbst suchen oder ihn von dem freyen Entschlusse der Universität erwarten sollen: so ist meines Erachtens gleichviel, ob der eine oder der andere modus gewählt wird **). Es kan Ihnen auf keine Weise schaden, wenn Sie die Akademie um ihre Intercession gebeten haben. Erfolgt sie, diese Verwendung derselben, so ist sie, auch wenn sie von Ihnen veranlaßt worden ist, immer noch ein unwidersprechlicher

*) Wieder eine Anspielung auf die tetrica sophia! Eine so freundliche konnt' ich mir aber schon gefallen lassen.

**) Die Ursache meiner Anfrage war, daß die damalige Magnifizenz von Wittenberg etwas pedantisch, wohl auch ein wenig abgeneigt war. Sie meinte, eine solche außerordentliche Gnade könnte mir nicht widerfahren, wenn ich nicht erst unterthänigst darum bäte. Ich fügte mich, damit man nicht sagen sollte, ich hätte Prätensionen gemacht und es meinen Freunden erschwert, für mich zu wirken.

Beweis, daß die Akademie Ihren Werth erkennt, Ihre Unentbehrlichkeit einräumt, und es für recht und billig hält, dem Landesherrn Ihr Bedürfniß ausdrücklich an das Herz zu legen. Sollten sich also, ohne eine schriftliche Bitte von Ihrer Seite, dergleichen Intercessionales nicht erhalten lassen, welches Sie an Ort und Stelle am besten werden beurtheilen können: so würden Sie, wie mirs scheint, ohne alles Bedenken darum anhalten können. Der Himmel gebe, daß alles in Wittenberg gut von Statten gehe und hier kräftig wirke. Ich bin mit gewohnten Gesinnungen

ganz der Ihrige

R.

18.

Dresden, am 2. Nov. 1798.

Ich habe das große Vergnügen, Ihnen, mein werthester Freund, eine größre Gratification zu überschicken, als ich erhalten zu können hofte. Das Collegium hat Ihnen funfzig Thaler bewilligt, welche Sie hiermit empfangen. Da Sie mir sogleich eine Quittung überschickt hatten; so konnte ich dieses Geld sogleich erheben; und Sie haben nun gar nichts weiter deshalb zu thun, wenn Sie nicht, welches wohl gut seyn würde, dem Herrn Präsidenten einen kurzen Danksagungsbrief schreiben wollen. Leben Sie wohl, und sorgen Sie für Ihre Gesundheit. Ich verharre mit den gewöhnlichen Gesinnungen

ganz der Ihrige

R.

19.

Dresden, am 26. Nov. 1798.

Der Intercessionsbericht, welchen die Universität für Sie erstattet hat, mein werthester Freund, ist recht gut eingerichtet; nur hätte ich gewünscht, daß auch zugleich auf die Ertheilung einer außerordentlichen Profession angetragen worden wäre. Im Grunde war dieß auch die Meynung des Herrn Präsidents und die Meinige gewesen, als wir einen solchen Bericht wünschten.

Das Collegium hat dieß also aus eigner Bewegung supplirt, und Bericht zum geheimen Consilio wegen einer Ihnen zu conferirenden Profession und Pension resolvirt. Dieser Bericht wird nächstens abgehen, und es wird sich nun zeigen, welchen Eindruck das vereinigte Bitten des Collegii und der Universität machen wird. Der Himmel gebe, daß Ihr Schicksal mit dem neuen Jahre die günstigste Wendung nehme! Niemand kan dieß herzlicher wünschen, als ich. Mit gewohnten Gesinnungen der Hochachtung und Freundschaft bin ich ganz der Ihrige

R.

20.

Dresden, am 14. Aug. 1799.

Allerdings ist es an dem, daß der neuliche Versuch des Collegii, Ihnen eine Professur und Pension zu verschaffen, gänzlich mißlungen ist. Ich kan mich nicht erinnern, daß für irgend einen jungen Docenten mit so großem Nachdruck in einem Berichte des Kirchenraths gesprochen worden wäre, als neulich für Sie. Daß Ihre Freunde es nicht unterlassen haben, auch privatim für Sie zu arbeiten und das geheime Consilium zu einer günstigen Resolution zu bewegen, kan ich gleichfalls bezeugen. Allein es ist alles vergeblich gewesen, und man hat dem Collegio die Acten mittelst Canzleyscheins ohne Resolution zurückgegeben. Ich müßte es nicht gut mit Ihnen meinen, wenn ich Ihnen bey solchen Umstände mit weitern Hoffnungen schmeicheln wollte. So lange die Umstände bleiben, wie sie sind (und aller Wahrscheinlichkeit nach dürften sie der Hauptsache nach noch lange so bleiben) sind alle Verwendungen des Collegii für Sie ohne Nutzen. Privatim hat man dem guten Zedtwitz und mir sogar Vorwürfe darüber gemacht, daß man mit einer Art von Zudringlichkeit Ihre Beförderung durchsetzen wolle *). Und da die Gesinnungen der Herren

*) Armer Zedtwitz! Armer Reinhard! — Weil ihr thatet, was eures Amtes und Berufes war, nannte man euch zudringlich! — Wie soll man aber die nennen, weche den vereinigten Vorstellungen der ganzen Universität und des Kirchenraths —Behörden, die doch wohl über die Fähigkeit

geheimen Räthe über Ihre Angelegenheit bekannt sind, so fürchte ich, das Collegium dürfte sich zu neuen Versuchen nicht einmal gern verstehen. Es bleibt also nichts übrig, als daß Sie einen Weg ins Ausland suchen. Es thut mir unendlich leid, daß dem Vaterland Ihre Dienste entzogen werden sollen, und wenn ich mir nicht das Zeugniß geben könnte, meines Orts alles gethan zu haben, was in meinen Kräften war, jenen Verlust zu verhüten, so würde ich mir die größten Vorwürfe darüber machen. Sollte es mir auf irgend eine Art möglich seyn, Ihnen im Auslande nützlich zu werden: so werde ich gewiß keine Gelegenheit dazu ungebraucht lassen, und mich freuen, wenn Sie mir selbst dergleichen Gelegenheiten nachweisen wollen. Die Prolongation des Stipendii für das nächste Jahr ist übrigens in der heutigen Session bewilligt worden. Wäre es nur in der Macht des Collegii, mehr

---

und Würdigkeit eines jungen Mannes zu einem akademischen Lehramte ein kompetentes Urtheil hatten — so hartnäckig widerstanden? — Indessen verdienen auch sie Entschuldigung, weil sie nur in einer falschen Ansicht befangen waren, nach der sie ganz folgerecht handelten. Einmal hielten sie den Irrthum, welchem ich ergeben sein sollte, für strafbar; was freilich kein Irrthum in der Welt ist, so lang' er nicht in rechtswidrige Thaten übergeht. Es fragt sich ja ohnehin erst, ob die Meinung des Andern ein wirklicher Irrthum sei. Da kein Mensch untrüglich ist, so kann derjenige sich auch selbst irren, der einen Andern des Irrthums anklagt. Und da man gar nichts that, um mich von dem angeblichen Irrthume zu befreien, sondern nur zu mir sagte: Widerrufe, wenn du willst angestellt sein! — wie der Pabst einst zu Luthern sagte: Widerrufe, wenn du nicht willst in den Bann gethan sein! — so musste mich dieß vielmehr im Irrthume bestärken. Ich wäre ja der verworfenste Mensch und aller Anstellung unwürdig gewesen, wenn ich so hätte widerrufen wollen. — Eine andre falsche Ansicht war die Betrachtung der Anstellung als einer bloßen Gnadensache, so daß man sie beliebig gewähren oder verweigern dürfe. Wer sich zu einem Amte (sei es Staats-, Kirchen- oder Schulamt) nach dem Urtheile der ihm vorgesetzten kompetenten Behörde tüchtig gemacht hat, der hat einen rechtlichen Anspruch darauf. Man erfüllt also nur eine Pflicht gegen ihn und gegen die ganze Gesellschaft, wenn man ihm das Amt giebt. Der Dank dafür ist eine bloße Höflichkeit, die denn freilich jeder gern beobachten wird, der zu leben weiß.

als dieß für Sie zu thun! Ich bin mit gewohnten freundschaftlichen Gesinnungen

ganz der Ihrige

N.

21.

Dresden, am 6. May 1800.

Ich habe Sie, mein theuerster Freund, noch ehe ich Ihre Erklärung hatte, unter der Bedingung, daß Sie geneigt wären, ein solches Amt anzunehmen, und sich gegen mich darüber äußerten, dem Herrn Domherrn von Witzleben zu dem Rectorate in Roßleben vorgeschlagen. Die Stelle trägt, wenn die Schule, wie gegenwärtig, vollzählig und in guter Verfassung ist, etwas über 500 Thaler jährlich, und ist mit einer sehr angenehmen Wohnung verknüpft. Es ist gewissermaßen noch unentschieden, aber doch höchst wahrscheinlich, daß der bisherige Conrector, welcher zum Rectorat aufrücken müßte, die Schule verlassen und einem Rufe nach Augsburg, welches seine Vaterstadt ist, folgen werde. In diesem Falle muß ein neuer Rector gewählt werden, und da wird sichs dann ausweisen, ob der Herr Domherr und geheime Finanzrath von Witzleben, der als Administrator der Schule das jus patronatus bey dieser Stelle exercirt, auf Sie Rücksicht nehmen wird. Wäre es, wenn Sie Lust hätten, nach Roßleben zu gehen, nicht gut, wenn Sie dem Herrn von Witzleben, einem trefflichen Manne, selbst ein Paar Zeilen schrieben, und sich darauf bezögen, daß Sie ihm bereits von mir genannt seyen? Daß ich bey dieser Stelle ganz vorzüglich an Sie gedacht habe, kam daher, weil ich sonst keine Möglichkeit absah, Sie dem Vaterlande zu erhalten. Denn Sie auf einer von beiden Universitäten anbringen zu können, daran zweifle ich nach den Versuchen, welche bereits für Sie gemacht worden und alle ohne Effect geblieben sind. **Deus bene vertat!** Der Gedanke, Sie ins Ausland gehen zu sehen, macht mich allezeit traurig; vor dem aber, Sie in Dorpat zu wissen, erschrecke ich. Dulden und tragen Sie lieber alles, ehe Sie sich entschließen, sich unter Pauls eisernem Scepter niederzulassen!

Ihre litterarischen Geschenke habe ich richtig erhalten, und

danke dafür auf das verbindlichste. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb! Ich bin ganz der Ihrige

R.

22.

Dresden, am 20. Jul. 1800.

Ich weiß nicht, welcher feindselige Dämon über Ihr Schicksal waltet, mein lieber Freund. Sie nach Roßleben zu versetzen, war beschlossen. Der Hr. von Witzleben hatte seinen Entschluß genommen, und über die Art, wie man den sich etwa zeigenden Schwierigkeiten ausweichen könnte, bereits Rücksprache mit mir gehalten; ich hielt, wie ich nicht läugnen kan, die Sache für gemacht. Und siehe, wider alles Vermuthen bleibt Wilhelm da, und alles wird rückgängig. Wie wehe mir auch diese Vereitlung meines Wunsches, Sie dem Vaterlande zu erhalten, gethan hat, kan ich nicht ausdrücken. Möchte sich doch, wenn es einmal nicht möglich seyn soll, Sie in Sachsen zu versorgen, im Auslande etwas Annehmliches finden! Daß ich, wenn es in meinen Kräften seyn sollte, auf das willigste dazu mitwirken würde, werde ich nicht erst zu versichern brauchen.

Für das überschickte Programma danke ich auf das verbindlichste *). Ich bemerke, daß eben heute der bisherige Diakonus John in Wiehe zum Inspector in Pforta confirmirt worden ist. Dieser Mann ist noch nicht Magister, und wird es, da es der Diakonus ist, unstreitig werden müssen. Ich dächte, sie wendeten

*) Es war das Programm, welches ich als Decanus-Adjunctus geschrieben hatte: Zenonis et Epicuri de summo bono sententiae cum Kantiana hac de re doctrina breviter comparantur. Ein solches Einladungsprogramm zur Annahme der Magisterwürde nannte man auch die Magistertrommel. Der gute R. wollte mir nun gleich einen Magister zuweisen, damit sich meine Trommel nicht vergebens rühren sollte. Hr. John ward es auch, und er war der erste von mir kreirte Magister. Seinem Beispiele folgten sogleich zwei Prediger in Thüringen, die Gebrüder Wahn, ein paar Schul- und Universitätsfreunde von mir. Sonderbar! Ich durfte Männern, die im Amte standen, akademische Würde ertheilen; mir selbst aber wollte man kein Amt ertheilen.

sich an ihn; es würde mir sehr lieb seyn, wenn dieser brave Mann von Ihnen den gradum erhielte.

Leben Sie wohl, mein theuerster Freund, und verliehren Sie den Muth nicht! Ich bin, wie immer,

ganz der Ihrige

R.

23.

Dresden, am 7. Jul. 1800.

Ihrem Verlangen zufolge, mein lieber Freund, habe ich sogleich Gelegenheit genommen, mit dem Herrn geheimen Finanzrath von Wagner über die bewußte Angelegenheit zu sprechen *). Bey dieser Gelegenheit aber habe ich etwas in Erfahrung gebracht, was mir eine außerordentliche Freude verursacht hat, und was ich Ihnen, aber im engsten Vertrauen, sogleich mittheilen muß. Bey dem geheimen Finanzcollegio fängt die Vorstellung an rege zu werden, einen Professor der schönen Wissenschaften bei der Bergakademie zu Freyberg anzustellen, und man denkt dabey an Sie. Daß ich sogleich angefangen habe, diesen Gedanken auf alle Weise zu unterstützen, und darauf zu dringen, daß man ernstlich in der Sache zu Werke gehen und sie beschleunigen möge, werden Sie mir zutrauen; und man hat mir dieß auch versprochen. Die Bergakademie steht nicht unter dem geheimen Consilio, sondern lediglich unter dem Finanzcollegio, wo Ihre Person nicht anstößig ist. In Freyberg würden Sie, ohne mit Arbeit überhäuft zu seyn, cum dignitate und vergnügt leben können, und wären, was die Hauptsache ist, dem Vaterland erhalten. Ich habe also mit dem Herrn von Wagner die Abrede genommen, daß vor allen Dingen versucht werden soll, ob dieser Plan durchgesetzt werden kan. Da ich mit mehrern Herren aus dem geheimen Finanzcollogio in genauer Verbindung stehe, so will ich alles thun, was in meinen Kräften ist, Sie zu empfehlen. Sie selbst brauchen nicht eher wirksam zu

*) Die Angelegenheit war eine Aussicht, nach Jena zu kommen, die aber bald wieder verschwand, wie jede andre.

werden, als bis Sie eine Veranlassung dazu erhalten, und haben vor der Hand nichts zu thun, als zu schweigen. Aber auch zu schweigen im strengsten Sinne, damit nichts verdorben werde *). Sollte dieser Plan nicht gelingen, was sich in diesem halben Jahre wohl noch entwickeln wird, so hat mir der Herr von Wagner versprochen, Sie bey dem Herrn geheimen Rath Vogt [in Weimar] efficaciter zu empfehlen, und ich weiß, daß dergleichen Empfehlungen schon öfter viel gefruchtet haben. Sie sehen hier einen doppelten Weg; gebe doch der gute Gott, daß Sie auf einem von beyden, und wo möglich auf dem ersten, zum Ziele gelangen!

Vale et fave Tuo R.

24.

Dresden, am 24. Jul. 1800.

Aus beyliegendem Billet werden Sie sehen, mein werthester Freund, was bisher in Ihrer Sache geschehen ist, sich auch von dem Project, welches im Werke ist, genauer unterrichten können **). Das in diesem Brief geforderte Attestat habe ich in der Form

---

*) So viel Vorsicht war nicht nöthig. Ich war durch das Mislingen aller frühern Plane so mistrauisch geworden, daß ich gern von jedem neuen schwieg. Indessen ward die Sache bald ohne mein Zuthun ruchbar, weil zu viel Personen daran theilnahmen. Auch schrieb R. selbst in der Freude seines Herzens bald seinen Freunden in Wittenberg davon, die es mir nun beinahe übel nahmen, daß ich gegen sie geschwiegen hatte. So kommt der Unglückliche oft durch Schweigen ebenso in's Gedränge, wie durch Reden. Man kann es den Leuten nicht recht machen.

**) Das Billet war von demselben Herrn von Wagner und enthielt unter andern Folgendes: „Nach Werner's" — des berühmten Mineralogen, der in der Sache sehr thätig war und mir viel Freundschaft bewies, auch nachher fortdaund bewiesen hat — „Ideen würden theils eine Aufsicht auf „den Lebenswandel der Academisten, theils Vorlesungen über Logik, Moral „und etwas Encyclopädie, so weit sie den Bergmann interessirt, nebst „gelegentlichen schriftlichen Ausarbeitungen, auch nach Befinden künftig „etwas Unterricht in der Geschichte erfordert. Sollte, wie ich im Ganzen „nicht zweifle, die Verbindung einer Forst- mit der Bergacademie zu Stande „kommen, so würden jene Vorlesungen, zugleich zum Vortheil des Lehrers, „noch weniger zu entbehren seyn."

eines Antwortschreibens an den jüngern Herrn von Wagner bereits ausgestellt, und darin mit einer Art von Wärme alles gesagt, was zu Ihrer Empfehlung gesagt werden konnte. Der Herr von Wagner kan und will von diesem Schreiben sowohl bei dem hiesigen Finanzcollegio, als auch in Weimar Gebrauch machen; Gott gebe nur, daß die gewünschte Wirkung daraus entspringe! Ich habe meinem Brief das Exemplar beygefügt, welches Sie mir von Ihrer Encyclopädie geschenkt haben, und habe es mit Bedacht gethan, weil, wie Sie sehen werden, von encyclopädischen Vorlesungen in Freyberg die Rede ist. Ich werde itzt auf drey Wochen verreisen, weil ich als churfürstlicher Commissarius die Landschule Grimma revidiren und in Pforta ein Geschäft ausrichten soll. Es ist jedoch in Ihrer Angelegenheit damit nichts versäumt, sondern alles so eingeleitet, daß auch in meiner Abwesenheit alles seinen Fortgang haben kan. Das Wagnerische Billet brauchen Sie mir nicht zurückzuschicken *). Leben Sie wohl. Ich bin ganz der Ihrige

R.

25.

Dresden, am 26. Aug. 1800.

Allerdings ist auf die Vorschläge, von welchen ich Sie neulich unterrichtet habe, noch nicht so viel zu rechnen, mein werthester Freund, daß Sie gegen das hohe churfürstl. Stipendium schon gleichgültig werden dürften. Ich rathe also, um die Prolongation desselben auf ein Jahr zu bitten, und mir das Memorial bald möglichst zu überschicken. Ich hoffe, es werde Ihnen diese Wohlthat nicht versagt werden. Vale et fave

Tuo R.

---

*) Ich hab' es als Beweis eines ganz uneigennützigen und von meiner Seite durch nichts angeregten Wohlwollens aufbewahrt, indem solche Beweise jedem Unglücklichen sehr tröstlich sind. Daher konnt' ich auch obige Worte daraus anführen.

26.

Dresden, am 5. Sept. 1800.

Die Prolongation des Stipendii ist bewilligt, mein werthester Freund. Meinen letzten Brief haben Sie aber, wie es scheint, nicht ganz richtig verstanden. Ich habe nicht sagen wollen, daß die ganze Sache, welche itzt im Werden ist, ungewiß sey, oder daß man dabey auf Jemand andern reflectiren wolle, als auf Sie. Ich habe bloß bemerklich machen wollen, daß sich die Sache noch verziehen könnte, wie das bey der Einrichtung neuer Institute immer der Fall zu seyn pflegt, und daß es daher rathsam sey, das Stipendium einstweilen nicht aus den Händen zu lassen. Die Sache steht meines Wissens noch, wie sie damals beschaffen war, als ich Ihnen das Billet des Herrn geheimen Finanzraths von Wagner mittheilte; ich werde aber Gelegenheit nehmen, an Beschleunigung derselben zu arbeiten, so weit dieß bei meinen Verhältnissen (denn unmittelbar kann ich mich nicht einmischen) möglich ist. Mit gewohnten Gesinnungen der Hochachtung und Freundschaft bin ich

ganz der Ihrige

R.

27.

Dresden, am 4. Nov. 1800.

Empfangen Sie meinen Dank für die mir überschickten litterarischen Geschenke; sie haben mir alle, Ihren Plan zu einem System der Philosophie mit eingerechnet, sehr wohl gefallen. Sie wünschen, über den letztern die Gedanken Ihrer Freunde zu hören. Allein bei der Allgemeinheit, mit der Sie ihn entworfen haben, wird nicht leicht Jemand etwas daran auszusetzen oder zu verbessern wissen. Der Grundriß und die Grundsätze, nach welchen Sie arbeiten wollen, sind so vernünftig, daß sie jeder Kenner billigen wird. Wollen Sie aber, nach Nr. 1. der Gesetze, die Sie sich vorgeschrieben haben, wirklich als Eklektiker schreiben? So verstehe ich dieses Gesetz und bin sehr begierig, wie Sie es befolgen werden *).

---

*) Ich weiß nicht, ob R. mich wirklich so verstanden hatte, oder ob er

In der bewußten Freyberger Sache wird gearbeitet. Es ist an das Oberbergamt ein Rescript erlassen worden, in welchem Bericht über die ganze Sache verlangt worden ist, und wo Sie bereits als das Subject genannt sind, auf welches reflectirt werden könnte. Vielleicht wäre es gut, wenn Sie an den Herrn Bergrath Werner in Freyberg schrieben, der bey der Sache zu thun hat und, wie ich weiß, bereits sehr gütig gegen Sie gesinnt ist. Sie würden ihm nur in ganz allgemeinen Ausdrücken zu erkennen geben, daß Sie bereit wären, wenn eine Ihnen angemessene Lehrstelle bey der Bergakademie errichtet werden sollte, dieselbe anzunehmen, und daß Sie sich in dieser Hinsicht seiner Fürsorge empföhlen. Bey meinem Schwiegervater *) will ich das Nöthige selbst besorgen und für Sie intercediren. Ich würde Ihnen auch rathen, dem Herrn Berghauptmann von Heynitz zu schreiben; allein da ich ungewiß bin, ob er es gut aufnehmen dürfte, so ist es besser, Sie unterlassen es. Leben Sie wohl und bleiben Sie mir gewogen! Ich bin ganz der Ihrige

R.

28.

Dresden, am 5. Dec. 1800.

Es ist zweyerley, mein lieber Freund, worauf ich Ihnen zu antworten habe. Was nehmlich zuerst die Freiberger Angelegenheit betrifft, so dürfen Sie sich die Sache so arg nicht vorstellen, als Manteufel sie Ihnen vorgestellt haben mag **). Mehr als zwey bis dreyhundert Thaler fixer Gehalt wird, da die Stelle neu, dem Anscheine nach nicht unumgänglich nöthig, und die Sparsamkeit des Churfürsten bekanntlich groß ist, wohl kaum bewilligt werden. Allein fürchten Sie nicht, daß man Ihnen zu viel Ar-

---

mir nur einen Wink geben wollte. Das Letztere ist mir wahrscheinlicher; denn er pflegte seine Winke oft in Fragen einzukleiden.

*) Bergrath von Charpentier in Freiberg.

**) Ein witziger Freund aus der Familie der Freiherren von Manteuffel hatte mir geschrieben, man werde dem Vogel wenig Futter geben, damit er desto fleißiger singen möchte.

beit dafür aufbürden wird. Die Akademisten, über die Sie eine Art von Aufsicht führen sollen, sind so beschäftigt, und so häuffig mehr unter als über der Erde, daß diese Aufsicht nicht sehr lästig seyn kan. Hiernächst ist es eine Hauptabsicht bey Errichtung dieses Lehrstuhls, daß Jemand da sey, der den häuffig nach Freyberg kommenden Ausländern philosophische, encyclopädische und ästhetische Vorlesungen halten könne. Dieser Zweck wäre nicht erreichbar, wenn man Sie an die inländischen Akademisten gleichsam binden wollte. Die Ausländer bezahlen auch so gut, daß man auf den Zuschuß, welchen Sie von ihnen erhalten können, rechnet, und Ihnen daher auch die erforderliche Zeit lassen muß, die Vorlesungen zu halten, welche etwa verlangt werden dürften. Wenn nur die Sache noch zu Stande komut, so bin ich versichert, Sie werden sich in Freyberg wohl befinden, angenehme Verhältnisse da antreffen, und Zeit genug übrig behalten, auch literarische und schriftstellerische Arbeiten zu liefern. Der gutachtliche Bericht des Oberbergamts ist übrigens, wie ich vor einigen Tagen gehört habe, noch nicht eingegangen. Wenn er nicht ganz abfällig ist, so ist, wie ich zuverlässig weiß, das geheime Finanzcollegium vest entschlossen, seinen Plan, zu realisiren.

Was den andern Punct anlangt, so weiß ich wirklich nicht recht, was ich Ihnen rathen soll. Ich stehe mit dem Buchhändler Erbstein *) zwar seit mehrern Jahren in Verbindung, und kenne ihn als einen äußerst ehrlichen und rechtschaffnen Mann. Aber freilich kann er nicht immer so bezahlen, wie er gerne will. Ich habe nicht viel Geldgeschäfte mit ihm gehabt. Den Band von Predigtauszügen, welchen er von mir in Verlag hat, habe ich ihm geschenkt, und dadurch gewissermaßen den Grund dazu gelegt, daß es nun mit seinen Geschäften etwas lebhafter geht. Ob Sie also, wenn Sie ihm etwas überlassen, promte Bezahlung erhalten werden, weiß ich freilich nicht; es wird dem ehrlichen Erbstein nie am Willen, aber zuweilen an der Kraft fehlen, zu leisten, was er soll. Bey der mißlichen Lage, in welcher sich der Buchhandel

*) Der sich mir zum Verleger angeboten hatte.

überhaupt itzt befindet, dürfte dieser Fall des Unvermögens vielleicht öfter eintreten, als sonst *). Ich muß es Ihnen jedoch überlassen, was Sie bey diesen Umständen resolviren wollen, und bin mit gewohnter Hochachtung und Freundschaft

ganz der Ihrige

R.

29.

Dresden, am 1. Febr. 1801.

Mit der Stelle in Freyberg wird es nun voller Ernst, mein werthester Freund. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden Sie mit eben dieser Post ein officielles Schreiben des Herrn geheimen Finanzraths von Oppel erhalten, das Ihnen den Entschluß des Collegii, Sie zu der neuen Professur in Vorschlag zu bringen, bekannt machen wird. Nach einer mündlichen Verabredung soll ich zugleich an Sie schreiben und Ihnen manches erläutern, was in einem officiellen Schreiben sich nicht wohl sagen läßt. Dieses Auftrags entledige ich mich hiermit.

Der neue Professor an der Bergakademie zu Freyberg soll folgendes leisten: 1) wird er wöchentlich 6 bis 8 Stunden öffentliche Vorlesungen über Logik, Moral und Encyclopädie zu halten haben. Für diese Lectionen wird von denjenigen Bergstudenten, welche die Regierung studiren läßt, nichts bezahlt; wer aber von den übrigen sich dort aufhaltenden Studenten daran Theil nehmen will, muß ein Honorarium erlegen. 2) soll er gehalten seyn, für junge Leute, welche in der Folge die Akademie [Universität] beziehen und regelmäßig studiren wollen, auf ihr Verlangen und für ihre Bezahlung, in den humanioribus Lectionen zu geben und ihnen darin fortzuhelfen. Diese Lectionen sind lectiones privatae, und ihre Einrichtung bleibt ganz dem Lehrer überlassen. 3) Ueber die Bergstudenten, welche churfürstl. beneficiarii sind, hat der neue Professor eine allgemeine Aufsicht zu führen. Ihre Anzahl

*) Leider trat dieser Fall auch in Bezug auf mich oft ein. Und wär' es nur noch der Fall des Unvermögens allein gewesen! Aber — — —

ist gewöhnlich achtzehn. Die Aufsicht soll darin bestehen, daß er beobachtet, ob sie die Lectionen ordentlich abwarten, sich fleißig nach ihrem Privatleben erkundigt, und wenn ihm etwas Nachtheiliges zu Ohren kommt, sie privatim erinnert, auch, wo es nöthig ist, mit einer Anzeige an das Oberbergamt sie bedroht, übrigens bereit ist, ihnen, wo er kan, mit seinem Rathe beyzustehen. 4) Endlich soll er auch gehalten seyn, wenn junge Leute von Stande die Akademie besuchen, sich, wenn sich die Eltern derselben an ihn wenden und sich gegen ihn erkenntlich bezeigen, eine ähnliche Aufsicht über dieselben auftragen zu lassen; er soll der Mann seyn, an welchen man sich in dergleichen Angelegenheiten adressiren kan.

Dagegen ist das Collegium entschlossen, für diese Arbeiten, welche dem neuen Professor immer noch Zeit genug [?] zu Privatarbeiten übrig lassen werden, einen jährlichen Gehalt von vierhundert Thalern, die in vierteljährigen Fristen bezahlt werden sollen, in Vorschlag zu bringen. Auch will es weiter Niemand, als Sie, dem Churfürsten zu diesem Amte nennen; nur sollen Sie, sobald Sie das Schreiben des Herrn von Oppel werden erhalten haben, sogleich ein Memorial einsenden, in welchem Sie um diese Stelle ansuchen. Dabey soll ich Ihnen aber ausdrücklich melden, daß Sie in dieser Bittschrift davon, daß das Collegium an Sie habe schreiben lassen, nichts erwähnen sollen. Sie sollen bloß im Allgemeinen sagen, daß, da Sie in Erfahrung gebracht hätten, daß bey der Bergakademie in Freyberg eine neue Lehrstelle errichtet werden solle, Sie bitten wollten, bey Besetzung derselben auf Sie Rücksicht zu nehmen. Das geheime Finanzcollegium will, wie Sie sehen, keinen andern, als Sie. Der Himmel gebe, daß der Churfürst, der diese Stelle unmittelbar besetzt, an Ihrem Namen keinen Anstoß nehme *)!

---

*) Der so Gerechee und so Milde würde keinen Anstoß genommen haben, wenn man mich nicht früher verdächtig gemacht hätte. Er hat sich aber späterhin selbst überzeugt, wie ungegründet dieser Verdacht war, und meine Unschuld faktisch anerkannt. Mehr konnt' ich nicht wünschen.

Da mich das Collegium Ihrentwegen um ein Gutachten ersucht hat, so habe ich demselben einen Aufsatz übergeben, der eben Ihre Wahl zur Folge gehabt hat und pars actorum geworden ist. Er wird also, wo nicht dem Churfürsten selber, doch gewiß dem Minister in die Hände kommen. Ich werde aber, wenn der Vortrag des Collegii ins Cabinet abgegangen seyn wird, Gelegenheit nehmen, mit dem Herrn Cabinetsminister, dem Herrn Grafen von Löben, noch besonders Ihrentwegen zu sprechen, um ihm die Zweifel, die er etwa noch haben möchte, zu benehmen. Faxit Deus, ut omnia cedant ex voto! Vale et favere perge

Tuo R.

30.

Dresden, am 22. Apr. 1801.

Auch der Versuch, Sie nach Freyberg zu verpflanzen, mein werthester Freund, ist mißlungen; ich melde Ihnen dieß mit der innigsten Wehmuth. Alles war so eingeleitet, daß es schien, dießmal müßte die Entscheidung günstig für Sie ausfallen. Das geheime Finanzcollegium hatte Sie ganz allein in Vorschlag gebracht, und zwar auf die ehrenvollste Weise, und mit Beziehung auf den Aufsatz, welchen ich zu den Acten gegeben hatte, und wo die Einwendungen, die man wider ihre Lehre machen konnte, von allen Seiten widerlegt waren. Der Herr Graf von Löben war gleichfalls völlig für Sie gewonnen, und richtete seinen Vortrag bey dem Churfürsten ganz zu Ihrem Vortheil ein. Es war dem Berichte des Collegii auch das Exemplar Ihrer Encyclopädie beygefügt, womit Sie mich beschenkt haben, weil der Churfürst in solchen Fällen immer Beweise von den Talenten der Empfohlenen sehen will. Allein da er bekanntlich nicht leicht etwas vergißt, so war ihm, was ich gleich gefürchtet habe, Ihr Name unangenehm; er sah zwar Ihr Buch sorgfältig durch und schien damit zufrieden zu seyn; allein sein einmal gefaßtes Mißtrauen gegen Sie konnte durch alle Vorstellungen des Ministers nicht besiegt werden; und da ein Andrer zu dem neu zu errichtenden Amte nicht vorgeschlagen war, so wurde aus der ganzen Sache nichts, und die Acten wurden dem geheimen Finanzcollegio ohne Resolution zurückgegeben.

Ich weiß nun, da auch dieser Versuch ohne Erfolg gewesen ist, im Vaterlande keinen Platz weiter für Sie, mein werthester Freund, und Sie müssen sich schlechterdings im Auslande um einen Posten bewerben, der Ihren Talenten angemessen ist. Bey dem großen Bedauern der Herren geheimen Finanzräthe, die alle so eingenommen für Sie sind und für Sie gethan haben, was in ihrer Macht war, hat mir der geheime Finanzrath Wagner aufgetragen, daß er, wenn er Ihnen bey etwanigen Aussichten auf Jena bey dem Herrn geheimen Rath Vogt in Weimar dienen könne, nur einen Wink von Ihnen erwarte, und Sie dann auf das kräftigste empfehlen wolle*). Daß ich mir keine Gelegenheit werde entgehen lassen, wo ich Ihnen außer Landes nützlich werden kan, da es nun einmal nicht möglich ist, Sie dem Vaterlande zu erhalten, werden Sie mir gewiß zutrauen.

Nun sollte ich Ihnen noch mein Urtheil über das neue Organon schreiben, das Sie mir zu schicken die Güte gehabt haben. Allein das unaufhörliche Predigen in den Ostertagen hat mich gehindert, es mit der Aufmerksamkeit zu lesen, die es so sehr verdient. So zu lesen, habe ich nun zwar angefangen, bin aber noch nicht fertig, und behalte mir daher vor, den Eindruck, den Ihr Werk auf mich machen wird, Ihnen nächstens besonders zu beschreiben. Für die Mittheilung des allerdings äußerst sonderbaren Reinholdischen Briefs, den ich hier wieder beylege, danke ich auf das Verbindlichste. In dem neuesten Stücke des deutschen Merkurs werden Sie nun schon gleichlautende öffentliche Erklärungen von ihm gelesen haben; und wenn es so fortgeht, so will ich nicht dafür stehen, ob nicht die Weißagung eines hiesigen Gelehrten, der sonst ein großer Verehrer von ihm war, noch in Erfüllung gehen wird, daß er noch katholisch werden und sich in den Schoß der

*) Alle Empfehlungen, auch die kräftigsten, hatten mir bis dahin so wenig oder vielmehr so gar nichts geholfen, daß ich mich nun gar nicht mehr darum bewarb. Ich hielt alles für schöne, aber nur leere Worte. Und das sind denn auch wirklich die meisten Empfehlungen. Darum rechne ja kein junger Mensch darauf, wenn er sein Lebensglück bauen will!

untrüglichen Kirche zurückbegeben werde. Sein Freund Stolberg hat ja den Anfang schon gemacht. — Ich bin mit der herzlichsten Freundschaft ganz der Ihrige

R.

31.

Dresden, am 20. Jul. 1801.

Ich kan mich nicht enthalten, Ihnen, mein werthester Freund, folgende Anekdote zu melden. Das geheime Finanzcollegium hat zu der Stelle in Freyberg, welche es Ihnen zugedacht hatte, nun einen gewissen Göde in Leipzig in Vorschlag gebracht, der demselben, ich weiß nicht von wem, nachdrücklich war empfohlen worden *). Allein der Churfürst hat den Vortrag mit der Aeußerung zurückgegeben, es würde Ihnen, der Sie Ihre Gelehrsamkeit durch Schriften hinlänglich beurkundet hätten, allzu kränkend seyn, wenn ein Amt, das Ihnen versagt worden wäre, nun einem jungen unbekannten Manne zu Theil würde **). Ich weiß wohl, daß diese Schonung Sie nicht für den Verlust entschädigen kan, den Sie gelitten haben. Sie werden aber doch so viel daraus sehen, daß Ihnen der Churfürst Gerechtigkeit widerfahren läßt, und überall ein zartes Gefühl äußert, das ihm Ehre macht. Es war bloß seine ängstliche Gewissenhaftigkeit, was ihn neulich bestimmte, Ihnen das Amt nicht zu conferiren, zu

*) Er war dieser Empfehlung nicht unwerth; denn er war ein junger Mann von trefflichen Anlagen des Geistes und des Herzens. Er hat sich auch durch eine sehr anziehende Beschreibung seiner Reise nach den brittischen Inseln vortheilhaft bekannt gemacht. Später habilitirte er sich in Göttingen, starb aber daselbst bald an der Auszehrung, sehr bedauert von allen, die ihn kannten.

**) Diese schonende Aeußerung hat mich damal sehr gerührt, und ich erkenne sie noch mit dem lebhaftesten Danke an. Indessen hätt' ich doch auch die Stelle dem trefflichen Göde gegönnt, theils um sein selbst, theils um des allgemeinen Besten willen. Er hätte sie gewiß ausgefüllt, vielleicht noch besser, als ich. Denn ich war schon zu sehr an das Universitätsleben gewöhnt. Die Stelle sagte mir eigentlich nicht zu; nur die Noth machte sie mir annehmlich.

welchem Sie in Vorschlag gebracht waren; daß Sie übrigens ein wackerer Mann sind, davon ist er überzeugt. Möchte ich Ihnen bald etwas erfreulicheres melden können! Ich bin mit dem herzlichsten Wohlwollen

ganz der Ihrige
R.

32.

Dresden, am 7. Sept. 1801.

Um Ihre Bitte um die Verlängerung des hohen churfürstl. Stipendii bey dem Collegio anbringen zu können, war gar nicht nöthig, die Rückkunft des Herrn Präsidenten abzuwarten, mit welchem Sie, wie Sie mir melden, dieser Sache wegen gesprochen haben. Ich habe also Ihr Memorial heute in Vortrag bringen lassen, und mit Vergnügen melde ich Ihnen, daß Ihnen eine neue Prolongation auf ein Jahr bewilligt ist, und das Rescript nächstens in Ihren Händen seyn wird. Daß doch der gute Wille des Collegii gegen Sie sich bloß auf die Bewilligung dieses Stipendii beschränken muß!! Ich bin mit der freundschaftlichsten Zuneigung, wie allezeit,

ganz der Ihrige
R.

33.

Dresden, am 7. Oct. 1801.

Wenn mir jemals eine Nachricht Freude gemacht hat, so ist es die von Ihrer so ehrenvollen Anstellung in den preußischen Staaten. Ich bedaure freilich das Vaterland, das einen so fähigen und nützlichen Mann in Ihnen verliehrt; aber da es nun einmal nicht möglich war, Sie demselben zu erhalten, so gehen Sie in Gottes Namen, und genießen Sie das Glück, das man Ihnen hier nicht verschaffen konnte, anderwärts in dem vollkommensten Grade! Für mich ist es eine ganz eigne Beruhigung, daß es an mir nicht gelegen hat, Ihre Versorgung im Vaterlande zu bewirken *); ich würde mir Vorwürfe machen, wenn ich nicht

*) Daß ein Mann wie R. die Anstellung in einem öffentlichen Amte hier unter den gemeinen Titel einer Versorgung bringt, gleich als wäre

alles, was in meinen Kräften war, zu Ihrer Beybehaltung gethan hätte. Unstreitig hat Sie Gott anderwärts nöthig gehabt; folgen Sie also dem Ruf, der an Sie ergangen ist, und vergessen Sie nicht, daß Sie in dem Lande, aus welchem Sie scheiden, manchen wahren Freund zurücklassen, die Ihnen auch in der Abwesenheit ergeben bleiben werden.

Der Kirchenrath, der es sehr bedauert, daß seine öftern nachdrücklichen Verwendungen für Sie allezeit ohne Erfolg geblieben sind, ist nicht abgeneigt, Ihnen vielleicht die ganze Hälfte des Ihnen conferirten Stipendii auszahlen zu lassen. Nur müssen Sie, weil ein Rescript nöthig ist, wenn Ihnen die Ephori das Geld sollen verabfolgen lassen, darum anhalten *). Schicken Sie mir also ein Memorial; die Resolution darauf will ich beschleunigen, so gut ich kan. Ich bin mit der größten Verehrung und Freundschaft

ganz der Ihrige

R.

34.

Dresden, am 25. Jan. 1802.

Theuerster Herr Professor **),

Empfangen Sie zuvörderst meinen Dank für die Nachrichten, welche Sie mir von Ihrer gegenwärtigen Lage gegeben haben.

---

das nur eine persönliche Sache, wolle man ihm nicht übel deuten. In einem vertraulichen Briefe wägt man die Worte nicht so genau ab. Uebrigens ist es ganz wahr, was R. hier von sich sagt. Er hatte alles gethan, was er konnte, um mir ein Plätzchen in der Welt zu verschaffen. Daß es ihm damit nicht gelang, beweist nur, daß man sich auch auf einflussreiche Gönner und Freunde nicht verlassen kann.

*) NB. um 45 Fl., nachdem ich dem Staate sieben Jahre ohne Gehalt mit der größten Anstrengung gedient und mit Mühseligkeiten aller Art gekämpft hatte!

**) Der gute R. glaubte wahrscheinlich, er thäte mir einen rechten Gefallen, wenn er mich jetzt zum ersten Male als Professor begrüßte. Er irrte sich aber. Es war mir viel lieber, wenn er mich seinen Freund nannte. Er unterlag aber auch dem gewöhnlichen Schicksale der Menschen. Er ward im höhern Alter kälter und zerimonioser. Späterhin hab' ich sogar Briefe von ihm erhalten, worin er mich „Wohlgebohrner Herr,

Es ist mir außerordentlich angenehm, daß Sie nicht ganz unzufrieden mit derselben sind; aber nicht weniger Vergnügen macht es mir, daß Sie durch dieselbe noch nicht gleichgültig gegen das Vaterland geworden sind. Wie sehr ich Sie in dasselbe zurückwünsche, wissen Sie, und was man wünscht, das hoft man gern. Es ist mir also schon ein Trost, daß ich sehe, Sie sind nicht unwillig auf uns und wollen wiederkommen, wenn Sie geruffen werden *).

Erlauben Sie, daß ich mich über das, was sich darauf bezieht, ausführlicher erkläre. Bey der mir mitgetheilten Dedication an den Churfürsten habe ich nicht das mindeste Bedenken. Sie ist so abgefaßt, wie sie einem Manne von solchem Charakter und solchen Gesinnungen nicht mißfallen kan **). Inländer müssen zwar, wenn sie dem Churfürsten etwas dediciren, erst anfragen und Erlaubniß dazu erhalten. Aber darüber glaube ich, können Sie sich wegsetzen, da Sie itzt im Auslande leben. Der Inhalt Ihres Werks ist ja ohnehin so beschaffen, daß er dem Churfürsten unmöglich anstößig seyn kan; und da er Ihre Encyclopädie der Wissenschaften nicht ungelesen gelassen hat, so wird ihm die der Künste, bey der seine Ueberzeugungen nicht so, wie bey jener, ins Gedränge kommen, gewiß noch interessanter und angenehmer seyn. Ich lege übrigens das mir mitgetheilte Manuscript, nebst den Aushängebogen, wieder bey, und bezeuge Ihnen, daß ich auch in diesem Werke Ihren Scharfsinn und Ihre Darstellungsgabe bewundre. Den neuen schönen Künsten, welche Sie creirt haben, werden Sie schon ein tüchtiges Diploma mit in die Welt geben, damit man sie gelten lasse; denn die Künstler sowohl, als die Gelehrten, werden sehr ernstlich nach diesem Diploma fragen, und

---

„Höchstzuverehrender Herr Professor" anredete. Ich habe aber diese Kurialien beim Abdrucke weggelassen.

*) Ich weiß nicht mehr, ob ich mich so bestimmt ausgesprochen hatte, wie es hier klingt. Eigentlich zog mich nur die bewusste Herzensangelegenheit nach Wittenberg zurück.

**) Ich wollte durch diese Dedikazion vornehmlich meine Dankbarkeit wegen der oberwähnten schonenden Aeußerung des Churfürsten zu erkennen geben.

ohne zureichende Legitimation die neuen Schwestern der übrigen Künste nicht anerkennen wollen *).

Was aber die Stelle in Wittenberg anlangt, so rathe ich, daß Sie sich denominiren lassen, wenn Sie zur Denomination gelangen können **). Schaden kan diese Ernennung auf alle Fälle nicht, vielleicht aber nützen; vielleicht sieht man endlich doch ein, daß die Universität Ihre Philosophie nicht wohl entbehren kan, Ihre Theologie aber nicht besser unthätig gemacht werden kan, als wenn man Ihnen die Pflicht auflegt, lateinische Verse zu verfertigen. Daß ich, wenn Sie denominirt werden, die Gelegenheit von neuem ergreiffen werde, für Sie zu sprechen, wo ich kan und wo ich ein offenes Ohr finde, darauf können Sie rechnen. Vielleicht gelingt ein zweyter Sieg, da vor kurzem einer gelungen ist, der fast unmöglich schien.

Sie wollen nehmlich wissen, wer Rector in Pforta werde? Der Kirchenrath hat den Prof. Ilgen in Jena dazu ernannt, der sich in einem Privatbrief an mich erklärt hatte, daß er diese Stelle wünsche. Sie kennen den Mann und seine Schriften, können sich also auch leicht vorstellen, welcher Widerstand im geheimen Consilio zu erwarten war †). Aber dessen ungeachtet ist die Sache gegangen. Man giebt es zwar im Rescripte dem Gewissen des Kirchenraths anheim, daß dieser Mann gewählt worden sey; aber er wird nun doch Rector, und soll sich, wie ich hoffe, als ein sehr brauchbarer Rector zeigen. Sollte es mit Ihnen auch so gehen: so wollen wir Sie gern auf unser Gewissen nehmen, wie Jenen. Also, wie gesagt, machen Sie den Versuch.

---

*) R. spielt hier auf die gymnastischen Künste an, die ich unter gewissen Bedingungen in den schönen Kunstkreis aufgenommen hatte. Auch Andre haben dieß getadelt. Herder aber hat in seiner Kalligone dasselbe gethan. An diesem hat es jedoch niemand gerügt. Das Ansehn des Mannes galt für einen Grund.

**) Es ist die Rede von der durch Meerheim's Tod erledigten Professur der Poesie.

†) Es lebten damal noch dieselben geheimen Räthe, die mir entgegenwirkten.

Verzeihen Sie mir jedoch eine Erinnerung. Daß Sie sich in Ihren neuen Verbindungen nichts davon werden merken lassen, Sie seyen nicht abgeneigt, wieder weg zu gehen, versteht sich wohl von selbst. Man ist gegen einen Fremden, wenn er das Heimweh so früh bekommt, empfindlich, und es dürfte Ihnen, wenn es hier nicht gelänge, in Berlin schaden, im Fall man erführe, Sie hätten bey der Denomination mitgewirkt und sich hier um Ihre Zurückberufung beworben. Unterhandeln Sie also, wenn ich bitten darf, auch in Wittenberg nur mit solchen Menschen, auf deren Zuverlässigkeit und Verschwiegenheit Sie rechnen dürfen *). Ein guter Freund könnte Ihnen, wenn die Sache transpirirte, leicht den schlechten Dienst thun, etwas davon nach Berlin zu melden, und dort erregte dieß gewiß nicht die vortheilhaftesten Eindrücke.

Neulich erhielt ich aus Berlin die sonderbare Nachricht, der König beschäftige sich in allem Ernste damit, die Universitäten in seinen Staaten ganz aufzuheben, weil er sie für eine Hauptquelle der Unsittlichkeit halte. Man hat mir nicht gemeldet, auf was für ein Surrogat man etwa denkt. Allein nach den Gesinnungen des Königs zu urtheilen, die mir auch auf einem andern Wege bekannt worden sind, könnte wohl etwas an der Sache seyn **). Uebrigens beschreiben Sie mir die Lernbegierde der Studenten in Frankfurt gerade so, wie sie mir der Cammergerichtsrath Sack aus Berlin im vorigen Sommer von allen Studenten der Monarchie beschrieb. Er dolirte nicht wenig darüber, daß ein großer Verfall der wahren Gelehrsamkeit in seinem Vaterlande zu fürch-

*) Die Anregung kam selbst von Wittenberg, von meinen dortigen Universitätsfreunden, welche dringend meine Rükkehr wünschten und sie eifrig betrieben.

**) Es war nichts daran, so viel mir bekannt geworden. Auch die Gesinnungen des Königs waren nicht der Art, wie hier angedeutet wird. Zu verkennen war aber, in Frankfurt wenigstens, nicht, daß die Studirenden nicht sehr fleißig waren. Ein junger Edelmann rühmte sich sogar öffentlich, daß er seit seiner Ankunft auf der Universität noch nie die Schwelle eines Hörsaals betreten hätte!

ten sey *); und ich glaubte, ohne Partheylichkeit und Vorliebe, behaupten zu können, so weit sey es doch bey uns noch nicht gekommen. Kommen Sie wieder zu uns, und helfen Sie mit daran arbeiten, daß es bey uns eher vor- als rück-wärts gehe! Ich bin mit der herzlichsten Freundschaft

ganz der Ihrige

R.

35.

Dresden, am 19. Apr 1802.

Eigentlich hatte ich den Ausgang Ihrer Angelegenheit abwarten wollen, bevor ich Ihnen wieder schriebe. Da Sie mich jedoch durch einen Brief veranlassen, eher ein Paar Worte zu sagen, so melde ich Ihnen, wie die Sache gegenwärtig steht. Sie sind nehmlich von dem Kirchenrathe, dessen guten Willen Sie seit langer Zeit kennen, wirklich zum Professore poeseos ernannt, und man hat diese Gelegenheit von neuem ergriffen, es dem geheimen Consilio in den stärksten Ausdrücken zu sagen, daß man Sie in Wittenberg nicht entbehren könne. Nur auf den Fall, daß man sich schlechterdings nicht entschließen könnte, Sie zurück zu ruffen, ist Klotzsch von uns in Vorschlag gebracht worden. Der Präsident hat dabey privatim mit dem Minister von Burgsdorff und ich mit dem Minister von Carlowitz über diese Sache Rücksprache genommen. Jener war anfangs sehr aufgebracht über den Entschluß des Kirchenraths, ließ sich aber zuletzt doch bedeuten, und erklärte sich günstiger. Dieser hingegen war sogleich willig, Sie zu unterstützen, und versprach mir, für Sie zu wirken. Da

*) Ist, Gott sei Dank! nicht eingetreten, und wird auch nicht eintreten, so lange die preußische Regierung mit solcher Liberalität für Schulen und Universitäten sorgt und die Lehrfreiheit, ohne die es keine wissenschaftliche Bildung und keine wahre Gelehrsamkeit geben kann, beschützt. Die humanistischen oder altklassischen Studien, die sonst wohl dort etwas vernachlässigt wurden, sind neuerlich auch wieder mehr in Aufnahme gekommen. Man fahre nur auf diesem Wege fort! Die preußischen Universitäten werden dann gewiß nicht hinter ihren deutschen Schwestern zurückbleiben.

die Angelegenheit des nunmehrigen Rectors Ilgen in Pforta anfangs gerade so stand, wie die Ihrige, und da Herr von Burgsdorff sich auch auf das nachdrücklichste dagegen setzte, zuletzt aber dennoch nachgab und selbst mitwirkte: so bin ich dießmal nicht ganz ohne Hoffnung, daß es uns gelingen werde, Sie dem Vaterlande wieder zu geben. Möge mich diese Hoffnung nicht täuschen!

Daß Ihre Dedication an den Churfürsten, die mir, wie ich Ihnen neulich gemeldet habe, so ungemein gefiel, nunmehr unterbleiben muß, thut mir außerordentlich leid. Da ich Sie aber neulich selbst gebeten habe, ihre Vaterlandsliebe, um in Berlin nicht zu verstoßen, nicht allzu laut werden zu lassen, so weiß ich Ihren Gründen nichts entgegen zu setzen.

Für das überschickte Programm und den beygelegten Lectionscatalog sage ich den verbindlichsten Dank. Ich glaube nach diesen und einigen andern, in ihren vorigen Briefen mir gegebenen Datis von Ihrer Situation in Frankfurt eine ziemlich richtige Vorstellung mir gebildet zu haben. Ihre Gelehrsamkeit kan dort unmöglich den Nutzen schaffen, den sie auf einer Akademie, wo die Studirenden besser vorbereitet sind und mehr mitbringen, schaffen könnte. Möge Sie Gott doch wieder nach Wittenberg zurück führen *)!

Das theologische Werk, welches Sie herausgeben werden, habe ich bereits in öffentlichen Nachrichten angekündigt gefunden **). Ich gestehe Ihnen, daß ich über dieses Thema etwas betroffen war. Sie scheinen das Dogma, nach dem Titel zu urtheilen, in Schutz zu nehmen. Der Himmel gebe, daß Sie

*) Es ist ein sonderbares Zusammentreffen der Umstände, daß diese beiden sonst so verschiedenen Universitäten, an denen ich eine Zeit lang gewirkt habe, dasselbe Schicksal betroffen hat, nämlich bald nach der Feier ihrer Jubelfeste aufgehoben, oder, wie es hieß, mit andern Universitäten vereinigt zu werden.

**) Es ist die Schrift gemeint: Der Widerstreit der Vernunft mit sich selbst in der Versöhnungslehre; nebst einem kurzen Entwurfe zu einer philosophischen Theorie des Glaubens.

es nicht mit beyden Partheyen verderben. Gerade itzt ist durch das bekannte Phänomen meiner, leider mit einem Rescripte bewaffneten Reformationspredigt *), die Aufmerksamkeit des theologischen Publici auf diese Sache hingelenkt; und wie man mir mitgespielt hat, welcher ganz eigne Widerwille unsrer stimmführenden Theologen gegen diese Lehre bey dieser Gelegenheit sichtbar geworden ist, wissen Sie. Ich fürchte, dieser Unwille wird auch Sie treffen, und da sich auch einer Ihrer itzigen Vorgesetzten in Berlin ausdrücklich wider mich erklärt hat, so werden Sie dort mit Ihrer Schrift keinen sonderlich guten Eindruck machen **). Desto rühmlicher ist es indessen, daß Sie sich, um der Wahrheit Zeugniß zu geben, über alle diese Ihnen gewiß nicht unbekannte Rücksichten weggesetzt haben, und ich gestehe, daß ich Ihrem Buche mit Verlangen entgegen sehe. Leben Sie indessen wohl, mein theuerster Freund. Möchten Sie in Frankfurt bald wieder einpacken müssen, um nach Sachsen zurück zu kehren! Ich bin mit gewohnten Gesinnungen ganz der Ihrige

R.

---

*) Man sieht aus obigem leider, daß R. mit dieser Bewaffnung unzufrieden war; und nach seinen Grundsätzen musst' er es sein. Er sagte einst zu mir: „Man bedenkt nicht, daß durch Befehle in solchen Dingen" — nämlich in Glaubenssachen — „mehr verdorben als verbessert wird. Statt „die Gemüther für die Sache zu gewinnen, nimmt man sie dagegen ein." — Und doch ließ er seine Predigt so bewaffnen. Man muß aber, um R. nicht unrecht zu thun, bedenken, daß er in spätern Jahren, durch zunehmende Kränklichkeit verstimmt und geschwächt, immer ängstlicher und nachgiebiger gegen fremde Zudringlichkeit wurde. Er war ein ganz Andrer, als er, noch in voller Manneskraft, ein rüstiger Lehrer der Theologie und Philosophie zu Wittenberg war. Ach, warum ist der Mensch ein so gebrechliches Wesen, daß selbst der stärkste Geist endlich einem schwachen Körper unterliegt!

**) Es hat mir kein Mensch in Berlin weder ein böses Wort darüber gesagt, noch auch nur eine unfreundliche Miene gemacht, selbst der Propst Teller nicht, auf den R. anspielt, der vielmehr bis an seinen Tod mein Freund blieb. Er würde sich auch gegen R. nicht so geäußert haben, wenn ihm nicht die Art und Weise der Verfechtung einer Lehre misfallen hätte, von der er sich nun einmal nicht überzeugen konnte.

36.

Dresden, am 3. Jun. 1802.

Mein theuerster Freund, mit dem wehmüthigen Gefühl, das getäuschte Hoffnungen zu erwecken pflegen, schicke ich Ihnen die Beylage zu*). Sie werden wenigstens daraus sehen, daß es mir auch dießmal nicht an Eifer gefehlt hat, Sie dem Vaterlande wieder zu geben. Die guten Eindrücke, welche Ihr kleines Buch über die Versöhnungslehre hier gemacht hat, werden Sie zwar in den nicht ganz günstigen Aeußerungen des Ministers nicht verkennen. Aber das alles genügt mir darum nicht, weil man durch Zaudern die Zeit versäumen wird, wo Sie auf eine gute Art wieder zu erhalten gewesen wären. Verzeihen Sie übrigens, daß ich nur einige Zeilen schreibe. Ich wollte es nicht unterlassen, Ihnen mit der nächsten Post zu antworten: und da erlauben mir denn die nahen Feiertage, und die damit für mich verbundenen Arbeiten keine weitläuftigen Aeußerungen. Möchten Sie die Hoffnung, oder vielmehr den Willen, einst wieder zu uns zu kommen, nur nicht ganz und auf immer aufgeben! Oft dürfen sich ja nur ein Paar Augen schließen, und alles ändert sich, alles nimmt einen andern Gang. Unabänderlich wird aber die Hochachtung und die freundschaftliche Anhänglichkeit seyn, mit der ich verharre

Ew. ꝛc.

gehorsamster Diener

R.

37.

Dresden, am 5. Jul. 1802.

Mein verehrungswürdiger Freund, so sehr ich Ihnen zu der glücklichen Wendung Ihres Schicksals, die leicht vorauszusehen war, meine aufrichtigen Wünsche bezeuge, so sehr thut mirs leid,

---

*) Es war der Brief eines Ministers an R. Ich weiß aber nicht mehr, von wem und welches Inhalts der Brief war. Er muß also keinen starken Eindruck auf mich gemacht haben.

daß die Hoffnung, Sie dem Vaterlande wieder zu geben, fast ganz verschwunden ist. Fahren lasse ich nehmlich den Gedanken, dieß noch durchzusetzen, ganz dennoch nicht. Was ändert sich nicht oft auf einmal, wenn ein Paar Augen sich schließen! Nun weiß ich zwar wohl, daß eine philosophische Professur Sie nach dem, was Sie mir melden, bey uns nicht entschädigen kan. Allein theils rechne ich noch immer auf das dulce solum patriae, theils haben Sie neulich ein so treffliches theologisches specimen abgelegt, daß ich der Meynung bin, Sie könnten wohl noch Professor theologiae bey uns werden. Und ließe sich dieß bewirken, so wäre Ihnen die vollkommenste Ehrenerklärung gegeben, die Sie sich wünschen könnten. Nunquam desperandum est.

Für die Schriften, welche Sie mir gütigst überschickt haben, bin ich ungemein dankbar. Ihre Bücherverleiher sagen der berüchtigten Parthey Schellings und Consorten sehr heilsame Wahrheiten *). Sie werden dem Publico nützen; denn jene Herren selber sind unverbesserlich. Die andern beyden Schriften, womit Sie mich beschenkt haben, habe ich noch nicht gelesen, verspreche mir aber von ihnen eine sehr mannichfaltige Belehrung.

Zum Professor der Poesie zu Wittenberg ist nun Klotzsch ernannt. Furorem hat er, ob poeticum, weiß ich nicht; das mögen die Herren verantworten, die ihn dazu ernannt haben; ich meines Orts bin daran ganz unschuldig **).

---

*) Bezieht sich auf die kleine Schrift: „Wie der ungemeine Menschen„verstand die Philosophie nehme; an dem neuen kritisch-philosophischen „Journale der Herren Schelling und Hegel dargestellt von Zettel und „Squenz, Bücherverleihern zu Buxtehude." S. Gesammelte Schriften. B. 12. Nr. XXIV. 1. [N. A.]

**) Jener Kl. war ein nicht ungeschickter Mann, starb aber bald nachher an einer Gemüthskrankheit, die ihm eine unglückliche Liebe zugezogen haben sollte. Den Grund dazu legte doch wohl ein andrer Umstand. Denn seit ich ihm in seinen philosophischen Vorlesungen die Zuhörer immer mehr entzog, ward er immer düstrer und verstimmter, weil er nicht bedachte, daß die Zahl der Hörer eigentlich nichts über den Werth des Lehrers entscheidet, besonders wenn der Reiz der Neuheit die studirende Jugend anzieht. [N. A.]

Sie haben die Güte gehabt, mir durch den Hrn. D. Klügel zu Wittenberg funfzig Thaler zur Wiedererstattung eines kleinen Vorschusses überschicken zu lassen. Ich danke Ihnen auch dafür, und lege die Verschreibung bey, welche Sie mir ehemals überschickt haben. Fahren Sie fort, mich Ihres mir so schätzbaren Wohlwollens zu würdigen, und leben Sie wohl. Ich verharre mit der größten Verehrung

Ew. ꝛc.

gehorsamster Diener

R.

38.

Dresden, am 7. Jan. 1805.

Schon vor fast zwey Jahren hatten Sie die Güte gehabt, mir den ersten Theil des großen Werkes zu überschicken, welches Sie über die Philosophie zu schreiben gedenken. Ich hatte auch angefangen, dieses Buch mit großem Interesse zu lesen und mir mancherley darüber anzumerken, als mich auf einer Geschäftsreise, die ich nach Weißenfels und Pforta machen sollte, in der Nähe von Chemnitz der Unfall traf, von welchem Sie aller Wahrscheinlichkeit nach gehört haben, und der mich ein ganzes halbes Jahr lang außer Thätigkeit setzte *). Bey der Unordnung, in welche alle meine Geschäfte durch dieses Unglück gerathen waren, war mirs so wenig möglich, an etwas anders zu denken, als wieder in die alte regelmäßige Bahn einzulenken, daß ich sogar meinen Dank für jenes Geschenk schuldig geblieben bin. Nicht ohne Beschämung, aber doch auch nicht ohne Hoffnung, der angeführten Umstände wegen Verzeihung von Ihnen zu erhalten, statte ich jenen Dank erst heute ab, und bezeuge zugleich, daß Ihr Werk durch die Faßlichkeit und Klarheit, womit es geschrieben ist, und durch den regelmäßigen Gang, welchen es nimmt, einen sehr angenehmen Eindruck auf mich gemacht hat. Freilich habe ich hier und da Anstoß gefunden, und ich kann nicht läugnen, daß mir

*) R. wurde nämlich umgeworfen und brach ein Bein.

einige Hauptsätze als petitiones principii vorkamen. Allein da meine auf das Papier geworfenen Bemerkungen so kurz sind, daß ich sie ohne eine wiederholte Lectüre, die meine Geschäfte mir itzt unmöglich machen, nicht einmal selbst ganz verstehe: so wage ich es nicht, mich auf etwas Bestimmtes einzulassen, sondern begnüge mich mit der Versicherung, daß ich die Fortsetzung und Vollendung eines Werkes, das sich von dem neuesten philosophischen Galimathias so vortheilhaft unterscheidet, von ganzem Herzen wünsche.

An Ihrer Versetzung nach Königsberg würde ich einen viel freudigern Antheil nehmen, wenn der Gedanke, Sie immer weiter vom Vaterlande sich entfernen zu sehen, nicht etwas Peinliches für mich hätte. In Frankfurt habe ich Sie noch immer als einen lieben Nachbar betrachtet, der sich wohl auch wieder entschließen könnte, in seine Heimat zurück zu kehren. Aber diese Hoffnung vermindert sich gleichsam mit jeder Meile, die Sie weiter von uns wegführt; und wie viele derselben giebt es nicht bis Königsberg! Sollten Sie jedoch für uns wirklich und auf immer verlohren seyn: so lasse Sie Gott ein neues erwünschtes Vaterland im Königreiche Preußen finden und da recht viel Gutes wirken und genießen! Daß Sie Ihr freundschaftliches Wohlwollen gegen mich auch dahin mitnehmen werden, wünsche ich nicht bloß, sondern bin sogar dreist genug, es zu hoffen. Ich selbst werde gewiß nie aufhören, mit Freundschaft und Verehrung an Sie zu denken, und zu seyn

Ew. ꝛc.

gehorsamster Diener
R.

39.

Dresden, am 3. May 1805.

Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die mir gütigst überschickten Stücke Ihrer encyclopädischen Litteratur. Ich lege hier ein freilich sehr ungleiches und unbedeutendes Gegengeschenk bey *). Allein Sie sind Ihrem ehemaligen Vaterlande noch im-

*) Allzubescheiden! Es waren Landtagspredigten, die immer Muster der Kanzelberedtsamkeit waren.

mer gewogen, und betrachten die Angelegenheiten desselben mit wohlwollender Theilnehmung. In dieser Hinsicht sind Ihnen beygefügte Predigten vielleicht nicht ganz gleichgültig, da sie wirklich manche gute Eindrücke gemacht und bereits einige heilsame Folgen gehabt haben.

Sie bleiben diesen Sommer über noch in Frankfurt, wie Sie mir melden. Ich sehe wohl, Frankfurt und Königsberg wetteifern um Sie, und beneiden sich Ihrentwegen einander *). Das gereicht Ihnen zur größten Ehre; mir aber, ich gestehe es aufrichtig, ist es schmerzlich; denn es beweiset, wie viel wir an Ihnen verlohren haben. Möchten Sie fortfahren mich Ihres Wohlwollens zu würdigen! Ich verharre mit der größten Verehrung

Ew. ꝛc.

gehorsamster Diener

R.

40.

Dresden, am 7. Febr. 1806.

Für die Nachricht, welche Sie mir von Ihrer Ankunft in Königsberg und Ihrer dortigen Lage zu geben die Güte gehabt haben, bin ich außerordentlich dankbar. Sie ist mir nicht bloß ein Beweis, daß Sie sich Ihres ehemaligen Vaterlandes noch immer mit Wohlwollen erinnern; sondern ich erblicke in derselben auch ein Merkmal Ihrer fortdauernden Güte und Freundschaft gegen mich. In der That haben Sie auch das, was Sie über Ihre neue Situation empfinden, nicht leicht einem Herzen anvertrauen können, das aufrichtiger daran Theil nähme, als das meinige; man kan Ihnen unmöglich eifriger alles Gute wünschen und gönnen, als ich. Möge Gott zu den übrigen Vortheilen, welche er Ihnen in Königsberg gewährt hat, noch eine recht dauerhafte Gesundheit für Sie und Ihre Frau Gemahlin setzen; so wird zwar Sachsen nie aufhören dürfen, es zu bedauern, daß

*) Ein feines, aber — ich muß es gestehn — unverdientes Kompliment. Familienverhältnisse und Unpässlichkeit nöthigten mich bloß, meinen Abgang nach Königsberg zu verschieben.

es Sie nicht vestgehalten hat; Sie werden es dann aber um so leichter verschmerzen können, daß man Sie in Ihrem Vaterlande nicht zu schätzen gewußt hat. Daß ich mich dieses Fehlers nie schuldig gemacht habe, bin ich mir bewußt; und damit tröste ich mich, wenn ich mir vorstelle, wie viel wir an Ihnen verlohren haben.

Daß Sie in Königsberg mit entschiedenem Beyfall lehren würden, war voraus zu sehen. Zwar hatte ich geglaubt, wenigstens Einen Nebenbuhler würden Sie dort an Pörschken finden; da Sie ihn aber in Ihrem Briefe nicht einmal erwähnen, so schließe ich daraus, der Mann möge nur schriftlich lehren können *). Doch selbst seine Schriften scheinen es zu verrathen, daß es ihm bey mündlicher Mittheilung an Leichtigkeit und Klarheit fehlen mag; ich finde hier und da originelle Ansichten und einzelne treffliche Winke in denselben; aber wenig systematischen Zusammenhang und lichtvolle Auseinandersetzung. Gerade dadurch unterscheidet sich Ihr mündlicher und schriftlicher Vortrag zu seinem größten Vortheil; es ist also in der Ordnung, daß man dieß auch in Königsberg fühle, und es merke, wie sehr Sie in dieser Hinsicht Ihren in so mancher andern allerdings großen Vorgänger selbst übertreffen **).

---

*) Er war ein so unbegränzter Verehrer Kant's, daß er, wie er mir selbst sagte, dessen Vorlesungen über Logik sechs und die über Metaphysik fünf mal hinter einander gehört hatte! Im Leben war er ein Sonderling und fiel dadurch zuweilen in's Lächerliche. So wollt' er den Stoiker spielen und versagte sich den Genuß des Weins und des Kaffees, trank aber Chokolade. Als ich ihn über den Grund dieser Inkonsequenz befragte, gab er zur Antwort: „Weil man die Chokolade auch als Suppe mit Löffeln essen „kann." Ein Grund war das allerdings, nur kein zureichender; denn der stoische Philosoph bedachte nicht, daß man auch Weinsuppen macht und daß man selbst den Kaffee mit Löffeln essen kann, sobald man will, ja daß Tassen nichts anders als Löffel sind. Uebrigens war er ein grundehrlicher und gelehrter Mann, hatte aber wenig Beifall als Lehrer.

**) Ich würde dieses zu starke Kompliment nicht haben abdrucken lassen, wenn nicht in Königsberg selbst die Meinungen über Kant's mündlichen Vortrag sehr getheilt gewesen wären. Man muß aber auch wohl hier

Mit großem Vergnügen erwarte ich Ihre mir zugedachten litterarischen Geschenke. Fahren Sie ja fort, eine Philosophie in Schutz zu nehmen, die sich bestimmt und klar auszudrücken, und ihre Behauptungen verständlich zu machen wisse. Der Unfug, den die Philosophie des Tages treibt, ist doch wirklich zu groß, und bey dem Eingang, welchen sie bey einer Menge junger Leute findet, die dadurch auf immer verdorben werden, ist jener Unfug zu ernsthaft, als daß man darüber scherzen könnte. Ist doch selbst bey uns in Dresden ein gewisser Müller *) aus Berlin aufgetreten, und hält Vorlesungen über die deutsche Litteratur und Cultur, in welchen er sich als ein feuriger Vertheidiger und Lobredner der sublimen Schellingischen Philosophie und der eben so sublimen Schlegelischen Aesthetik zeigt. Und der Mann findet Beyfall! Eben darum, weil er in lauter dunkeln hochtönenden Phrasen spricht, bey welchen die Zuhörer gar nichts, oder doch nichts Klares denken können, glaubt der bethörte Hauffe, er trage lauter neue bisher noch nicht gehörte Dinge vor, und betrachtet ihn mit Erstaunen. Den Hauptinhalt einer jeden Vorlesung theilt er, wenn sie vorbey ist, gedruckt an seine Zuhörer aus. Ich habe eben die Quintessenz der zweyten vor mir liegen; da heißt es unter andern: „So lange das moderne Adelsprincip dem antiken Freiheitsprin„cipe gewachsen war, veredelten sich beyde gegenseitig zu edel„müthiger Ergebenheit gegen Rang und Geschlecht, zu stolzer „Unterwerfung, zu würdevollen (sic) Gehorsam, zu der Dienst„barkeit der Herzen, die selbst in Sclavenseelen den Geist einer „erhabenen Freyheit hauchte." **Ex ungue leonem.**

Unser armes Vaterland wird noch immer von einer großen Theuerung und noch schwerer, als von dieser, durch die Armee

---

die Jahre unterscheiden. Denn das **donum didacticum** ist ja leider ebenfalls dem Gesetze der Abnahme unterworfen.

*) Adam Müller, der später als östreichischer Generalkonsul in Leipzig auftrat und allerhand politisch-theologische Schriften herausgab, um die Welt römisch-katholisch zu machen, nachdem er es selbst geworden. [N. A.]

Ihres Königs gedrückt *). Zwar ist letztre nun im Abmarsch; aber möchte sie freundnachbarlich gehandelt und bey den verbrüderten Sachsen ein beßres Andenken zurückgelassen haben! Hier und da konnte man sich kaum enthalten, sich von Feinden occupirt zu glauben, und an den vorgeblichen Alliirten irre zu werden. Wie sich doch überall die Spuren einer mächtig überhand nehmenden Verschlimmerung zeigen! Wie stark es doch bey jeder Gelegenheit in die Augen fällt, daß wir uns den schrecklichen Zeiten des Faustrechts nähern, und das Recht bald gar nichts mehr gelten wird! Doch vielleicht sehe ich zu schwarz. Ich fange freilich an, alt zu werden, und da wird man mit seinem Zeitalter immer unzufriedner. — Erhalten Sie mir Ihr freundschaftliches Wohlwollen auch für die Zukunft, und empfangen Sie die Versicherung der aufrichtigsten Verehrung noch, mit der ich verharre

Ew. 2c.

gehorsamster Diener

R.

41.

Dresden, am 19. Aug. 1807.

Ew. 2c. erlauben, daß ich meinen alten Wunsch, Sie dem Vaterlande zu gewinnen, noch einmal vor Ihnen laut werden lasse. Das zunehmende Alter des Hofraths Platner in Leipzig, der neulich erfolgte frühe Tod des Professors Carus, und die Unbrauchbarkeit der übrigen Docenten auf jener Universität, welche Philosophie vorzutragen den Beruff haben **), veranlaßt und nö-

---

*) Daran war freilich nicht der König Schuld, sondern die schlechte Verpflegung, über welche in dem Heere selbst gar bitter geklagt wurde.

**) Die etwas hart scheinenden Urtheile R.'s in diesem und einigen folgenden Briefen über die leipziger Universität und deren Docenten wird man dem sonst so hochverdienten Manne wohl zu Gute halten. Es sind und bleiben ja doch nur Urtheile eines Individuums, das sich irren kann. Ueberdieß hatte R. eine gewisse Vorliebe für Wittenberg, wo er selbst so lange gelebt und gelehrt hatte. Er ließ daher der Universität Leipzig nicht immer volle Gerechtigkeit widerfahren. Auch bemaß er den Werth akademischer Lehrer zu sehr nach deren Vorlesungen, wovon doch derselbe nicht

thigt die Regierung, einen auswärtigen Philosophen nach Leipzig zu ruffen, und einem Bedürfniß abzuhelfen, das immer dringender wird. Natürlich dachte man hier vorzüglich an Ew. ꝛc., weil, wenn Sie sich entschließen könnten, nach Leipzig zu gehen, jenes Bedürfniß ganz und vollkommen befriedigt wäre. Die Hindernisse, welche sich Ihrer Rückkehr ins Vaterland sonst widersetzten, sind nicht mehr; es geschieht vielmehr nach einem besondern Auftrag des ersten Conferenzministers, des Herrn Grafen von Hohenthal, daß ich bey Ihnen anfrage, ob und unter welchen Bedingungen Sie einem Rufe nach Leipzig zu folgen geneigt wären. Ich muß zugleich bemerken, daß man Sie vor der Hand nur zum außerordentlichen Professor machen könnte, weil keine ordentliche Professur vacant ist. Doch könnte man, wenn Sie es wünschten, Ihnen auch eine ordentliche Professur neuer Stiftung, mit Sitz und Stimme in dem Collegio der Professoren, conferiren. Es würde inzwischen Ihr Einrücken in eine ordentliche Professur alter Stiftung sich nicht lange verzögern, da die Professoren Eck und Seydlitz alte kränkliche Männer sind, die nicht lange mehr leben können. Ew. ꝛc. ersuche ich also hiermit auf das dringendste, mir darüber, ob und unter welchen Bedingungen Sie eine philosophische Lehrstelle in Leipzig annehmen wollten, so bald als möglich Auskunft zu geben. Kaum kan ich glauben, daß Ihr Herz, das sich sonst so stark für das Vaterland erklärte, diese Sprache verlernt haben sollte. So möge es denn recht laut und nachdrücklich sprechen, und eine Antwort veranlassen, wie sie hier gewünscht wird! Mit der größten Verehrung und dem herzlichsten Wohlwollen verharre ich

Ew. ꝛc.

gehorsamster Diener

R.

---

allein abhangt. Ein akademischer Lehrer kann auch auf andre Weise auf die Bildung der studirenden Jugend kräftig einwirken.

42.

Dresden, am 4. Jan. 1808.

Hätte ich Ihnen auf die neuliche Erklärung, welche in der Hauptsache so erwünscht war, annehmliche Anerbietungen machen können: so würde ich nicht einen Augenblick gezaudert haben, Ihre Zuschrift zu beantworten. Freilich hatte man hier nicht geglaubt, daß Sie in Königsberg so gut ständen; und Sie bey einer Professur der neuen Stiftung nur einigermaßen zu entschädigen, fand man unmöglich. Es kan jedoch nicht lange mehr anstehen, so muß sich in der philosophischen Fakultät zu Leipzig eine Vacanz ereignen, durch die eine Professur der alten Stiftung erledigt wird. Die beyden Professoren Seydlitz und Eck sind nicht nur sehr alte, sondern auch sehr kränkliche Männer, und dürften unstreitig bald Platz machen *). Man hat mir also von Seiten des Ministerii aufgetragen, Sie zu bitten, daß Sie doch die Bereitwilligkeit, nach Leipzig sich versetzen zu lassen, beybehalten möchten. Wird eine besoldete Stelle in der philosophischen Facultät in Leipzig vacant, so wird sich Ihre Entschädigung vermittelst einer Pension weit leichter bewerkstelligen lassen, und dann wird man alles thun, was man kan, Sie dem Vaterlande wieder zu verschaffen. Das arme Leipzig wird ohnehin Mühe haben, sich zu behaupten, da es, wie man nun erfährt, an Halle eine gefährlichere Nebenbuhlerin erhalten hat, als es bisher daran gehabt hat. Die Universität Halle, welche künftig unter der Curatel des Herrn von Dohm stehen soll, soll von dem neuen König [Hieronymus], wie man versichert, noch weit kräftiger unterstützt und gehoben werden, als

*) Wenn Professoren oder öffentliche Beamte überhaupt „sehr alt" und „sehr kränklich" sind: so ist es wohl am besten, sie mit Beibehaltung ihres vollen Gehalts in Ruhestand zu versetzen und ihre Stellen anderweit zu vergeben. Diese Stellen sind ja dann ipso facto erledigt, wenn auch der Mann noch lebt, d. h. athmet. Denn wahres Leben kann man das nicht nennen. Das kleine Geldopfer, welches der Staat da bringt, kommt gar nicht in Anschlag gegen den Nachtheil, den der öffentliche Dienst durch solche Invaliden erleidet.

von dem vorigen. Da mag man sich denn in Leipzig *) zusammennehmen, wenn man nicht allzusehr verliehren will. Das bereits vor zwey Jahren angekündigte Project, der Universität zu Leipzig eine ganz neue den gegenwärtigen Umständen angemessene Organisation zu geben, ist durch die bisherigen Begebenheiten zwar gestört, aber nicht vereitelt worden, und man wird, wenn nicht neue Hindernisse dazwischen kommen, mit allem Ernste an der Ausführung desselben arbeiten **). Auch dieser Umstand soll, wie ich hoffe, Ihre Versetzung nach Leipzig erleichtern, und Ihnen Ihren dortigen Aufenthalt angenehmer machen.

Möge Gott Sie zum neuen Jahre mit jeder Art menschlicher Wohlfahrt segnen, und Sie den Wissenschaften so lang als möglich erhalten! Würdigen Sie mich auch künftig Ihres Vertrauens und Ihrer Freundschaft, und halten Sie sich versichert, daß ich mit der größten Verehrung und Dienstgeflissenheit bin

Ew. ꝛc.

gehorsamster Diener

R.

43.

Dresden, am 28. März 1808.

Ew. ꝛc. wird es bereits bekannt worden seyn, daß Sie von der Universität zu Leipzig zu der vacanten philosophischen Profession secundo loco denominirt worden sind. Der königliche Kirchenrath sowohl, als auch das hochpreisliche geheime Consilium wünschen nun ungemein, Sie dem Vaterlande wiedergeben zu können. Allein leider kan man Ihnen sogleich und auf der Stelle

---

*) Hier sollte wohl ein andrer Ort, nämlich Dresden, genannt sein, wenn par ratio stattfinden sollte. Denn Halle unterstützte sich nicht selbst, sondern ward von Kassel aus unterstützt.

**) Was schon 1806 angekündigt war, war 1828 noch nicht ausgeführt. Ich schrieb deshalb im Anfange des J. 1829 einen „Entwurf zur „Wiedergeburt der Universität Leipzig," worin ich die dringende Nothwendigkeit einer solchen Reform nachwies. Aber auch das wurde mir übel genommen. Ich bekam einen Verweis darüber! [R. A.]

keine höhere Besoldung anbieten, als achthundert und funfzig Thaler. Man würde im Stande gewesen seyn, diese Besoldung ansehnlich zu erhöhen, wenn man sich nicht genöthigt sähe, den mit Ihnen primo loco denominirten Professor Brehm, welcher der Universität schon über zwanzig Jahre gedient hat, durch eine starke Pension abzufinden. Indessen würde sich, wenn Sie sich entschließen könnten, nach Leipzig zu gehen, bald eine Gelegenheit finden, Ihren Gehalt durch eine Collegiatur *) oder eine Pension **) zu erhöhen, und Ihre Lage in Leipzig erwünschter zu machen. Daß das Honorarium für Sie sehr einträglich seyn würde, läßt sich mit großer Gewißheit vorhersagen †), weil außer Platnern Niemand da ist, der sich eines großen Applauses zu erfreuen hat. Einem Auftrage des königlichen Ministerii und Kirchenrathes zu Folge frage ich also hiermit an, ob Sie wohl geneigt wären, bey den obigen Bedingungen und Aussichten Königsberg mit Leipzig zu vertauschen und ins Vaterland zurück zu kehren? Ich ersuche Sie also auf das dringendste, mir so bald als möglich über Ihren Entschluß das Nöthige, und zwar in einem ostensiblen Schreiben gütigst mitzutheilen. Bis zur Anlangung

---

*) Wie trüglich doch alle Aussichten und Hoffnungen sind, die sich auf menschliche Zusagen gründen! Erst nach vielen Jahren nahm mich das kleine Fürstenkollegium in seinen Schooß auf. Das große hat mich mehrmal verworfen, und mit Recht, da ich der hohen Ehre nicht würdig war, unter so großen Männern zu sitzen.

**) Auch diese erhielt ich erst nach Jahr und Tag auf dringende Vorstellung, daß ich von dem früher ausgesetzten Gehalte mit Familie nicht leben könnte. Sie betrug einhundert und funfzig Thaler.

†) Eine Vorhersagung, die anfangs auch nicht eintraf. Erst später hat sie sich mit Einführung der neuen Gesetze zum Theile verwirklicht. „Sehr einträglich" aber, so wie in Göttingen, kann das Honorar in Leipzig aus bekannten Ursachen nicht sein. Es wäre jedoch viel anständiger und besser, wenn die Lehrer gleich so besoldet würden, daß sie gar kein Honorar zu nehmen brauchten. Dazu schütteln aber leider die Finanzmänner die Köpfe. — Uebrigens sag' ich das alles nicht aus Unzufriedenheit. Der ist von allen Thoren der thörigste, der seine Zufriedenheit von solchen Dingen abhängig macht.

dieser Antwort wird man über die vacante Profession keinen Entschluß nehmen; und sollten Sie sich beyfällig erklären, so wird dieser Entschluß Sie sogleich designiren.

Erlauben Sie mir nun, nachdem ich mich meines Auftrags entledigt habe, noch einige Bemerkungen. Ich erkenne es wohl, daß das, was Ihnen vor der Hand geboten wird, sehr wenig ist, da Sie in Königsberg so ansehnlich salarirt sind. Gleichwol wünschte ich, daß Sie diese Anträge nicht verschmähten. Die neue Organisation der Universität zu Leipzig ist vest beschlossen, und aller Wahrscheinlichkeit nach wird sie im künftigen Sommer durch eine von dem König zu ernennende Commission vollzogen werden *). Da wird man gleich Gelegenheit haben, Ihnen eine Collegiatur zu verschaffen, und Ihren Gehalt dadurch so zu vermehren, daß er tausend Thaler übersteigen wird. Wenn nicht alles trügt, so wird durch die neue Organisation, welche sich auch über die beßre Verwaltung der bisher unverantwortlich vernachlässigten Güter und Fonds der Universität erstrecken soll, auch ein neuer Zuwachs für den Gehalt der ordentlichen Professoren gewonnen werden, an welchem Sie dann gleichfalls Theil haben werden **). Ohnehin wird man Einrichtungen zu treffen suchen, durch welche die Universität auch im Auslande mehr Ruf erlangen und eine größere Frequenz erhalten wird. Alles wohl überlegt, glaube ich, Sie würden, wenn Sie auch anfangs etwas verlöhren, in der Folge Ursache haben, zufrieden zu seyn; und wen könnte man der Universität zu ihrer Wiedergeburt mehr zum Lehrer wünschen, als Sie!

Daß Sie sich übrigens in Ihrem Brief noch Transportkosten stipuliren könnten und müßten, versteht sich von selbst. Ich

---

*) Es sind späterhin einige Veränderungen gemacht worden, die man aber unmöglich eine „neue Organisazion" nennen kann.

**) Der Zuwachs „durch die neue Organisazion" dürfte höchst unbedeutend werden oder gar nicht stattfinden; nur Zuschüsse von außen können dergleichen bewirken. R. war hier wirklich nicht genau von der Sache unterrichtet; sonst würd' er sich nicht so stark ausgedrückt haben.

sehe Ihrer Antwort mit Sehnsucht entgegen, und verharre mit der größten Verehrung und herzlichsten Freundschaft

Ew. rc.

gehorsamster Diener

N.

44.

Dresden, am 18. Juli 1808.

Ew. rc. melde ich mit der größten Freude, daß Ihre Versetzung nach Leipzig unter den von Ihnen gemachten Bedingungen nun wirklich resolvirt ist. Da man, um die nöthigen Gelder zu Ihrer Versetzung zu erhalten, zu der Freygebigkeit des Königs *) unmittelbar hat seine Zuflucht nehmen müssen: so hat sich die Entscheidung der Sache länger verzögert, als mir lieb ist. Der König hat sich inzwischen so sehr mit Ihnen ausgesöhnt, daß er alles bewilligt hat, was von ihm verlangt worden war. Da ich diese Nachriche so eben aus dem Cabinet erhalte: so melde ich sie Ihnen vorläuffig, damit sie Ihnen noch eher als auf dem officiellen Wege bekannt werde. Der officielle Ruf dürfte sich wohl noch einige Wochen verziehen, weil er erst durch die Universität zu Leipzig, an welche von hier aus rescribirt wird, an Sie gelangen kan. Ich setze noch hinzu, daß der König neulich auch die Absendung einer Commission zur Revision und neuen Organisation der Universität zu Leipzig beschlossen hat. Sie soll aus dem Präsidenten des Kirchenraths, dem Herrn von Nostiz, aus dem Herrn Appellationsrathe D. Kind, und mir bestehen. Wenn sie in Leipzig erscheinen werde, läßt sich noch nicht bestimmen. Möchten Sie eilen, an diesem wichtigen Werke, bey welchem man den Rath der Herren Professoren nicht bloß zulassen, sondern auch

*) Der ehemalige Churfürst von Sachsen war nun durch Napoleon König von Sachsen und zugleich Herzog von Warschau geworden. Das Land hat dabei freilich nichts gewonnen. Im Gegentheil ist ihm diese angebliche Erhöhung seines Regenten sehr theuer zu stehn gekommen. [N. A.]

verlangen wird *), Theil zu nehmen. Unendlich freue ich mich, daß Sie dem Vaterlande nicht nur wiedergegeben, sondern auch mit ausdrücklicher Genehmigung des Königs wiedergegeben sind. **Vale et, uti facis, fave** **Tuo R.**

45.

Dresden, am 2. Sept. 1808.

Mit Erstaunen sehe ich aus der Zuschrift, mit der Sie mich beehrt haben, daß die officielle Notification von Ihrer Beruffung nach Leipzig noch immer nicht bey Ihnen eingegangen ist **). Die Facultät ist schon damals beschieden worden, als ich Ihnen Ihre Ernennung privatim meldete, und es ist unverzeihlich, daß sie nicht schon längst an Sie ausgefertigt hat. Unerachtet ich nun hoffen zu dürfen glaube, daß sie ihre Schuldigkeit inzwischen beobachtet haben werde: so lege ich doch, der Sicherheit wegen, und auf Befehl des Kirchenraths, dem ich von der Saumseligkeit der Facultät zu Leipzig Kenntniß gegeben habe, eine vidimirte Abschrift von dem Ihrentwegen ergangenen Rescripte bey. Sollten Sie von Leipzig aus ja noch nicht beschieden seyn, so wird dieses Document hinreichend seyn, den erhaltenen Ruf zu bescheinigen und die Bitte um Ihre Entlassung zu motiviren †).

---

*) Nicht mehr als recht und billig. Eine Körperschaft, die Jahrhunderte lang mit wohlerworbnen Rechten bestanden, ist auch etwas Legitimes, und kann ohne ihre Einwilligung nicht so mir nichts dir nichts umgeworfen oder umgestaltet werden. Es wäre das auch nichts andres als eine Revoluzion, wenn gleich von oben herab.

**) Ich erhielt sie bald nachher von dem damaligen (jetzt verstorbenen) Dechanten der philosophischen Fakultät, der sich mit seinem Alter, seiner Kränklichkeit und seinen vielen Geschäften entschuldigte. Es schadete auch weiter nichts, als daß ich ein halbes Jahr später kam. Denn ich konnte nun den Abschied nicht früher erhalten. Auf R.'s Zuschrift allein konnt' ich ihn nicht fodern, weil sie ein bloßes Privatschreiben war und man amtliche Anzeige verlangte.

†) Wegen der nachfolgenden Aeußerungen R.'s ist Folgendes zu bemerken: Ein Privatschreiben aus Leipzig hatte mir eine eben nicht einladende Beschreibung von dem gemacht, was ich alles zu leisten und

Die specimina, welche man Ihnen von Leipzig aus zugemuthet hat, sind freilich verfassungsmäßig; die in so vielen Stücken jämmerliche Organisation der Universität zu Leipzig schreibt solche Weiterungen vor. Es ist jedoch bey der neuen Organisation, welche man vor hat, eine Hauptabsicht, durch Aufhebung solcher unnützen Formalitäten, die Einberuffung auswärtiger Professoren zu erleichtern. Zeigen Sie also, entweder noch von Königsberg aus, oder wenn Sie in Leipzig angekommen seyn werden, dem Kirchenrathe vermittelst eines Memorials nur an, was Sie erlassen zu sehen wünschen: ich hoffe, man werde Sie dispensiren können *).

Uebrigens dürfte die zu Umschaffung der Universität bestimmte Commission, von der ich Ihnen schon neulich etwas gemeldet habe, noch in diesem Monat nach Leipzig abgehen, um ihr Werk vor der Michälismesse wenigstens noch anzufangen. — Möge Ihre Reise recht beglückt seyn! Ich bin mit der größten Verehrung

Ew. rc.

gehorsamster Diener

R.

zu zahlen hätte, wenn ich als Auswärtiger in den Schooß einer Universität aufgenommen sein wollte, die sich gewöhnlich nur durch Einheimische vollzählig erhalte. Ob dieß zur heilsamen Abschreckung oder aus andrer Absicht geschahe, weiß ich nicht. Ich fragte nun bei R. an, ob man denn wirklich in Leipzig soviel von einem Auswärtigen fodre, und ob man nicht, wenn das verfassungsmäßig sei, höheres Orts per dispensationem etwas davon erlassen könne. Als ich nach Leipzig selbst kam, fand ich, was man in der Welt oft findet: Die Sache war in der Nähe lange nicht so fürchterlich, als sie in der Ferne aussahe. Mein Korrespondent war zwar kein Hyperboreer, wohl aber ein Hyperboliker. Er hatte durch's Vergrößerungsglas geschaut. Die Fakultät war gleich bereit, mir die Disputazion pro juribus optimis magisterii lipsiensis dergestalt zu erlassen, daß sie mit der pro loco verbunden würde. — Uebrigens ist es allerdings wahr, daß man sonst nicht gern Auswärtige nach Leipzig rief. Das hat sich aber neuerdings sehr geändert. Es wird selten zu einer ledigen Stelle denominirt, ohne daß ein oder einige Auswärtige mit genannt werden. Und so ist es auch recht. Denn was sich in der gelehrten Welt isolirt, geht seinem Verderben entgegen. Frischer Lebenssaft ist überall nöthig.

*) Ich machte von diesem Anerbieten keinen Gebrauch, weil die Fakultät, wie vorhin erwähnt, sich von selbst hatte so billig finden lassen.

46.

Dresden, am 9. Jan. 1809.

Um recht sicher zu gehen und Ihnen auf den Wunsch, welchen Sie neulich gegen mich geäußert haben, eine bestimmte Antwort ertheilen zu können, habe ich die Sache heute dem Kirchenrathe vorgetragen *). Allein dieser sieht, bey aller Bereitwilligkeit, Ihnen gefällig zu werden, keine Möglichkeit ein, Ihnen die Einkünfte Ihres Amtes vom neuen Jahre an zu verschaffen. Die Verfassung bringt es nun einmal mit sich, daß man sich eindisputirt haben und recipirt seyn muß, bevor man Besoldung ziehen kan; und leider ist sie so strenge, diese Verfassung, daß es nicht einmal möglich ist, Ihrem künftigen Collegen, dem Professor der Physik Weiß, der schon da ist und seit Michälis mit Beyfall Collegia lieset, von Michälis an seine Besoldung zu verschaffen; die Universität besteht darauf, er müsse erst seine Disputation pro loco halten und in das Collegium der Professoren aufgenommen seyn, bevor sie etwas an ihn auszahlen könne. Bey solchen Umständen räth der Kirchenrath, Sie möchten Ihren Cursum in Königsberg endigen. Ostern fällt in diesem Jahre sehr früh; Sie werden also bey guter Zeit in Leipzig eintreffen können. Könnten Sie während der Meßwochen pro loco disputiren: so müßten Sie recipirt werden, zögen von Ostern an Ihren Gehalt, und fiengen Ihre Vorlesungen zur rechten Zeit an. Auf diese Art würden Sie weder in Königsberg noch in Leipzig etwas verliehren. Es thut mir übrigens noch immer leid, daß Ihnen Ihr Gehalt nicht schon von Anfang dieses Jahres bewilligt werden kan.

---

*) Bei meiner Verpflanzung nach Königsberg hatt' ich mich reversiren müssen, daß, wenn ich nicht wenigstens fünf Jahre dort bliebe, ich einen Theil der ansehnlichen Summe, die mir als Transportkosten bewilligt war, zurückzahlen wollte. Dieser Fall trat nun ein. Denn ich bin nur viertehalb Jahre in Königsberg gewesen. Deshalb wünscht' ich, daß mein Gehalt in Leipzig vom neuen Jahre an gezahlt werden möchte, indem ich glaubte, dieser Gehalt flösse ganz aus königlichen Kassen. Das war aber nicht der Fall. Hätt' ich das früher gewusst, so hätt' ich den Wunsch gar nicht geäußert.

Man freut sich in Leipzig ungemein auf Ihre Ankunft, und die meisten jungen Leute wollen sich von keinem andern Mystagogen in das Heiligthum der Philosophie einführen lassen, als von Ihnen; sie warten also auf Sie. Ich hoffe daher nicht ohne Grund, daß Sie dem Studium der Philosophie ein neues Leben geben werden; und dies thut noth; denn bisher hat es kaum noch schwach geathmet *).

Mit der neuen Organisation der Universität ist es so weit gediehen, daß die Commissarii ihr Geschäft an Ort und Stelle, wie ich hoffe, vollendet haben werden. Wir sind aber auch die letzte Hälfte des Novembers und die erste des Decembers über von neuem in Leipzig gewesen und haben alles vorbereitet. Mit den Veränderungen, welche beschlossen worden sind, sollen Sie, wie ich hoffe, zufrieden seyn, so bald Sie genauer davon unterrichtet seyn werden. Möge Ihre Rückkehr ins Vaterland recht glücklich seyn, und das angetretene Jahr, welches Sie in den Schooß desselben zurück führen soll, eine lange Reihe der segensvollsten Jahre für Sie anfangen! Ich verharre mit alter Anhänglichkeit und wahrer Verehrung

Ew. ꝛc.

gehorsamster Diener

R.

47.

Dresden, am 6. May 1809.

Es ist mir außerordentlich erfreulich, Sie nun in Leipzig zu wissen. Daß Sie auf Ihrer Reise noch Unannehmlichkeiten gehabt haben, thut mir leid; Sie haben aber freilich zu einer Zeit und in einer Witterung reisen müssen, wo es kein Wunder ist,

*) Auch dieß, wie so vieles Andre in diesen Briefen, muß nur als Aufmunterung betrachtet werden. Da mir R. eben etwas abgeschlagen hatte, so glaubt' er diesen Abschlag auf der Stelle durch ein Kompliment versüßen zu müssen. Ich habe übrigens nie nach einem Monopol in der Wissenschaft gestrebt. Denn alle Monopole sind schädlich, besonders aber in der Philosophie.

daß Ihre Gesundheit etwas gelitten hat. Möge sie desto dauerhafter in Leipzig seyn! Möge Ihre im Vaterlande wieder anfangende Wirksamkeit nicht durch die traurigen Umstände gestört werden, in die uns der so schnell ausgebrochene Krieg versetzt hat! Daß sie alsdann glücklich und segensreich seyn wird, Ihre Wirksamkeit, bin ich überzeugt, und hoffe Nachrichten davon bald zu erhalten.

Was Ihre dortige Besoldung anlangt, so werden Sie alles mit der Universität abzumachen haben, welche sich hierin nach ihren Gesetzen richtet. Wegen des aus der königlichen Rentkammer zu erhebenden Zuschusses aber ist die dortige philosophische Facultät mittelst Rescripts angewiesen, so bald Sie Ihr Amt angetreten haben würden, Bericht zu erstatten, und dieß anzuzeigen, damit Ihnen von Dato des Antritts an der bewilligte Zuschuß ausgezahlt werden könne. Haben Sie also die Güte, diese Berichtserstattung dort zu betreiben; Sie werden sodann darüber, wo Sie Ihr Geld erheben und in welcher Form Sie quittiren sollen, sogleich weitere Auskunft erhalten. Empfangen Sie die Versicherung der aufrichtigsten Verehrung und Freundschaft, womit ich verharre

Ew. 2c.

gehorsamster Diener

R.

48.

Dresden, am 4. Jun. 1810.

Ich kann es Ihnen auf keine Weise verargen, wenn Sie mich für eben so unhöflich als undankbar halten; denn schon seit langer Zeit bin ich Ihnen auf einen Brief die Antwort und für ein litterarisches Geschenk meinen Dank schuldig *). Mein Trost ist indessen, daß beydes nicht ohne Ursache geschehen ist. Um auf

*) Das Geschenk war der dritte Theil meines Systems der theoretischen Philosophie, welcher die Aesthetik oder Geschmackslehre enthält. R. hatte wohl in der Zeit zwischen diesem und dem vorigen Briefe zweimal geschrieben, aber sehr kurz und über ganz gleichgültige Dinge; weshalb ich diese beiden Briefchen weggelassen habe.

Ihre Zuschrift eine ausreichende Antwort geben zu können, mußte ich den Entschluß abwarten, welchen der Kirchenrath auf das denselben beygelegte Memorial fassen würde. Dieser Entschluß ist nur erst am vorigen Freytag gefaßt worden, und hat nicht eher gefaßt werden können. Nun stehe ich aber auch nicht an, Ihnen zu melden, daß Sie der Kirchenrath zu einer jährlichen Zulage von 150 Thalern verbitten wird, und daß der deshalb zu erstattende Bericht gleich nach den Feiertagen abgehn soll. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß dieser Vorschlag des Collegii genehmigt werden wird *).

Meinen Dank für das mir überschickte Buch wollte ich auch nicht eher abstatten, als bis ich es gelesen haben würde. Dieß ist geschehen, und ich bezeuge Ihnen meinen vollkommenen Beyfall. Ich bin nehmlich in allen wesentlichen Dingen vollkommen mit Ihnen einverstanden, und bewundre den Scharfsinn, die Umsicht und die Klarheit, mit welcher Sie auch die verwickeltsten Materien behandelt haben. Daß mir Ihre neue Terminologie nicht recht gefallen will, gestehe ich; aber eben so willig räume ich ein, daß Sie Grund hatten, sie zu bilden, und daß ich noch überdieß nichts Besseres in Vorschlag zu bringen wüßte. Hier und da hat es mir geschienen, als ob die von Ihnen beygebrachten Beyspiele und Erläuterungen nicht Würde genug hätten, wenigstens anders hätten vorgetragen werden können. Desto mehr billige und unterschreibe ich alles, was wider die Aesthetiker aus der neuesten Schule von Ihnen gesagt worden ist. Difficile est, satiram non scribere, wenn man die Herren lieset; daß Sie also hier und da die Geißel über sie geschwungen haben, ist sehr recht und billig. Was Sie sich aber in einer Note über mich und meine Predigt haben entfallen lassen: das wird man gerne Ihrer alten Freundschaft gegen mich zu Gute halten; Ihr ästhetisches crima dürfte aber wohl dabey ins Gedränge kommen **). Begierig sehe ich nun dem

*) Ich hatte bloß um Erfüllung dessen gebeten, was mir versprochen war, und erhielt es daher auch. Nie hab' ich mehr erbeten oder erhalten.

**) Bei Unbefangenen gewiß nicht. R. wird unter den deutschen

praktischen Theil Ihrer Philosophie entgegen, und wünsche, daß Sie ihn bald mögen erscheinen lassen *).

Aller Wahrscheinlichkeit nach werde ich diesen Sommer das Vergnügen haben, Sie in Leipzig wieder zu sehen; möge dieß bey dem besten Wohlseyn geschehen **)! Mit der größten Verehrung verharre ich

Ew. 2c.

gehorsamster Diener

R.

49.

Dresden, am 12. Jun. 1810.

Sie haben mir einen sehr rührenden Beweis Ihrer fortwährenden Freundschaft gegeben, indem Sie mir Ihr neuestes Werk: der Staat und die Schule, zugeeignet, und Ihr Wohlwollen gegen mich auch vor den Ohren des Publikums ausgesprochen haben. Empfangen Sie meinen herzlichen Dank auch für diesen Beweis Ihres herzlichen Wohlwollens; er ist um so aufrichtiger und inniger, dieser Dank, je größer der Werth ist, den ich von jeher auf Ihre Freundschaft gelegt habe.

Ihr Werk selbst habe ich mit großem Vergnügen und mit seltner Genugthuung gelesen. Es ist mit allen den Vorzügen ausgestattet, welche Sie Ihren Werken zu geben pflegen, mit einer Klarheit der Begriffe, mit einer Ergründung der Materie, und mit einer Ordnung in der Fortschreitung, die fast keine Wahl

---

Kanzelrednern immer einen der ersten Plätze behaupten. Hier lag eigentlich seine Hauptstärke und sein Hauptverdienst.

*) R. erlebte leider die Erfüllung dieses Wunsches nicht, was ich um so mehr bedauerte, da mir sein Urtheil hierüber vorzüglich lehrreich würde geworden sein.

**) Dieser Wunsch ging wohl überhaupt in Erfüllung, und die Freude des Wiedersehns nach so langer Trennung war von beiden Seiten sehr groß. Aber ich erschrak über R.'s Aussehn. Es trug schon die Farbe des Todes. Auch war sein Geist nicht mehr so heiter, so herzlich, so offen. Der Körper drückte ihn nieder. Das war für mich eine sehr schmerzliche Empfindung. Ich ahnete, daß R. nicht mehr lange der Unsrige sein würde.

übrig lassen und zur Zustimmung gleichsam nöthigen. Ich bin daher fast mit allem einverstanden, was Sie über diese wichtige Materie gesagt haben; und freue mich insonderheit darüber, daß über manches Vorurtheil, und über manchen viel zu wenig beherzigten Gegenstand hier und da starke nachdrucksvolle Worte von Ihnen ausgesprochen worden sind *). Erlauben Sie mir jedoch, daß ich noch Einiges, was mir beym Lesen Ihrer Schrift beygefallen ist, hier beyfügen darf.

Sie leiten das ganze Recht des Staates über die Schule aus seiner Policeygewalt ab. Ueber den Begriff, welchen Sie von der Policey annehmen, will ich nicht mit Ihnen rechten. Mir scheint es aber, man könne das Recht und die Pflicht des Staates, sich der Unterrichtsanstalten anzunehmen, eben so richtig und noch richtiger aus dem Hauptzwecke desselben, Jedem sein Recht zu sichern, deduciren. Hat nehmlich jeder Mensch ein vollkommnes Recht, zu verlangen, daß man ihm zu seiner Ausbildung die nöthige Freyheit lasse, und ihn nicht vorsätzlich dabey hindre: so muß ihn der Staat nothwendig bey diesem Rechte schützen, wenn er gerecht seyn will. Er muß folglich für alle Kinder nicht bloß in Absicht auf ihr Vermögen, sondern auch in Absicht auf ihre Bildung die Obervormundschaft führen; das eine ist so nothwendig und gerecht, als das andre. Auf diese Art würde man aber die Oberaufsicht über das Schulwesen eben so gut dem Justizministerio zutheilen können, als der obersten Policeybehörde **).

---

*) R. konnte solche Worte wohl vertragen. Leider ist das nicht Allen gegeben. Das Starke, das Nachdrucksvolle ist daher freilich nicht das am meisten Beliebte.

**) Der gute R. hat hier meine Meinung nicht richtig aufgefasst. Ich nannte in jener Schrift Polizeiministerium diejenige oberste Staatsbehörde, welche man jetzt auch Ministerium des Innern (nach Abtrennung der Finanzen und der Justiz) zu nennen pflegt. Daß nun Schulen und Kirchen zu diesem innern Ministerialdepartement gehören, leidet wohl keinen Zweifel. Denn sie dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten oder gar dem Kriegsminister zuzuweisen, wäre doch gar zu widersinnig. Ich habe auch im 109. §. jener Schrift ausdrücklich erklärt, daß es für einen großen Staat besser sei, aus dem Schul- und Kirchenwesen ein besondres

Ohnehin gewinnt es, wenn man hier alles auf die letztre reducirt, das Ansehen, die Bildung in den Schulen diene mehr ad bene esse, als daß sie etwas Nothwendiges sey, für welches der Staat auch durch Zwangsgesetze sorgen könne und müsse. Das letztre ist aber unläugbar der Fall. Der Staat kan die Eltern mit Gewalt anhalten, die Kinder zur Schule zu schicken, nicht bloß, weil die Vollkommenheit und Wohlfahrt der Kinder dieß fordert, sondern auch weil Eltern, die ihren Kindern die Gelegenheit zu ihrer Bildung entziehen, Eingriffe in die Rechte der Kinder wagen, die der Staat nicht dulden kan, und denen er mit Gewalt steuern muß. Mir scheint das ganze Verhältniß des Staats zur Schule sich anders zu modifiziren, und in seinen Folgen wichtiger zu werden, wenn die Sache in diesem Lichte betrachtet wird.

Sie haben sich zwar nicht anheischig gemacht, ein vollständiges System der Staatspädagogik zu entwerfen. Ein Paar Puncte hätte ich aber doch erörtert gewünscht, weil sie mit den Hauptprincipien sehr nahe zusammenhängen. Der erste betrifft das Recht, welches einzelne Corporationen, namentlich Stadträthe, über Schulen haben, die von ihnen fundirt worden sind und erhalten werden. Was und wie viel darf der Staat thun, wenn solche Schulen ausarten, in Verfall gerathen, gar keine zweckmäßige Einrichtung mehr haben? Leider ist dieß in Sachsen der Fall fast mit allen Rathsschulen *). Gleichwohl hat man es vor einigen Jahren nicht gewagt, den Stadträthen zu befehlen, ihre ganz unnützen und unbrauchbar gewordenen lateinischen Schulen in zweckmäßige Bürgerschulen umzuschaffen; bloß angerathen und empfohlen ist ihnen dieß durch ein Kirchenrathsrescript worden **);

Ministerialdepartement zu machen und diesem den Titel eines Ministeriums der Volksbildung zu geben.

*) Seit der Zeit ist doch schon manches besser geworden, obwohl noch viel zu thun übrig ist.

**) Das Anrathen und Empfehlen ist, wo kein Nothfall eintritt, immer besser als das Befehlen. Dieses erregt nur Widerwillen, und am Ende geschieht das Befohlene doch nicht. Die Regierungen bilden sich fälschlich ein, sie könnten alles durch Befehle erzwingen. Die Erfahrung

und da haben denn nur vier Stadträthe im ganzen Lande sich bewegen lassen, eine Abänderung zu treffen; die übrigen, auch in kleinern Städten, haben ihre elenden lateinischen Schulen beybehalten. Der andre Punct, welchen ich gern von Ihnen erörtert gesehen hätte, betrift die verschiednen Religionspartheyen in einem Staate. Was ist der Staat befugt zu thun, wenn darunter Partheyen sind, welche die Jugendbildung ganz vernachlässigen, oder derselben eine ganz verkehrte Richtung geben, wie dieß bisher bey den Juden gewesen ist? Und was soll man von der Unternehmung halten, die itzt von so vielen Staaten begünstigt wird, gemeinschaftliche Schulanstalten für Kinder von allen Religionspartheyen anzulegen *)?

Doch ich bin unbescheiden, und verlange mehr, als Sie haben geben wollen. Ohnehin haben Sie so viel Gutes gegeben, daß man schon damit vollkommen zufrieden seyn kan. Unbekannt scheint Ihnen geblieben zu seyn, was in Sachsen in den letzten acht Jahren geschehen ist, die von Ihnen §. 95. bemerkten Bedürfnisse zu befriedigen. Ich kenne in Deutschland kein Land, wo in dieser Hinsicht mehr gethan worden wäre, als bey uns. Freilich ist es ohne alles Geräusch geschehen, und daher weiß nicht Jedermann davon. Da ich Hoffnung habe, Sie in diesem Jahre zu sehen, so werde ich Ihnen mündlich mehr darüber sagen. — Mit der aufrichtigsten Verehrung

Ew. ꝛc.

gehorsamster Diener

R.

---

lehrt das Gegentheil. Das Anrathen und Empfehlen wird freilich auch nicht immer beachtet. Aber das schadet weit weniger, als wenn man sich durch zu vieles Befehlen kompromittirt.

*) Ist wohl nicht zu misbilligen, wenn in Ansehung des Religionsunterrichtes kein Zwang angewandt und überhaupt alle Proselytenmacherei vermieden wird. Das verdirbt nur die Herzen der Kinder.

50.

Dresden, am 12. Jun. 1811.

Leider kan ich von dem philosophischen Geschenk, welches Sie mir zu überschicken die Güte gehabt haben, itzt nicht einmal einen Gebrauch machen. Seit einigen Wochen bin ich ein Leidender, dem nicht bloß der Arzt, sondern auch die Natur selbst, alles untersagt haben, wozu einige Anstrengung des Geistes nöthig ist. Ich bin ganz außer Stand gesetzt, meine Geschäfte zu verrichten; und kan kaum meinen Freunden noch in einigen Zeilen sagen, daß ich lebe. Allein eben darum, weil ich dieß kan, will ich es nicht aufschieben, Ihnen für die mir mitgetheilten naturrechtlichen Abhandlungen wenigstens meinen Dank abzustatten; lesen und genießen werde ich sie, so bald ich wieder fähig seyn werde, mich mit stärkerer Speise zu nähren. — Uebrigens freue ich mich ungemein darüber, daß Ihre Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie bey den dortigen Studirenden Eingang finden; gewiß werden die bessern Köpfe sich durch die Reitze dieser Geschichte bald gefesselt fühlen, auch die Vortheile, die sie ihnen gewähren kan, bald einsehen lernen *).

Gott erhalte Ihre Gesundheit, und lasse Sie immer nachdrucksvoller auf die dortige Jugend wirken! Mit wahrer Verehrung und alter Freundschaft

Ew. ꝛc.

gehorsamster Diener

R.

*) In einem frühern Briefe (vom 14. Mai 1811) der die Unterbringung meiner Söhne auf der Schulpforte und andre dem Publikum gleichgültige Dinge betrifft, sagte R. in derselben Beziehung: „Durch den Vortrag der philosophischen Geschichte erwerben Sie sich ein groſses Verdienst „um die dortige Universität. Die Unwissenheit der jungen Leute in diesem „Puncte ist unglaublich. Ich bin in den gegenwärtigen Candidatenexaminibus auf Manches gekommen, was dahin einschlägt: aber da war altum „silentium, und man sah wohl, es war den Leuten gar nicht beygefallen, „von der Geschichte der Philosophie Kenntniß zu nehmen, und zu glauben, „daß sie dem Theologen etwas nützen könne" — oder vielmehr, daß sie jeden Gebildeten interessiren müsse.

51.

Dresden, am 8. Apr. 1812.

Mit großem Vergnügen habe ich die kleine Schrift gelesen, mit welcher Sie mich zu beschenken die Güte gehabt haben *). Zwar sind mir bey manchem Ihrer Vorschläge, wie unsrer Sprache mehr Wohllaut zu verschaffen sey, allerley Bedenklichkeiten beygegangen. Dieß mag aber vornehmlich darum geschehen seyn, weil mir unsre Sprache überhaupt nicht so rauh und übelklingend vorkommt, als Andern, und weil ich den sonderbaren Glauben habe, eine gewisse Härte gehöre zum Charakter einer Sprache, die von einem so kraftvollen, kunstlosen, mehr auf innern Gehalt, als auf ein gefallendes Aeußeres sehenden Volk, wie das deutsche ist, geredet wird. Ich fürchte, Hauptvorzüge unsrer Muttersprache dürften verlohren gehen, wenn man sie so geschmeidig, wie die französische, und so sangbar, wie die italiänische, machen könnte **). Doch hierin fruatur quilibet suo judicio. Möchten wir Deutsche nur besser prononciren lernen. Unsre Sprache klingt bloß darum unangenehm und hart, weil sie schlecht ausgesprochen wird. Dagegen gewinnt sie in einem Munde, der Richtigkeit und Leichtigkeit in der Aussprache verbindet, auch an Wohlklang †).

Daß sich Ew. ꝛc. der L. L. Z. so eifrig annehmen, hat mir Hr. Hofrath Beck schon gerühmt; Sie erwerben sich auch dadurch wirklich ein großes Verdienst. Das Publicum über ein philosophisches Werk zu rechte zu weisen, das leicht blenden und die

*) Es war die Schrift: Ueber die Beförderung des Wohllauts der deutschen Sprache." S. Gesammelte Schriften. B. 10. Nr. V. [N. A.]

**) Das war auch gar nicht meine Absicht, sondern nur, solche Dinge zu entfernen, die nicht zum Wesen unsrer Sprache gehören und sie doch oft, ohne alle Noth und ohne ihre Kraft zu verstärken, hart oder schleppend machen. Deren giebt es aber gar viele, wie in jener Schrift hinlänglich erwiesen worden.

†) Sehr wahr! R. selbst war ein lebendiger Beweis davon. Seine Predigten fielen auch recht angenehm in's Ohr, wenigstens in der frühern Zeit, wo seine Sprachorgane noch ihre volle Kraft und Beweglichkeit hatten.

Unvorsichtigen bethören kan, halte ich für etwas sehr Wichtiges; und wie kan dieß schicklicher und mit größerem Erfolge geschehen, als durch eine gründliche Recension? Dergleichen haben sich denn auch in den bis itzt erschienenen Blättern der neuen L. L. Z. schon wirklich gefunden, und sind unstreitig Ihr Werk *). Sehr angenehm war es mir, daß auch dem (verzeihen Sie mir den Ausdruck) philosophischen Seiltänzer Jacobi neulich über seine eben nicht sehr göttlichen Dinge auf eine gute Art die Wahrheit gesagt worden ist; anderwärts hat man ihm bloß tiefe Verbeugungen gemacht **). Inzwischen verdient sein wütender Gegner noch weit schärfer gezüchtigt zu werden, und ich glaube hoffen zu dürfen, man werde in Leipzig seine ungeheuern Behauptungen nicht ungerügt lassen †).

Genehmigen Sie die Versichrung der aufrichtigen Verehrung und Freundschaft, womit ich verharre

Ew. ꝛc.

gehorsamster Diener

R.

---

*) Zu viel Ehre! Die L. L. Z. hat im philosophischen Fache treffliche Mitarbeiter; die wenigsten Rezensionen dieses Fachs sind von mir. Doch ist diejenige allerdings von mir, auf welche R. nachher anspielt.

**) Das Wort Seiltänzer mag wohl etwas zu hart sein. Aber wahr ist und bleibt es doch, daß der sonst wackere Jacobi oft solche Geniesprünge machte, die man allenfalls für Sprünge eines Seiltänzers, wo nicht gar für Bockssprünge halten konnte. Und doch haben ebendiese Sprünge auch ihre Bewundrer gefunden!

†) Facta est voluntas tua. Der wüthende Gegner war Schelling in seinem Denkmale der Schrift J.'s von den göttlichen Dingen.

Nachschrift.

Dieß war R.'s letzter Brief an mich. Er war mit zitternder, gleichsam sterbender Hand geschrieben. Am 6. Sept. desselben Jahres verschied der edle Mann, nachdem er lange mit einem kränklichen Körper gekämpft hatte. Tief erschütterte mich die Nachricht von seinem Tode, ob ich gleich voraus sahe, daß er nicht lange mehr leben konnte. Zwanzig Jahre lang (von 1792 bis 1812) hatten wir in regelmäßigem Briefwechsel gestanden. Ich war gewohnt, ihm über alle meine Lebensverhältnisse zu schreiben; und wenn es ihm nur irgend seine Zeit und seine Gesundheit erlaubten, so antwortete er pünktlich. Doch sind nicht alle seine Briefe an mich hier abgedruckt. Einige eigneten sich nicht zur öffentlichen Mittheilung — selbst aus den mitgetheilten ist manches der Art weggelassen worden — andre sind mir abhanden gekommen. In allen zeigt sich derselbe wohlwollende, an fremden Schicksalen herzlich theilnehmende Geist. Und darum vornehmlich hab' ich sie abdrucken lassen. Sie sollten nicht bloß meiner Lebensbeschreibung zur Beglaubigung und Erläuterung dienen, sondern auch ein Denkmal von R.'s menschenfreundlichem Herzen sein. Denn R. ward oft von dieser Seite verkannt. Weil er zuweilen Anwandlungen von einer satyrischen Laune hatte und seine Gefühle nicht gern zur Schau trug, so ging es ihm, wie vielen andern Menschen der Art. Man hielt ihn für kalt,

wohl gar für hartherzig. Viel, sehr viel verdank' ich ihm, wie die Welt; und wenn ihm auch nicht alles gelang, was er erstrebte, so verdient doch schon das Streben selbst dankbare Anerkennung. Darum hielt ich es für Pflicht, sein Andenken auch von Seiten des Gemüths in Ehren zu halten, wie es von Andern bereits in andrer Hinsicht geschehen ist.

Sit tibi terra levis!

Dritter Anhang,

enthaltend

ein möglichst vollständiges

Verzeichniß der Schriften des Verfassers

in drei Abtheilungen nach chronologischer Ordnung *).

A.

Besonders gedruckte Schriften in deutscher Sprache.

1. Briefe über die Perfektibilität der geoffenbarten Religion. Jena u. Leipzig, 1795. 8. Anonym.
2. Ueber den Zusammenhang der Wissenschaften unter sich und mit den höchsten Zwecken der Vernunft. Nebst einer Abhandlung über den Begriff einer Enzyklopädie. Jena und Leipzig, 1795. 8.
3. Siebzehnter und letzter Brief über die Perfektibilität der geoffenbarten Religion. Wittenb. u. Leipzig. 1796. 8.
4. Ueber den Einfluß der Philosophie, sowohl überhaupt als insonderheit der kritischen, auf Sittlichkeit, Religion und Menschenwohl. Nebst einer Abhandlung über den Begriff und die Theile der Philosophie. Jena, 1796. 8.
5. Ueber den wesentlichen Charakter der praktischen Philosophie. Nebst zwei Abhandlungen über Vernunftglauben und Herzens=

---

*) Für absolute Vollständigkeit dieses Verzeichnisses kann ich zwar nicht bürgen. Es ist aber doch weit vollständiger als jenes frühere, welches den Commentatt. acadd. beigefügt ist. Denn seitdem sind noch einige spätere Schriften des Verf. erschienen.

glauben, und über Orthodoxie und Heterodoxie. Jena u. Leipz. 1796. 8.

6—8. Versuch einer systematischen Enzyklopädie der Wissenschaften. In drei Theilen. 8. Th. 1. Wittenb. u. Leipz. 1796. Th. 2. Jena, 1797. Th. 3. Leipz. u. Züllich. in 2 Bänden oder 10 Heften, 1804—1819. Dieser Th. führt auch den Titel: Enzyklopädisches Handbuch der wissenschaftlichen Literatur, ist aber nicht von mir allein ausgearbeitet, sondern es haben auch Imm. Meyer, Pölitz, Puchelt, Simon, Weber, Wrede, Zachariä und Zimmern als Mitarbeiter daran theilgenommen.

9. Von der Ueberzeugung nach ihren verschiednen Arten und Graden. Jena, 1797. 8.

10. Und Er soll dein Herr sein. 1 Mos. 3, 16. Ein Beitrag zur Berichtigung neuer Misverständnisse und zur Abstellung alter Misbräuche. O. O. (Jena) 1797. 8. Anonym.

11. Ueber das Verhältniß der kritischen Philosophie zur moralischen, politischen und religiosen Kultur des Menschen. Jena, 1798. 8.

12. Ueber Herder's Metakritik und deren Einführung in's Publikum durch den Hermes Psychopompos. O. O. (Leipzig) 1799. 8. Anonym.

13. 14. Aphorismen zur Philosophie des Rechts. In zwei Bändchen. 8. B. 1. Jena (Leipzig) 1800. B. 2. Leipzig, 1811. Erschien auch unter dem besondern Titel: Naturrechtliche Abhandlungen oder Beiträge zur natürlichen Rechtswissenschaft.

15. 16. Bruchstücke aus meiner Lebensphilosophie. In zwei Sammlungen. Berl. u. Stett. 1800—1. 8.

17. Philosophie der Ehe. Ein Beitrag zur Philosophie des Lebens für beide Geschlechter. Leipzig, 1800. 8. Anonym.

18. Briefe über die Wissenschaftslehre. Nebst einer Abhandlung über die von derselben versuchte Bestimmung des religiosen Glaubens. Jena (Leipzig) 1800. 8.

19. Briefe über den neuesten Idealismus. Eine Fortsetzung der Briefe über die Wissenschaftslehre. Leipzig, 1801. 8.
20. Entwurf eines neuen Organons der Philosophie, oder Versuch über die Prinzipien der philosophischen Erkenntniß. Meißen u. Lübben, 1801. 8.
21. Ueber die verschiednen Methoden des Philosophirens und die verschiednen Systeme der Philosophie. Eine Beilage zum Organon. Meißen, 1802. 8.
22. Wie der ungemeine Menschenverstand die Philosophie nehme; an dem kritisch-philosophischen Journale der Herren Schelling und Hegel dargestellt von Zettel und Squenz, Bücherverleihern zu Buxtehude. (Züllichau) 1802. 8. Anonym.
23. Wie ist die Bezahlung der Honorarien für die Vorlesungen auf Universitäten auf eine so zweckmäßige Art einzurichten, daß sowohl Lehrende und Lernende, als auch der Staat und die Eltern der Lernenden dabei gewinnen. Leipz. u. Züllich., 1802. 8. Anonym.
24. Der Widerstreit der Vernunft mit sich selbst in der Versöhnungslehre, dargestellt und aufgelöst. Nebst einem kurzen Entwurfe zu einer philosophischen Theorie des Glaubens. Züllich. u. Freist., 1802. 8.
25. Versuch einer systematischen Enzyklopädie der schönen Künste. Leipzig, 1802. 8.
26. Fundamentalphilosophie. Züllich. u. Freist., 1803. 8. Aufl. 2. mit dem Beisatze: Oder urwissenschaftliche Grundlehre. Ebendas., 1819. Aufl. 3. Leipzig, 1827.
27. Versuch einer neuen Eintheilung der Wissenschaften zur Begründung einer bessern Organisazion für die höhern gelehrten Bildungsanstalten. Züllich. u. Freist., 1805. 8.
28. Kalliope und ihre Schwestern. Ein ästhetischer Versuch. Leipz. u. Züllich., 1805. 8.
29. Distichen. Erstes Hundert. Ein neues Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satyre. Germanien (Frankf. a. d. Oder) 1806. Taschenf. Anonym.

30. Ueber Staatsverfassung und Staatsverwaltung. Ein politischer Versuch. Königsb., 1806. 8.
31. Germania's Aufruf an ihre Philosophen, der unter ihnen herrschenden Anarchie und Antipathie eine Ende zu machen. Königsb., 1806. 8.
32—34. System der theoretischen Philosophie. In drei Theilen. 8. Th. 1. Logik oder Denklehre. Königsb., 1806. Aufl. 2. 1819. Aufl. 3. 1825. Aufl. 4. 1833. Th. 2. Metaphysik oder Erkenntnisslehre. Ebend. 1808. Aufl. 2. 1820. Th. 3. Aesthetik oder Geschmackslehre. Ebendas. 1810. Aufl. 2. 1823.
35. Programm zur Ankündigung der Vorlesungen (u. zur Vertheidigung der Syllogistik des Verf.). Königsb., 1808. 4.
36. Von den Idealen der Wissenschaft, der Kunst und des Lebens. Königsb., 1809. 8.
37. Ueber das Luftschiffen und das Tabakrauchen. Leipzig, 1810. 8.
38. Der Staat und die Schule. Oder Politik und Pädagogik in ihrem gegenseitigen Verhältnisse zur Begründung einer Staatspädagogik dargestellt. Leipzig, 1810. 8.
39. Ueber die Beförderung des Wohllauts der deutschen Sprache. Leipzig, 1812. 8.
40. An meine Zuhörer und die Studirenden in Leipzig überhaupt. Nebst einigen Kriegsliedern für das sächsische Banner. Leipzig, 1813. 8.
41. Ueber die Nothwendigkeit des Studiums der Kriegswissenschaften auf deutschen Universitälen. Leipzig, 1814. 8. Wieder abgedruckt im Folgenden.
42. System der Kriegswissenschaften und ihrer Literatur, enzyklopädisch dargestellt. Nebst zwei militarisch-politischen Abhandlungen. Leipzig, 1815. 8.
43. 44. Zwei anonyme politische Schriften, die im Strome der Zeit ganz untergegangen sind, und deren Titel ich sogar vergessen habe. Von ihrem Inhalte weiß ich nur soviel, daß sie gegen die projektirte Theilung Sachsens gerichtet waren

und sowohl die Ungerechtigkeit als die Unzweckmäßigkeit dieser politischen Maßregel darthun sollten. Meine schwache Stimme ward aber von den Starken, die in Wien versammelt waren, leider nicht gehört.

45. Geschichte der Philosophie alter Zeit, vornehmlich unter Griechen und Römern. Leipzig, 1815. 8. Aufl. 2. 1827.

46. Das Wesen und Wirken des sogenannten Tugendbundes und andrer angeblichen Bünde. Leipzig, 1816. 8.

47. Die Fürsten und die Völker in ihren gegenseitigen Foderungen. Leipzig, 1816. 8.

48. La sainte alliance. Oder Denkmal des von Oestreich, Preußen und Rußland geschlossenen heiligen Bundes. Leipzig, 1816. 8.

49. Olla potrida. Oder drei mal drei mal drei Grillen eines hypochondrischen Philosophen des neunzehnten Jahrhunderts. Leipzig, 1816. 8. Unter dem Namen Urceus.

50. Das Repräsentativsystem. Oder Ursprung und Geist der stellvertretenden Verfassungen; mit besondrer Hinsicht auf Deutschland und Sachsen. Leipzig, 1816. 8.

51. Mahnung der Zeit an die protestantische Kirche bei der Wiederkehr ihres Jubelfestes. Germanien (Altenb. u. Leipz.) 1817. 8. Anonym.

52—54. System der praktischen Philosophie. In drei Theilen. 8. Th. 1. Dikäologie oder philosophische Rechtslehre. Königsb., 1817. Aufl. 2. 1829. Th. 2. Aretologie oder philosophische Tugendlehre. Ebend. 1818. Th. 3. Eusebiologie oder philosophische Religionslehre. Ebend. 1819. Von diesem Theile wurde gleich nachher eine neue, aber unveränderte, Auflage gemacht, welche größtentheils in's Oestreichsche debitirt wurde, weil hier die Zensur verboten hatte, diesen Theil meines ganzen Systems der Philosophie nachzudrucken, ungeachtet der Nachdruck aller übrigen Theile erlaubt worden. Auch erschien ein Auszug aus meinem ganzen Systeme in latein. Spr. zu Wien 1820. 8. vom Ungar Steph. Marton. Und des Neugriechen Kumas *συνταγμα φιλοσοφιας* (Wien,

1812—20. 4 BB. 8) ist größtentheils auch nichts andres als Uebersetzung jenes Systems in's Neugriechische.

55. Handschrift, auf unbekannte Art aus St. Helena gekommen. Aus dem Französischen übersetzt, mit Anmerkungen und einer Nachschrift. Leipzig, 1817. 8, Zweimal hinter einander aufgelegt.

56. Die Staatswissenschaft, im Restaurazionsprozesse der Herren von Haller, Adam Müller und Konsorten betrachtet. Leipzig, 1817. 8.

57. Etwas, das Herr Adam Müller gesagt hat über Etwas, das Göthe gesagt hat, und noch Etwas, das Luther gesagt hat. Leipzig, 1817. 8. Zweimal hintereinander aufgelegt.

58. Gespräch unter vier Augen, mit Frau von Krüdener gehalten und als Neujahrsgeschenk für gläubige und ungläubige Seelen mitgetheilt. Leipzig, 1818. 8. Dreimal hinter einander unverändert abgezogen.

59. Entwurf zur deutschen und Darstellung der englischen Gesetzgebung über die Preßfreiheit. Leipzig, 1818. 8. Die zweite Abtheilung dieser Schrift ist aus dem Französischen mit Anmerkungen übersetzt.

60. Kreuz- und Queerzüge eines Deutschen auf den Steppen der Staats-Kunst und Wissenschaft. Leipzig, 1818. 8.

61. Auch eine Denkschrift über den gegenwärtigen Zustand von Deutschland, oder Würdigung der Denkschrift des Herrn von Stourdza in juridischer, moralischer, politischer und religioser Hinsicht. Leipzig, 1819. 8. Aus dem Hermes (1819. St. 2.) besonders abgedruckt und zugleich in einer französischen Uebersetzung von Friedrich von Villers ausgegeben.

62. Das preußische Zollgesetz, die preußische Staatszeitung und der Zeitgeist. Leipzig, 1819. 8. Aus dem Hermes (1819. St. 3.) besonders abgedruckt.

63. Ueber deutsches Universitätswesen mit Rücksicht auf Kotzebue's literarisches Wochenblatt und gewaltsamen Tod. Leipzig, 1819. 8. Aus dem Hermes (1819. St. 3.) besonders abgedruckt.

64. Daß es mit der Vernunftreligion doch etwas ist. Für Herrn Claus Harms und dessen Anhänger. Leipzig, 1819. 8.

65. Apollo der Leukopetraer. Ein Beitrag zur griechischen Anthologie, enthaltend sechs bisher unbekannte alte Gedichte. Leipzig, 1820. 8. Zweimal hinter einander aufgelegt.

66. 67. Handbuch der Philosophie und der philosophischen Literatur. Leipzig, 2 BB. 1820—1. 8. Aufl. 2. 1822. Aufl. 3. 1828. Eine schwedische Uebersetzung von Aders Aron Bäckström erschien zu Stockh. 1831 auch in 2 Octavbänden.

68. Griechenlands Wiedergeburt. Ein Programm zum Auferstehungsfeste. Leipzig, 1821. 8. Zweimal hinter einander aufgelegt, auch in's Neugriechische übersetzt vom Archimandriten Joseph in Leipzig.

69. Letztes Wort [dem aber noch zwei folgten] über die griechische Sache. Ein Programm zum Michälisfeste. Leipzig, 1821. 8.

70. Sendschreiben des Herrn von Haller an seine Familie, betreffend seinen Uebertritt zur katholischen Kirche und geprüft von ꝛc. Leipzig, 1821. 8. Aus der Leipz. Lit. Zeit. (1821. Nr. 197—199) besonders abgedruckt und zweimal hinter einander aufgelegt, die 2. Aufl. mit dem anderweiten Titel: Apologie der protestantischen Kirche gegen die Verunglimpfungen des Herrn von Haller in dessen Sendschreiben an seine Familie.

71. Appellazion an den Richterstuhl der öffentlichen Meinung in Sachen des Herrn Stiftskapitulars Fabricius gegen die deutschen Gelehrten, betreffend deren angebliche Verschwörung. Leipzig, 1822. 8. Aus der Leipz. Lit. Zeit. (1822. Nr. 225 und 226) besonders abgedruckt.

72. Darstellung des Unwesens der Proselytenmacherei durch eine merkwürdige Bekehrungsgeschichte. Leipzig, 1822. 8.

73. Neuester Stand der griechischen Sache. Leipzig, 1822. 8.

74. Geschichtliche Darstellung des Liberalismus alter und neuer Zeit. Leipzig, 1823. 8. Vergl. Nr. 117.

75. Schriftstellerei, Buchhandel und Nachdruck, rechtlich, sittlich und klüglich betrachtet. Eine wissenschaftliche Prüfung des Wangenheim'schen Vortrags darüber beim Bundestage. Leipz. 1823. 8.

76. Kritische Bemerkungen über Schriftstellerei, Buchhandel und Nachdruck. Leipzig, 1823. 8. Aus der Leipz. Lit. Zeit. (1823. Nr. 149. 150 und 249) besonders abgedruckt.

77. Grundlage zu einer neuen Theorie der Gefühle und des sogenannten Gefühlsvermögens. Königsberg, 1823. 8.

78. Griechenland in den Jahren 1821 und 1822. Ein politischer Briefwechsel. Aus dem Französischen übersetzt mit Anmerkungen und Zusätzen. Leipzig, 1823. 8.

79. Dikäopolitik oder neue Restaurazion der Staatswissenschaft mittelst des Rechtsgesetzes. Leipzig, 1824. 8.

80. Momus und Komus, oder Spott- und Scherzreden in gebundner und ungebundner Gestalt. Leipzig, 1824. 12.

81. Meine Lebensreise. In sechs Stazionen zur Belehrung der Jugend und zur Unterhaltung des Alters beschrieben. Nebst F. V. Reinhard's Briefen an den Verfasser. Leipzig, 1825. 8. Unter dem Namen Urceus.

82. Pisteologie, oder Glaube, Aberglaube und Unglaube, sowohl an sich, als im Verhältnisse zu Staat und Kirche betrachtet. Leipzig, 1825. 8.

83. Die Kirchenverbesserung und die Gefahren des Protestantismus. Leipzig, 1826. 8.

84. Das Kirchenrecht, nach Grundsätzen der Vernunft und im Lichte des Christenthums dargestellt. Nebst einem Anhange über die klimatische Verschiedenheit der Religionsformen. Leipzig, 1826. 8.

85. Welche Folgen kann und wird der neuliche Uebertritt eines protestantischen Fürsten [des vormaligen Herzogs von Köthen] zur katholischen Kirche haben? Leipzig, 1826. 8. Zweimal hinter einander aufgelegt.

86. Nachtrag zur Schrift: Welche Folgen kann und wird ꝛc. Leipzig 1826. 8. Zweimal hinter einander aufgelegt.

87. Apologie eines königlichen Schreibens gegen ungebürliche Kritiken und eines großen Philosophen gegen den Vorwurf des geheimen Katholizismus. Leipzig, 1826. 8.

88. Sendschreiben an Herrn Hofrath von Schütz in Zerbst. Nebst zwei Briefen von Luther und Leibnitz. Leipzig, 1826. 8.

89. Die geistlichen Umtriebe und Umgriffe im Königreiche Sachsen und in dessen Nachbarschaft. Jena, 1826. 8. Aus der Minerva (1826. Jul. Nr. 4.) besonders abgedruckt und zweimal hinter einander aufgelegt.

90. Neueste Geschichte der Proselytenmacherei in Deutschland, nebst Vorschlägen gegen dieses Unwesen. Jena, 1827. 8. Aus der Minerva (1827. Febr. Nr. 1.) besonders abgedruckt.

91. Philosophisches Gutachten in Sachen des Razionalismus und des Supernaturalismus. Ein Nachtrag zur leipziger Disputazion. Leipzig, 1827. 8.

92. Was sollten jetzt die protestantischen Katholiken in Deutschland thun? Eine kirchlich-politische Frage. Leipzig, 1827. 8.

93. Canning's Denkmal. Oder kosmopolitische Betrachtungen über C.'s Tod und die wahrscheinlichen Folgen desselben. Leipzig, 1827. 8.

94—97. Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften, nebst ihrer Literatur und Geschichte. Leipz. 1827—9. 4 BB. 8. Aufl. 2. 1833—4. nebst einem Supplementb. in 2 Abtheill. 1837.

98. Tzschirner's Denkmal. Oder kurze Charakteristik Tz.'s als Gelehrten, Kanzelredners und Menschen. Leipzig, 1828. 8.

99. Ueber das Verhältniß protestantischer Regierungen zur päpstlichen. Ein dikäopolitischer Versuch. Jena, 1828. 8. Aus der Minerva (1828. Sept. Nr. 1.) besonders abgedruckt.

100. Ueber das Verhältniß verschiedner Religionsparteien zum Staate und über die Emanzipazion der Juden. Noch ein dikäopolitischer Versuch. Jena, 1828. 8. Aus der Minerva (1828. Novemb. Nr. 1.) besonders abgedruckt.

101. Programm das ganze deutsche Publikum zu Vorlesungen über

Hexerei, Zauberei und Geisterseherei einzuladen. Altenburg, 1828. 8. Unter dem Namen Beatus Lucifer.

102. Entwurf zur Wiedergeburt der Universität Leipzig und andrer Hochschulen, welche ihr mehr oder weniger ähnlich sind. Leipz. 1829. 8. Aus Pölitz's Jahrbüchern der Geschichte und Staatskunst (1829. März. Nr. 1.) besonders abgedruckt. Vergl. Nr. 120.

103. Urkundliche Nachricht von einer Schenkung und Stiftung für die Universitäten Leipzig, Halle-Wittenberg, Jena, Göttingen, Breslau-Frankfurt und Königsberg. Leipzig, 1829. 8.

104. Enthüllung mystischer Umtriebe in und außer Leipzig. Ein Beitrag zur Geschichte unsrer Zeit. Leipzig, 1829. 8.

105. Der Zölibat der katholischen Geistlichkeit, ein ungerechtes, unsittliches, unchristliches und unbürgerliches Institut, welches jede christliche Regierung aufheben kann und soll. Leipzig, 1829. 12.

106. Ueber die Geisterwelt und ein großes Geheimniß. Zwei Vorlesungen. Leipzig, 1830. 8. (Wieder aufgenommen in Nr. 109.).

107. An meine deutschen Mitbürger in und außer Sachsen. Ein Wort der Beruhigung in unruhiger Zeit. Leipzig, 1830. 12.

108. Was ist wahre Freiheit? Zweites Wort an seine Mitbürger, nebst einer Rede an die Studirenden. Leipzig, 1830. 12.

109. Universalphilosophische Vorlesungen für Gebildete beiderlei Geschlechts. Neustadt an der Orla, 1831. 8.

110. Ueber die Wiedergeburt des Königreichs Sachsen. Leipzig, 1831. 12. In 4 Gaben oder Heften, welche die neue Staatsverfassung, die neue Städteordnung, die junge Pressfreiheit, und die künftigen Landtage im Königr. S. betreffen.

111. Leipziger Freuden und Leiden im J. 1830. Oder das merkwürdigste Jahr meines Lebens. Ein Nachtrag zur Lebensreise von U****S. Leipzig, 1831. 12.

112. Polens Schicksal, ein Wahrzeichen für alle Völker, welche ihre Freiheit bewahren wollen. Nebst einem Sendschreiben

an die Herren von Morawski und Rembowski in Warschau. Leipzig, 1831. 12.*).

113. Für Polenfreunde und Polenfeinde. Letztes Wort über die polnische Sache. Leipzig, 1831. 12.

114. Porträt von Europa. Leipzig, 1831. 8.

115. Die Politik der Christen und die Politik der Juden im mehr als tausendjährigen Kampfe. (Erster) Nachtrag zum Porträt von Europa. Leipzig, 1832. 8.

116. Das Papstthum in seiner tiefsten Erniedrigung, aus dem Standpunkte der Politik betrachtet. Zweiter Nachtrag zum Porträt von Europa. Leipzig, 1832. 8. — Diese 3 letzten Schriften gab ich heraus, als angeblich von einem alten Staatsmann außer Diensten verfasst; sie sind aber von mir selbst geschrieben.

117. Der falsche Liberalismus unsrer Zeit. Ein Beitrag zur Ge=

---

*) Keine meiner Schriften hat mir so viele und so heftige Gegner erregt, als diese. Man nannte mich einen Polenfeind, ungeachtet ich für die Polen, nämlich für Erhaltung ihrer Nazionalität und Konstituzion, geschrieben hatte. Weil ich jedoch, um zugleich Polens Schicksal als ein Wahrzeichen für alle Völker, welche ihre Freiheit bewahren wollen, darstellen zu können, die von den Polen begangenen Fehler zur Warnung für andre Völker unparteiisch gerügt hatte: so nahmen mir dieß die exaltirten Polenfreunde sehr übel. Noch übler aber nahmen mir es die Ultraliberalen, daß ich ihnen bei der Gelegenheit gesagt hatte, sie seien durch ihre übertriebnen Foderungen und durch den Misbrauch, den sie mit der Presse trieben, die gefährlichsten Feinde der Freiheit, insonderheit der Pressfreiheit. Das konnten sie mir nicht vergeben. Denn es ist die Art und Weise aller Ultras, sie mögen gehören, zu welcher Partei sie wollen, denjenigen als Feind zu behandeln, der ihnen Mäßigung empfiehlt. Und doch heißt es in allen Dingen: Ne quid nimis! denn nur moderata durant. Ich fand aber doch auch wieder Freunde und Vertheidiger in den ungenannten Verfassern ff. beiden Schriften: Audiatur et altera pars! Leipz. 1831. 8. — Die Jahre 1830 und 1831. Erlang. 1832. 8. — Die übertriebne Sympathie für die Polen hat sich auch sehr vermindert, als man später das Betragen der Ausgewanderten in Deutschland, der Schweiz, Frankreich und England näher kennen lernte.

schichte des Liberalismus und eine Mahnung an künftige Volksvertreter. Leipzig, 1832. 8. Vergl. Nr. 74.

118. Reprotestazion. Oder das Protestazions-Recht, mit Bezug auf die deutschen Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832 erwogen. Leipzig, 1832. 8.

119. Verhandlungen des ersten Landtags im Königreiche Sachsen nach der neuen Verfassung. Ein Beitrag zur Geschichte der Entwickelung des konstituzionalen Lebens in Deutschland. Leipzig, 1833. 8. Vergl. Nr. 131.

120. Ueber Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät in der Universität Leipzig. Als Fortsetzung des Entwurfs zur Wiedergeburt der genannten Universität. Leipzig, 1834. 8. Vergl. Nr. 102.

121. Ueber Opposizions-Parteien in und außer Deutschland und ihr Verhältniß zu den Regierungen. Nebst einem Nachwort über eine merkwürdige politische Prophezeiung. Leipzig, 1835. 8.

122. Schelling und Hegel. Oder die neueste Philosophie im Vernichtungskriege mit sich selbst begriffen. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie des 19. Jahrhunderts. Leipzig, 1835. 8.

123. Ueber das Verhältniß der Philosophie zum gesunden Menschenverstande, zur öffentlichen Meinung und zum Leben selbst, mit besondrer Hinsicht auf Hegel. Noch ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie des 19. Jahrhunderts. Leipzig, 1835. 8.

124. Der Kampf zwischen Konservativen und Destruktiven, und das europäische Ober-Studien-Direktorium. Auch ein Versuch, das Politisch-Böse unsrer Zeit auszurotten. Leipzig, 1835. 8.

125. Die neuesten französischen Gesetze, vornehmlich das Preßgesetz, mit Hinsicht auf Deutschland erwogen. Ein Beitrag zur Gesetzgebungs-Politik. Leipzig, 1835. 8.

126. Soll man die Erziehung der Jugend wieder den Mönchen

und insonderheit den Jesuiten anvertrauen? Eine kosmopolitische Frage beantwortet von ꝛc. Leipzig, 1836. 8.

127. Der neue Pythagoras. Oder Geschichte eines dreimal gebornen Erdenbürgers. Mit einem Glaubensbekenntniß über Seelenwanderung und Unsterblichkeit. Leipzig, 1836. 12.

128. Ueber altes und neues Christenthum mit Hinsicht auf Ammon's Fortbildung des Christenthums und Strauß's Leben Jesu. Ein Sühnewort für Paläologen und Neologen, als Programm zum nächsten Jubelfeste der Christenheit. Leipzig, 1836. 8.

129. Henotikon. Oder Entwurf eines neuen Religionsgesetzes für christliche Staaten. Nebst einer Petizion an die Königlich-Sächsische Ständeversammlung. Leipzig, 1836. 8.

130. Antidoton. Ein Pendant zum Henotikon, dem ersten Manne der Erde und den protestantischen Universitäten Deutschlands gewidmet. Leipzig, 1836. 8.

131. Kritische Geschichte öffentlicher Verhandlungen über die bürgerliche Gleichstellung aller Religionsparteien in christlichen Staaten. Leipzig, 1837. 8. Vergl. Nr. 119.

132. Konflikt zwischen geistlicher und weltlicher Macht in Sachen des Erzbischofs von Köln. Versuch einer Entscheidung aus dem Standpunkte des Kirchen- und Staatsrechtes. Leipzig, 1837. 8. Aufl. 2. 1838.

133. Gregor VII. und Gregor XVI. Oder altes und neues Papstthum. Eine kritische Parallele ꝛc. Leipzig, 1838. 8.

134. Das neue Glaubensbekenntniß von Paulus, geprüft von Petrus. Leipzig, 1838. 8.

135. Sendschreiben an Paulus und Petrus über die Nothwendigkeit einer neuen Reform des künftigen Lehrbegriffs. Leipzig, 1838. 8. Vergl. Nr. 134.

136. Der hallische Löwe und die marzialischen Philosophen unsrer Zeit. Oder neuester Krieg auf dem Gebiete der Philosophie. Dritter Beitrag zur Gesch. der Philos. des 19. Jahrhunderts. Leipzig, 1838. 8. Vergl. Nr. 122. u. 123.

137. Ueber Gewissens- und Glaubensfreiheit sowohl in moralisch-religioser als in rechtlicher Hinsicht. Ein Friedenswort an alle Religionsparteien. Leipzig, 1839. 8.

138. Mischlinge, gebunden und ungebunden, zur Unterhaltung in Feierstunden. Unter dem Namen Kantharos. Leipzig, 1839. 8.

139. Ueber Dikäopolitik und Hieropolitik, mit Hinsicht auf die Wirren der Zeit. Leipzig, 1839. 8.

140. Die europäische Trilogie. Oder Christenthum, Türkenthum und Papstthum. Leipzig, 1839. 8.

Anmerkung.

Die „Gesammelten Schriften," welche ich theils zu Braunschweig theils zu Leipzig von 1830—41 herausgab, sind keine vollständige Sammlung der Schriften des Verfassers, sondern bloß eine mit mancherlei Verbesserungen und Zusätzen veranstaltete Auswahl, von welcher die größern, meist schon durch mehre Auflage verbreiteten, Werke ausgeschlossen blieben, um sie nicht zu kostspielig zu machen. Sie besteht aus ff. 4 Abtheilungen: 1. Theologische Schrr. 2 Bände. 2. Juridische und politische Schrr. 4 Bände. 3. Philosophische Schrr. 3 Bände. 4. Enzyklopädische und vermischte Schrr. 3 Bände. Zusammen 12 Bände in gr. 8. Jede Abth. ist ein für sich bestehendes Ganze und ist daher auch besonders zu haben. — Außerdem hab' ich auch einige Schriften aus fremden Sprachen in's Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen ausgestattet, wie das berühmte „Manuskript aus St. Helena," dessen Verfasser Napoleon sein soll.

B.

Besonders gedruckte Schriften in lateinischer Sprache.

1. Principium, cui religionis christianae auctor doctrinam de moribus superstruxit, ad tempora ejus atque consilia aptissime et maxime accommodate constitutum. Vitebergae, 1792. 4.

2. De pace inter philosophos utrum speranda et optanda. Vitebergae, 1794. 4.

3. Lex moralis utrum et quatenus omni naturae ratione praeditae scribenda sit? Vitebergae, 1794. 4.

4. Zenonis et Epicuri de summo bono sententiae cum Kantii hac de re doctrina breviter comparatae. Vitebergae, 1800. 4.
5. De humanitate in philosophando rite servanda. Vitebergae, 1800. 4.
6. De syllogismorum figuris. Regiomonti, 1808. 4.
7. De poetica philosophandi ratione nec philosophiae ipsi, nec poesi, nec temporibus nostris accommodata. Lipsiae, 1809. 4.
8. Observationum criticarum et exegeticarum in Aristotelis librum de categoriis particula I. De libri sinceritate. Lipsiae, 1809. 4.
9. De Aristotele servitutis defensore. Symbolarum ad historiam philosophiae particula I. Lipsiae, 1813. 4.
10. De luminibus patriae nostrae nuper exortis. Lipsiae, 1819. 4. Diese Abhandlung hat eigentlich den sel. Tzschirner zum Verfasser. Ich habe nur Anfang und Ende, nebst einigen Veränderungen und Anmerkungen, hinzugefügt.
11. De Cleanthe divinitatis assertore et praedicatore. Symbolarum ad hist. philos. part. II. Lipsiae, 1819. 4.
12. Herilli doctrina de summo bono explosa, non explodenda. Symbolarum ad hist. philos. part. III. Lipsiae, 1822. 4.
13. Spinozae de jure naturae sententia denuo examinata. Symbolarum ad hist. philos. part. IV. Lipsiae, 1825. 4.
14. De ortu et progressu idearum, quae liberaliores dicuntur. Symbolarum ad hist. philos. part. V. Lipsiae, 1825. 4.
15. De philosophia ex sententia Aristotelis plane absoluta, nec tamen unquam absolvenda. Symbolarum ad hist. philos. part. VI. Lipsiae, 1827. 4.
16. De catholicismo et protestantismo philosophico. Symbolarum ad hist. philos. part. VII. Lipsiae, 1829. 4.
17. Oratiuncula habita d. 31. m. Oct. a. 1830. et in memoriam hujus diei duplici nomine festi edita. Lipsiae, 1830. 8.
18. De formulis, quibus philosophi stoici summum bonum de-

finierunt. Symbolarum ad hist. philos. part. VIII. Lipsiae, 1834. 4.*).

C.

Abhandlungen und kleinere Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften.

1. Einige Bemerkungen über Sprache und Gesang. Allg. musikal. Zeitung. Leipzig, 1800. Nr. 4. S. 57 ff.
2. Versuch einer neuen systematischen Eintheilung der Erdoberfläche. Geographische Ephemeriden. Weimar.
3. Versuch über die genetische oder formale Erklärungsart der Wunder. Henke's Museum für Religionswissenschaften. B. 1. St. 3. S. 395 ff.
4. Ueber Steckenpferde; eine satyrische Vorlesung. Zeitung für die elegante Welt. Leipzig, 1811. Nr. 60. und 61.
5. Abhandlung über den ewigen Frieden. Leipz. Literaturzeitung. 1812. Nr. 5—7.
6. Was ist die Liebe? Zuerst in einer Zeitschrift, betitelt die Sonntagsstunden, dann in: Momus und Komus. A. 80.
7. Wer wird siegen? Keine Prophezeihung. Bran's Minerva. 1815. Jun.
8. Ueber die rückgängige Bewegung unsers Zeitalters. Bran's Minerva. 1815. Novemb.
9. Verschiedne Ansichten von der Ehe. Zeitung für die elegante Welt. 1816. Nr. 79.
10. Was ist Politik und was soll sie sein? Ad. Müller's Staatsanzeigen. B. 1. H. 1. Nr. 2.
11. Wer soll Haupt des deutschen Bundes sein? Ad. Müller's Staatsanzeigen. B. 1. H. 2. Nr. 1.
12. Ueber bestehende Gewalt und Gesetzmäßigkeit (légitimité). Ad. Müller's Staatsanzeigen. B. 1. H. 3. Nr. 1.

---

*) Zusammengedruckt (mit Ausnahme von Nr. 10. u. 17.) unter dem Titel: Commentationes academicae partim ad theologiam partim ad philosophiam hujusque inprimis historiam spectantes. Lipsiae, 1838. 8.

13. Entwurf zu einer allgemeinen Gesetzgebung über die Preßfreiheit in Deutschland. Ad. Müller's Staatsanzeigen. B. 1. H. 4. Nr. 1.
14. Beitrag zur Theorie des Geldes. Ad. Müller's Staatsanzeigen. B. 1. H. 6. Nr. 1.
15. Ueber Einrichtung der obersten Staatsbehörden, mit Hinsicht auf die königl. würtembergische Verordnung vom 8. Nov. 1816. Ad. Müller's Staatsanzeigen. B. 1. H. 6. Nr. 3. S. nachher 18.
16. Staats- und völkerrechtliche Ansicht vom deutschen Bunde, nebst Aussichten in die Zukunft. Ad. Müller's Staatsanzeigen. B. 2. H. 2. (8). Nr. 1.
17. Der Löwe und die Vögel. Eine [politische] Fabel. Ad. Müller's Staatsanzeigen. B. 2. H. 2. (8). Nr. 4.
18. Ueber Einrichtung der obersten Staatsbehörden, mit Hinsicht auf die königl. preußische Verordnung vom 20. März 1817. Ad. Müller's Staatsanzeigen. B. 2. H. 3. (9). Nr. 2. Fortsetzung von 15. Beide auch in: Kreuz- und Queerzüge. A. 60.
19. Ein Wort über den jetzigen [1821] Landtag im Königreiche Sachsen. Bran's Minerva. 1821. Januar. Vergl. 21.
20. Ueber die Bibelgesellschaften. Bran's Minerva. 1821. Febr.
21. Ueber meine Theilnahme am jetzigen [1821] Landtage in Dresden. Bran's Minerva. 1821. März. Fortsetzung von 19.
22. Historische Notiz vom gesellschaftlichen Vertrage. Bran's Minerva. 1821. Mai.
23. Ueber die Einführung neuer Verfassungen. Bran's Minerva. 1822. August.
24. Ueber das Recht der Zwischenkunft. Bran's Minerva. 1823. Mai.
25. Merkwürdige Sophistereien. Leipz. Literarisches Konversazionsblatt. 1823. Nr. 4.
26. Drei Fragen an Rechtsgelehrte und noch drei Fragen an's größere Publikum. Bran's Minerva. 1828. Januar.
27. Ueber Offensive und Defensive sowohl in politischer als in

literarischer Hinsicht. Pölitz's Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst. 1828. Mai.

28. Protest gegen einen falschen literarischen Wechsel. Leipz. Literaturzeitung. 1828. Nr. 209.

29. Ueber Verfassungen [geschriebne und ungeschriebne, verwilligte und verhandelte]. Bran's Minerva. 1831. März. Nr. 2. Anonym.

30. Ueber Nazionalstolz und Nazionalhochmuth. In den zuerst von Pölitz, nachher von Bülau herausgegebnen Jahrbüchern rc. 1839. Mai.

31. Endlich stehen auch in der zu Leipzig von den Professoren Bülau und Weiske herausgegebnen Zeitschrift: Das Vaterland, so viel kleinere Aufsätze, daß sie eben so wenig, als die in die Tausende gehenden Rezensionen in mehren Literaturzeitungen und andern kritischen Blättern, hier einzeln angezeigt werden können. Zusammengedruckt würden sie mehre Bände füllen.

Zugabe.

Da es wohl keinen prosaischern Schluß eines Buches giebt, als ein trocknes Bücherverzeichniß: so will ich zum Schlusse dieses Buches poetischer gestimmten Lesern noch etwas Poetisches mittheilen, das ich aber nicht selbst gedichtet, sondern von Andern zur Nachfeier meines Magisterjubiläums zugesandt bekommen habe. Ich meine jedoch nicht die poetische Epistel eines Pietisten oder Mystikers in Hamburg, welcher, nachdem er in den Zeitungen von jenem Jubiläum gelesen, dermaßen sich begeistert fühlte, daß er sich augenblicklich entschloß, durch die symbolische Figur eines von zwei Kreuzen umgebnen Kreises, als eines außerordentlichen Mittels zur Seligkeit, mir armen Sünder erst die rechte Jubelfreude zu bereiten. Wiewohl ich nun die gute Absicht dankbarlichst anerkenne: so kann ich doch für meine Person keinen Gebrauch von jenem Mittel machen, weil ich leider die rechte Anwendung desselben nicht verstehe und mir auch die gereimten Verse, in welche der fromme Mann seine Anweisung dazu eingekleidet hat, so ungereimt vorkommen, daß ich sie noch weniger verstehe und beinahe vermuthen möchte, wenn eine solche Voraussetzung nicht zu hart wäre, daß es im Oberstübchen des poetischen Briefschreibers nicht recht geheuer sei. Ebendarum kann ich auch sein Wundermittel nicht der öffentlichen Kritik preisgeben, sondern erbiete mich nur, es gleichgestimmten Seelen zum Privatgebrauche mitzutheilen, wenn sie dessen magische Kraft an sich selbst erproben wollen.

Den übrigen Lesern aber will ich lieber statt dessen ein paar Sonnete mittheilen, die mir gleichfalls zur Nachfeier des erwähn-

ten Jubelfestes der wackere Mendelssohn=Verein in Dresden zugesandt hat. Dieser Verein hat unter dem Schutze der hohen Staatsregierung schon soviel Gutes zur Ausbildung der jüdischen Glaubensgenossen gestiftet, daß er der kräftigsten Unterstützung auch von Seiten der Christen sehr würdig ist; wozu ich eben durch diese Mittheilung meinen eignen Glaubensgenossen Anlaß geben möchte*). Die Juden werden auch eine solche Theilnahme nicht minder dankbar anerkennen, als sie meine geringen Bemühungen für ihre gänzliche Emanzipazion in Staaten, die sich wohl christlich nannten, oft aber jene Unglücklichen nicht einmal menschlich, geschweige christlich, behandelten, anerkannt haben. Und dieß mag auch den mir unbekannten Dichter entschuldigen, wenn er mich um jener Bemühungen willen zu poetisch gepriesen hat. Denn je inniger die Dankbarkeit ist, desto mehr idealisirt sie auch, gleich der mit ihr verschwisterten Liebe, ihren Gegenstand und sagt daher von ihm lieber zu viel Gutes als zu wenig, nach dem altdeutschen Spruche: „Wes das Herz voll ist, des strömt der Mund über."

1.

Zwei Sterne sind's in hohen Himmelszonen,
Die leuchtend meinen Blick gefesselt halten;
Wo sie am Völkerhorizonte walten,
Da mag das Glück im schönsten Glanze thronen.

Die Freiheit flicht die herrlichste der Kronen,
Lässt Jedem gern ihr Lichtpanier entfalten;
Und wo der Weisheit goldne Lehren walten,
Mag Arm und Reich in süßem Frieden wohnen.

*) So eben erschien im Druck eine Uebersicht der Einnahme und Ausgabe des Vereins in den JJ. 1838—40. nebst einem Verzeichnisse seiner christlichen und jüdischen Mitglieder. An der Spitze der Ersten stehn JJ. MM. König und Königin, und JJ. HH. Prinz Johann, Prinzessin Amalia und Prinzessin Augusta. Dann folgen Mehre der obersten Staats-, Kriegs- und Hofbeamten. Einen solchen Verein giebt es wohl nicht weiter in der ganzen Christenheit. Destomehr Ehre macht er dem Königreiche Sachsen, das hier wieder mit einem schönen Beispiele andern Staaten vorangeht. Möge man nur bald und überall dem Beispiele folgen!

Du hast für Beides wacker stets gestritten
Mit Deines Geistes Licht, des Herzens Blute,
Weil stets der Menschheit schönes Ziel Dir glänzte;
Und ob Du auch als Märtyrer gelitten,
Du hast's verfolgt mit ewig frischem Muthe,
Bis endlich Dich des Sieges Lorbeer kränzte.

2.

Du hast gehört des armen Volkes Klagen,
Deß heil'ge Menschenrechte man verhöhnte,
Und das nach Freiheit, Menschenwürde stöhnte,
Ob man den Geist in Fesseln gleich geschlagen.

Gott sandte Dich, die Rettung kühn zu wagen;
Du warst's, der mit der Menschheit uns versöhnte,
Der uns durch Wort und Schrift und That gewöhnte,
Das Haupt voll Hoffnung wieder hoch zu tragen.

Die Freiheit keimt, die Du im Kampf errungen,
Die Weisheit grünt, die Du gepflanzt in Lehren;
Dich nennt der Ruhm in weiten Länderkreisen.
Nimm auch von uns des Dankes Huldigungen!
Wir werden stets Dein treues Wirken ehren,
Und liebend Dich für alle Zeiten preisen.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Berichtigungen.

S. 30. Z. 3. von unten l. hatte st. hat

„ 38. „ 17. von oben l. Verhältnisse st. Verhältnissen

„ 61. „ 4. von unten l. angenommen st. angenomme

„ 62. „ 1. „ „ l. *Μηδεν* st. *Μyδεν*

„ 62. „ 2. von oben l. daß st. das

„ 123. „ 16. von unten l. tröstete st. tröstetete

„ 132. „ 18. von oben l. widerstehn st. wiederstehn

„ 133. „ 2. von unten l. Oberlandesgerichts-Chefpräsident st. Regierungs-Präsident

„ 183. „ 8. von oben l. Gefühlsmenschen st. Gehülfsmenschen

„ 235. „ 8. „ „ l. ich st. ist

„ 242. „ 8. von unten l. Halbjahre st. Halbjahr

„ 247. „ 9. „ „ l. Correggio st. Corregio

„ 249. „ 15. „ „ l. durchschnittlich st. durschnittlich

„ „ „ 11. „ „ l. sechs st. fünf

„ 256. „ 6. „ „ l. zweiten st. dritten

„ 270. „ 13. von oben l. Aergerniß st. Aegerniß

„ 286. „ 11. „ „ l. Maxime st. Maxiwe

„ 287. „ 3. von unten l. höhere st. höher

„ 288. „ 10. „ „ l. bedauernswerther st. bedauerswerther

„ 294. „ 2. „ „ l. Würden st. Würde

„ 296. „ 8. „ „ l. fortdauernd st. fortdaund

„ 297. „ 4. „ „ l. uneigennützigen st. uneigennütziges

„ 300. „ 20. von oben l. Plan st. Plane

„ 302. „ 5. von unten l. Gerechte st. Gerechee

„ 322. „ 2. von oben l. um st. und

Bayerische Staatsbibliothek München

H. HEINRICH
Buchbinderei
Rottenburg/L.

Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Krug, Wilhelm Traugott,

Krugś Lebensreise in sechs Stazionen von ihm selbst beschrieben

Leipzig 1842

Biogr. 587 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10064376-3